<36630086660016

# Nichts.

Roman von Ida Boy-Ed.

# Nichts.

Roman

von

Ida Boy-Ed.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1897.

Meinem lieben Sohn

Walter

gewidmet.

Lübeck 1896.

## Erstes Kapitel.

Es war Abend.

Das geräumige, viereckige Zimmer ward schwach erhellt von der Lampe, welche auf dem runden Tisch stand, ein Lampe auf hohem Fuß mit einer geschweiften Milchglaskuppel und einem Ölbehälter von blankem Messing, der in Retortenform frei neben der Glaskuppel vom Lampengestell hinausragte. Die drei straßenwärts gelegenen Fenster des Raumes waren mit weißen Musselinvorhängen verhüllt. Der Estrich glänzte braun und blank, und nur unter dem Tisch und den ihn umstehenden Stühlen lag ein Teppich. Die Stoffbezüge der Sitze und des Sofas waren von rot und weißem Wolldamast, auch die Lehnsessel mit ihrem Holz von dunkelm Mahagoni zeigten nur auf ihren Sitzplatten Polster. An den Wänden, die mit wenig Stuck und heller Malerei in Felder abgeteilt erschienen, standen einige große Möbelstücke, vor dem mittleren Fenster ein Blumentisch mit gutgepflegten Pflanzen und in einer Ecke eine dünne Säule, welche die Büste Alexander von Humboldts trug. Über dem Sofa hing ein großes Ölbild, eine Frau darstellend, deren dunkeläugiges, vornehmes Gesicht aus einem Gainsboroughhut heraus-

schaute. Man konnte sehr wohl erkennen, daß die Dame, welche unter dem Bild auf dem Sofa saß, das Original des schönen Porträts war, obschon Lebensalter und Tracht von dem, was der Maler wiedergegeben, sehr erheblich abwichen.

Jetzt trug Frau Edith von Ahlefeld, geborene Guildford, kein weißes Kleid mehr, welches unter dem Busen gegürtet war; ihre stattliche, sehr aufrechte Gestalt war in ein Gewand von Changeantseide gehüllt, und die enge Taille hatte einen zierlichen kleinen Schoß, unter welchem der Rock in vielen Fältchen herauskam. Und das dunkle Haar legte sich in glatten Scheiteln um die Stirn, bildete an den Ohren lockige Puffen und war im übrigen unter einer zierlichen glatten Haube von Blonden und Band versteckt. Obschon das Bild vor zweiundzwanzig Jahren von einem berühmten englischen Porträtmaler angefertigt worden war, ließ Frau von Ahlefeld es mit dem ruhigen Bewußtsein über ihrem Sofaplatz hängen, stets zum Vergleich, daß sie auch jetzt noch eine sehr schöne Frau sei.

Sie stickte mit bunten Seidenfäden eine Landschaft auf weißen Atlas, nach einer kleinen Aquarellskizze, welche vor ihr auf dem Tische lag, und schien der Stimme ihrer älteren Tochter zuzuhören, welche etwas eintönig aus dem „Hamburger Museum“ die Fortsetzung des Romans „Der Eid oder Verbrechen aus Gewissensbisse“ vorlas. Claudine las so, als ob Auge und Stimme ihr nur mechanisch den Dienst thaten und als ob ihre Gedanken in der That ganz wo anders seien.

Sie ähnelte der Mutter wenig und hatte von dem stolzen, strengen normännischen Typ der Guildfords gar nichts abbekommen, als die Schönheit der Gesichtsfarben.

Ihr rundes unregelmäßiges Gesicht war angenehm anzusehen. Es lag eine so heitere Ruhe darauf. Und wenn das Auge sich einmal hob, sah man, daß es ein lebhaftes, großes, von unbestimmten Farben war.

Auf dem Tische lagen allerlei Zeitschriften, und Lena, die jüngere Schwester, fand in sich nicht mehr die Geduld, den Schicksalen des verbrecherischen Friedrich, welcher im Roman, den die Schwester vorlas, eine schauerliche Rolle spielte, zu folgen. Rücksichtslos griff sie nach einer Nummer des „Frankfurter Konversationsblattes" und begann für sich zu lesen.

„Lena," sagte die Mutter mißbilligend und sah sie an.

„Ach was!" bemerkte diese kurz. Claudine machte eine Pause. Die Mutter seufzte. Es war immer die einzige Gegendemonstration, die sie sich gönnte. Dann wartete sie ein Weilchen, daß Claudine wieder anfange zu lesen. Allein diese saß und sah mit großen Augen in das Licht und hatte offenbar den „Eid oder das Verbrechen aus Gewissensbisse" ganz vergessen.

„Dina," sagte die Mutter mit sanftem Mahnen.

Sie nahm sogleich das Blatt wieder auf und las weiter:

„Wir schweigen von Walters heftigem Erschrecken beim Anblick des totgeglaubten Mannes, des Jägers Jakob und melden nur, daß der Bösewicht, Rasberg, inzwischen nach dem Sterbezimmer zurückgeführt wurde,

um sich dort nicht allein zu dem Morde des Barons, sondern auch zu dem des Doktors Horst und der Haushälterin desselben . . ."

„Aber Dina, das hast du ja schon einmal gelesen," bemerkte die Mutter, doch mehr mit Ergebung als Vorwurf.

„Ach, Mama, vergib. Aber du begreifst, daß meine Gedanken heute nicht bei einem Roman sein können," sagte Dina.

Lena räusperte sich etwas anzüglich, warf das Blatt hin, in welches sie geguckt hatte, und nahm ein andres.

„Ach!" rief sie gleich darauf und vertiefte sich in ihren Gegenstand. Sie trug beim Lesen und auch sonst fast beständig eine goldgefaßte Brille, welche sie nur selten durch den Gebrauch eines Lorgnons ersetzte.

„Lena," sagte die Mutter, „du gewöhnst dich zu sehr an die Brille. Man sieht dich fast nie mehr ohne sie."

„Ach, Mamachen, mit der Brille sehe ich doch höchstens gelehrt aus. Nehme ich das Lorgnon vor meine Stumpfnase und blöden Augen, so sehe ich impertinent aus. Da ziehe ich doch ersteres vor. Ganz ohne Glas, weißt du, bin ich ein blindes Huhn, und ich mag nun mal gern sehen, was das Schicksal um mich herum vorgehen läßt."

„Um dich herum! Wie das klingt. Du hast immer so eine unbescheidene Ausdrucksweise," klagte die Mutter.

„Sehr einfach, Mama. Da ich niemals für einen andern Menschen Mittelpunkt sein werde, bin ich es mir selbst. Im Grund genommen gehört es ja wohl

auch zu den unveräußerlichen Menschenrechten, sich selbst als Haupt und Ruhepunkt in der Flucht der irdischen Erscheinungen zu betrachten," sagte Lena und lachte. Dann bekam sie tiefe Grübchen in den frischen Wangen, und ihre intelligenten Züge wurden lebhaft. Sie war heller als Claudine, hatte in der That ein Stumpfnäschen und bekam durch die Brille etwas überlegen Anspruchsvolles im Gesicht.

Die Mutter seufzte.

„Mama," sprach Dina mit ihrer liebevollen Stimme, „seit wir hier am Tisch sitzen, ist dies das zehnte Mal, daß du seufzest. Laß uns doch lieber von dem sprechen, was uns bewegt."

Frau von Ahlefeld schüttelte langsam das Haupt. Sie machte nie eine hastige und unharmonische Bewegung.

„Auf Männerrat wirst du vielleicht eher hören. Warten wir, bis Claudius kommt. Ich habe ihn hergebeten," sagte sie.

Hierauf war nichts zu antworten. Die Frauen verharrten in Schweigen. Frau von Ahlefeld begann einen Schwan in das himmelblauseidene Gewässer ihrer gestickten Landschaft zu setzen, Lena stützte die Ellbogen auf und las vertieft. Claudine strich gedankenvoll die Falten ihres geblümten Kleides glatt.

Die Schwestern waren gleich angezogen, sie trugen Kleider von Joinville-blauem Taffet mit rosa Blümchen darin, enge lange Ärmel deckten die Arme, aber das anschließende Leibchen ließ den schönen Hals frei.

Von der Straße her drang ein verworrener Tumult. Claudine stand auf und sah aus dem Fenster auf den von rötlichen Gasflammen nur spärlich beleuchteten Fahrdamm.

Ein Haufen johlender Burschen, dazwischen einige Weiber, zog vorüber.

„Es scheint nichts. Vielleicht ein Betrunkener, den man hänselt," sagte Claudine, dem ängstlich wartenden Blick der Mutter mit heiterem Auge begegnend.

„Möchte es nichts andres zu bedeuten haben," sprach Frau von Ahlefeld gedrückt, „und im Grunde: was sollten sie noch wollen? Der König hat doch heute verkündigt, daß er den Landtag auf den 27. April einberuft."

Lena erhob das Haupt. „Ach du meine Güte," sagte sie, „das ist noch lange hin; bis zum 27. April können wir schon alle gespießt und gehangen sein, und im Schloß wohnt vielleicht dann schon der dritte oder vierte Präsident der Republik."

„Rede nicht so gottloses Zeug," verwies Frau von Ahlefeld mit ungewöhnlicher Heftigkeit. „Uns arme Frauen wird man schon ungeschoren lassen. Und das wolle der Himmel verhüten, daß man den Thron Seiner Majestät . . ."

Sie sprach es gar nicht aus. Lena aber meinte kaltblütig:

„Wie so ungeschoren?! Wir sind Aristokraten, also Verbrecher. Bei diesen Zeitläuften Meyer zu heißen, hat seine Vorteile."

„Lena, ärgere Mama doch nicht,“ sagte Claudine. „Wir sind ja nicht in Frankreich und schreiben nicht 1792, sondern 1848. Es wird schon alles gut werden. Der König bewilligt, was das Volk verlangt, und die Revolution wird verhütet.“

„Nun guck,“ sprach Lena und faltete die Hände über ihrer Zeitung, während sie die Schwester durch die Brille lustig ansah, „wie sie weise redet. Und dabei bin ich überzeugt, daß sie nicht antworten kann, wenn ich sie frage: Was verlangt denn das Volk? Preßgesetz, Wahlreform, Steuerbewilligungsrecht, Schwurgerichte, Veränderung der Verfassung, Gleichberechtigung aller Bekenntnisse, das sind ihr lauter unbekannte Begriffe.“

„Ich hoffe, daß auch du nichts davon verstehst,“ rief Frau von Ahlefeld, „wir sind nur Frauen, und euer Vater sagte schon immer, politische Weiber seien widerwärtig. Dina ist viel weiblicher als du!“

Die Schwestern sahen sich lächelnd an, Lena nahm die Strafpredigt nicht im mindesten übel.

„Daß du Dina vor mir herausstreichst, Mama, bist du ihr heute um so mehr schuldig, als du ihr ja die Gelegenheit nehmen willst, weiblich zu handeln. So schlankweg nach dem Gebot ihres Herzens! Da ich nun aber niemals lieben und heiraten werde, kann ich nicht früh genug anfangen, eine alte Jungfer zu werden. Für Papageien und Möpse bin ich nicht zu haben, — also: es lebe die Politik und die Litteratur. Ich bereite mich eben schon auf meine Emanzipation vor, durch Lektüre

dieses ausgezeichneten Artikels im Frankfurter Konversationsblatt „Bildung der Frauen zum Nationalsinn.“

„Du bist schrecklich,“ sagte die Mutter fast weinerlich. „Und du sprichst zu viel. Dina ist viel schweigsamer als du.“

„Dafür meint sie aber auch immer genau das, was sie sagt,“ bemerkte Lena mit besonderer Betonung. Das konnte die Mutter im Hinblick auf die heutigen Ereignisse abermals für eine Anzüglichkeit nehmen. Aber Frau von Ahlefeld war zunächst durch den Straßenlärm, obschon er in der Ferne ganz verhallte, von ihren Familiensorgen ganz abgelenkt.

Ihre Gedanken hingen den Unruhen der Zeit nach, die sie gar nicht begreifen konnte, von denen sie nur eine höchst unklare Vorstellung hatte und deren Ursachen ihr völlig verschleiert blieben.

Alles, was mit Lärm und rohem Geschrei verbunden war, deuchte ihr von vornherein schrecklich. Man hatte in ihrer Jugend noch so viel von den Schrecken der französischen Revolution gesprochen. Sie hatte persönlich eine Dame aus hoher Familie gekannt, die ihr, der kleinen Edith Guildford, für drei Schilling die Stunde französischen Unterricht in London gab. Und im Grunde genommen faßte sie in dieser einen Erinnerung alle Vorstellungen von Umsturz und Revolution zusammen.

Diese häßlichen Worte nun schwirrten in der Luft umher, und obschon sie in einem wohlanständigen Hause wie dem Ahlefeldschen gar nicht laut ausgesprochen werden durften — ausgenommen von Lena, die vor gar

nichts Angst hatte — hörte man sie doch. Und sie beschworen so peinlich deutlich das Bild der hochgeborenen Sprachlehrerin herauf! Wenn man sich das ausmalte — — Frau von Ahlefelds Finger zitterten beim Sticken. Es war so friedlich und still im großen Zimmer; in der sanften Beleuchtung nahmen alle Formen weichere Linien an, alle Farben dämpften sich zu harmonischer Unbestimmtheit ab.

Lena las eifrig. Die Mutter und ihre andre Tochter waren in schweren Gedanken. Plötzlich schraken alle drei zusammen und horchten auf.

Wie ein fernes Brausen erscholl es, das langsam anwuchs. Aus dem gleichtönigen Geräusch erhoben sich dann vereinzelte gelle Schreie. Dann ward das Ganze ein betäubender Lärm. Pferdehufe trampelten, als drängte eine Schar von Rossen eng aneinander im kurzen Trabe vorwärts.

Beide Töchter sprangen auf, stürzten zur Thür hinaus und hörten nicht auf den Angstschrei der Mutter. Sie liefen die Treppe hinab und wechselten auf dem Flur hastige Reden mit dem Diener und zwei Männern, die neben dem alten Jakob hinter der verschlossenen Hausthür standen.

Nach zwei Minuten waren sie wieder oben bei der Mutter.

„Jakob hat die Thür verschlossen. Die großen Riegel sind vorgeschoben. Der Kassenbote und ein Commis von unten sind vor einer halben Stunde gekommen. Ängstige dich nicht Mama,“ sagte Claudine, während Lena ein

Fenster öffnete und dem johlenden Menschenhaufen nachsah, den ein Zug Kavallerie die Taubenstraße entlang vor sich hertrieb.

Die Mutter betupfte ihre Stirn mit dem Spitzentüchlein und konnte kein Wort sprechen.

„Es war sehr umsichtig vom Bankier Pröhle, daß er gleich zwei Leute geschickt hat, als die ersten Unruhen sich zeigten. Es ist nur Pöbel, Mama, das Militär wird schon wieder Ruhe schaffen," sprach Claudine weiter und setzte sich neben die Mutter, um ihr zärtlich die Hände zu streicheln.

Lena schlug die Fenster zu.

„Sie haben sich nach der Friedrichstraße verzogen. Da siehst du nun, Mama, wie klug es war, daß wir nach Papas Tod das Erdgeschoß an Pröhle vermietet haben. Dir deuchte es so wenig vornehm. Aber nun hat man doch außer unserm alten klapprigen Jakob noch ein paar Mannsleute im Hause!"

„Aber auch einen Anreiz für den räuberischen Pöbel. Ein Bankgeschäft! Bei uns Frauen hätte man keine Schätze vermutet," klagte die Mutter.

„Ach was, dahin wird es ja nicht kommen," sagte Lena tröstend.

Die Uhr auf dem Sekretär schlug unter ihrem Glasgehäuse acht.

„Nun," meinte Lena, „essen kann man ja immerhin. Ich wenigstens habe Hunger."

„Wie kannst du Hunger haben!" rief die Mutter, obschon sie auch gerade gedacht hatte, daß ihr eine Tasse

Thee recht gut thun würde; aber sie wollte ihrer Aufregung, ihrem sorgenvollen Herzen das Zugeständnis eines so prosaischen Bedürfnisses nicht machen.

Lena zog sie vom Sofa empor.

„Siehst du, beim Wettrennen haben die Pferde und die Jockeys auch keinen Hunger, die Zuschauer auf den Tribünen aber manchmal ganz gehörig. Und wir sind ja auch bloß Zuschauer, Mama, wir machen ja nicht mit. Für einen Mann denke ich mir den Sport, mal Revolutiönchen zu machen, riesig interessant."

„Du folterst mich mit deinen Reden."

„Sie meint es ja nicht so," sagte Claudine tröstlich und hängte sich in den andern Arm der Mutter.

So schritten die drei Frauen in das Speisezimmer, welches neben dem großen Wohngemach lag und ebenfalls drei Fenster nach der Straße zu hatte. Dann folgte in der stattlichen Breite des alten Hauses noch ein einfensteriges Kabinett, wo Frau von Ahlefeld mit ihren nächsten Freunden zuweilen Whist spielte, ihre Korrespondenzen erledigte und ihre Bücher führte.

Der Tisch war gedeckt, und zwar sehr einfach mit ein wenig kalter Küche. Neben Claudines Platz stand das Theekomfort, ein lackiertes Gestell mit urnenartigem Aufsatz, darin sich ein Kohlenbecken befand, auf welchem der Kessel mit heißem Wasser stand.

Eine Moderateurlampe hatte ihren Platz auf dem Tisch, eine zweite stand auf dem Büffett vor dem großen Spiegel, der in dessen Krönung eingelassen war. Die Einrichtung des Eßzimmers hatte Edith Guildford als

Braut in England beschafft, und die Größe der Möbelstücke sowie die Bequemlichkeit derselben erregte immer die Bewunderung ihrer hiesigen Freunde.

Die Mama hielt es für nötig, sich von den Töchtern zum Essen und Trinken sehr bitten zu lassen, denn sie glaubte, in jeder Weise zeigen zu müssen, daß sie ganz aus der Fassung sei.

Man sprach fort und fort über den Tumult und was er zu bedeuten gehabt haben möge. Zum zehnten Male beklagte Frau von Ahlefeld, daß unter diesen Umständen ihr lieber Freund, Pastor Claudius, nicht kommen werde, während sie ihn doch nie so nötig gehabt habe, als diesen Abend. Die Töchter waren nicht sonderlich gerührt durch diese Klagen; bei weit geringeren Anlässen hörten sie die Mutter nach Pastor Claudius verlangen und sagen, daß sie noch nie so dringend mit ihm zu reden gehabt habe, als jetzt in dem in Frage kommenden Moment.

Diese Gespräche wurden unterbrochen durch dumpfe Schläge, die durch das Haus drangen. Es schien, als poche jemand mit ehernen Fäusten gegen die Thür.

„Onkel Hans, Onkel Hans!“ rief Lena und hüpfte beinah auf ihrem Stuhl vor Vergnügen.

„Glaubst du?!“ fragte die Mutter etwas zaghaft.

„Na, den Faustschlag kenn' ich doch! Und da — hörst du, die Hausthürglocke bimmelt! Jakob hat die Riegel und Schlösser geöffnet! Hurra, Dina, du kriegst Succurs,“ sagte Lena und nahm ihre Brille ab.

Denn Onkel Hans konnte sie mit derselben nicht leiden.

„Onkel Hans hat gar keinerlei Stimme in dieser Angelegenheit," sagte die Mutter voll Haltung. „Ich allein werde dies mit Claudius zu besprechen und zu entscheiden haben."

Lena duckte sich ein bißchen, als habe man ihr eins versetzt. Claudine aber sah ihre Mutter groß und ruhig an.

„Liebe Mama," sprach sie, „vergiß doch nicht einen Augenblick, daß alles schon entschieden ist."

„Das wird sich zeigen," rief Frau von Ahlefeld und horchte mit etwas seitwärts gebogenem Kopf und leicht geöffnetem Mund nach der Thür hin. Sie war auf dem rechten Ohr schwerhörig und mußte Geräusche, die von rechts kamen, mit besonderer Aufmerksamkeit zu erhaschen suchen.

„Das sind ja zwei Männer." — —

In diesem Augenblick kam Jakob, dessen bartloses Gesicht von den Falten des Alters und der beständigen Freundlichkeit durchfurcht war. Er neigte sein weißes Haupt respektvoll und meldete:

„Der Herr Oberst von Ahlefeld und der Herr Pastor Claudius."

Lena wurde sehr rot. Frau von Ahlefeld erhob sich sogleich, in ihrem Gesicht war so etwas von Unfreiheit, von Verwirrung zu lesen.

„Ich bitte den Herrn Oberst, sich hierher zu bemühen, und lassen Sie den Herrn Pastor ins Wohnzimmer treten," sagte sie steif.

Mit stolzer Haltung schritt sie hinaus. Die Töchter sahen ihr sehr aufmerksam nach. Und dann war es Claudinen, als habe Lena geseufzt.

„War das ein Seufzer?“ fragte sie erstaunt.

„I bewahre. Um wen sollte ich wohl seufzen?“

Die Thür vom Flur her öffnete sich. Beide Mädchen flogen empor und liefen auf den alten Herrn zu, sich gleichzeitig an seinen Hals hängend.

„Hallo, hallo, Kinder. Das ist ja beinah wie früher, als ihr Wettlaufen hieltet, wer zuerst dem Onkel Hans um den Nacken sitzt mit den Ärmchen.“

Er war ein hoher alter Herr, der Oberst a. D. von Ahlefeld. Sein rötliches Gesicht war grobnarbig wie die Schale einer reifen Orange und der dicke langhaarige weiße Schnauzbart überhing den Mund. Die Stirn war breit und eisern, und unter den starken grauen Brauen blitzten zwei lustige Augen hervor.

„Wir haben dich so nötig, Onkel Hans!“ sagte Lena.

„Hab' ich mir gedacht, hab' ich mir gedacht. Drei Frauensleute allein bei den Zeitläuften! Geht nicht! Wollte mich anbieten, die nächste Zeit bei euch zu wohnen,“ sprach er mit seiner polternden Stimme. „Das heißt, wenn die Mama mein Organ aushält. Kann mal nicht anders als fortissimo reden.“

„Ach, Onkel, so haben wir dich nicht nötig gehabt,“ klagte Lena. „Wegen Dina. . .“

„Ich habe niemand nötig,“ sprach diese wohlgemut. „Nicht wahr, Onkelchen, was man so innerlichst muß, so, als habe der liebe Gott einem gesagt: ‚Du kannst

nicht anders,‘ das setzt man auch ohne viel Hilfe und Scenen durch.“

„Bravo!“ sagte der Alte und schlug ihr sehr handfest auf die Schulter. „Also da ist irgend etwas Besondres los? Hab' ich mir gedacht, hab' ich mir gedacht. Als die Thür aufging, denk' ich, nanu werden mir die drei Weibsleute kreischend entgegenfliegen: Onkel, hilf uns, rett uns, beschütz uns! denn wer hat heut für was andres Sinn, als für den Pöbel, der sich da draußen großmäulig macht. Waren leider 'ne Handvoll Studenten dabei. Na einerlei, werden ihnen schon das Maul stopfen. Wenn was faul ist im Staat, die haben kein Recht mitzureden. Sagt mal, wart ihr denn nicht heidenmäßig bange? Anstatt mir als Schützer in der Not entgegenzujubeln, wird man ceremoniös in dies und das Zimmer gebeten; nämlich ich und der Pastor. Er in die Wohnstube, ich hierher. Und als ich den Pastor in der Taubenstraße beinah vor der Hausthür treffe, erzählt mir der, daß er extra herberufen sei! Nun bitt' ich: den Pastor in Ehren, er ist ein famoser Kerl, aber bei Straßentumulten euer Haus zu schützen, dazu bin ich doch der Nächste.“

„Ach, Onkel,“ sprach Lena, „dazu hat Mama ihn nicht hergebeten; du wirst dich wundern.“

„Wundern, Kind?“ fragte er und rieb sich die Hände. „Dazu brauch' ich ein Glas Wein, auf schwere Speisen und neue Ereignisse muß ich was Alkoholisches setzen, sonst bekommt's mir nicht. Setzt euch her. Dina, wenn da bloß euer gewöhnlicher Pulliac auf dem Büffett

steht, auch gut! Wollen den alten Jakob nicht abends Glock neun noch in den Weinkeller runtersteigen lassen."

Dina trug die eben angebrochene Flasche nach dem Tisch. Lena hatte sich schon Stuhlkante an Stuhlkante neben Onkel Hans gesetzt. Sie legte die verschränkten Arme auf den Tisch und sah mit vorgeneigtem Haupt ganz dicht in des Onkels Gesicht.

„Du weißt, Onkel, ich muß dich genau angucken, sonst kann ich ja nicht sehen, ob du flunkerst oder ernsthaft bist," sagte sie.

„Naseweis," sprach er und gab ihr einen Nasenstüber. „Bei dem Gebrüll nach Freiheit und Gleichheit und andern feuergefährlichen Dingen, mit denen nur kluge Leute umzugehen verstehen, kann einem die Lust zum Spaßen vergehen. Wenn der Pöbel Historie macht, erzähl der Deubel Histörchen."

Er schenkte sich ein und trank mit einem Zuge aus. Daß etwas Besondres im Werke war, daß er eine Neuigkeit, die Dina betraf, hören sollte, hatte er bereits vergessen.

„Hört mal, Kinder," sagte er gemütlich, „ihr kriegt ihn doch noch, glaub' ich immer."

„Wen?" fragten beide aus einem Mund.

„Nun, den Stiefvater!"

„Ach, Unsinn!" rief Dina mit Entschiedenheit. Lena sagte nichts, ihre Finger, die mit der Brille spielten, zitterten.

„Ja, ja, ja," machte der Oberst und winkte ab mit der erhobenen Hand, „man hat auch seine Augen im

Kopf. Seht mal," fuhr er fort und faltete die Hände um sein Glas, während er die Ellbogen auf den Tisch legte, „das war nun so. Euer Vater, mein kleiner Bruder, Gott, was war er für'n famoser kleiner Bengel, als Muttern von uns ging; wißt ihr, sie hatte ein verfluchtes Leiden, dagegen kein Kraut gewachsen war, aber wie 'ne Heldin hat sie's getragen, sie war nur 'ne einfache adelige Frau, aber Ähnlichkeit mit unsrer seligen Königin Luise hat sie doch gehabt; die hättet ihr noch kennen sollen, Kinder, ich habe mal als blutjunger Lieutenant Wache gestanden in Königsberg vor ihrer Thür, ein Engel war sie, vom Himmel herniedergestiegen, zu gut für diese verfluchte Welt. . . ."

Eine Thräne rann ihm an der Wange nieder.

„Was wollt' ich noch sagen?" fragte er.

„Du wolltest erzählen, warum du denkst, daß Mama sich noch einmal vermählen könnte," sagte Dina und streichelte ihm die Backe.

„Jawoll, jawoll," erinnerte sich der Oberst und erzählte weiter. Die beiden Mädchen hörten immer aufmerksam zu, und weil das manchmal nicht ganz leicht war, steckten sie ihre Köpfe eng mit dem seinen zusammen.

„Also Mutter hatte mir ihn anbefohlen. Ja, das hatte sie. Ich war zehn Jahre älter als euer Vater. Nein, ein zu hübscher Bengel und so fidel. Immer obenauf. Immer vorneweg mit'n Mundwerk. So wie du, Lena. Na, Soldat wollte er ja nicht werden, da war nix zu machen. Studieren. Herrjes, sagte ich,

Junge, zu dem Mundwerk noch Gelehrsamkeit, dann können sich die Leute man vor dir verstecken. Er wär' auch noch Justizminister geworden, wenn er nicht so früh sich davongemacht hätte in das Land, wo es ja besser sein soll als hienieden, obschon ich woll sagen kann, bis auf die letzte Zeit hab' ich's ganz behaglich gefunden in dem irdischen Jammerthal. Nur das verfluchte Geschrei nach Freiheit soll'n sie bleiben lassen, das wird ungemütlich. Aber wißt ihr, Kinder, ich bin ganz zufrieden, daß ich Invalide bin. So 'ne Straßenschlachterei — Gott verhüte, daß sich das von heut abend wiederholt — das wär' doch nicht mein Fall. Bürgerblut auf meinem Rock, der bei Leipzig von Soldatenblut gefärbt war — französisches, Kinder — ne, ne."

„Du wolltest von Papa erzählen," mahnte Lena, auf deren Wangen langsam rote Flecke entstanden waren, die von einer versteckten Erregung kommen mußten.

„Erst noch mal trinken. — So. — Ja, er wuchs mir höllisch übern Kopf, der Kleine. Das heißt bloß geistig, Kinder. In der Figur kam er mir nicht nach. Da kam mir zu meinen Zeiten so leicht keiner nach. Als er fertig studiert hatte, wollte er reisen. Nu bitt' ich euch, kann es anderswo schöner sein als in Preußen? Aber euer Vater und eure Mutter sagen ja, daß in England vieles besser ist; na meinswegen, ich bin nicht dagewesen und das dicke englische Bier bekommt 'nem alten Soldaten auch nicht. Den Wellington will ich wohl gelten lassen, indessen unser Marschall Vorwärts — — na ja, Lena, puff mich nur, ich komme schon

zu meinem Gegenstand. Also er reiste nach England. Sein Freund Claudius mit ihm. Er war damals fünfundzwanzig, Claudius erst zwanzig. Professor Claudius, dem Bernhard Claudius sein Alter, hatte eurem Vater ja wohl die Weisheit mit ganz besonders großen Löffeln erfolgreich eingegeben, daher er sich mit dem Bernhard so brüderlich stellte. Also die zwei nach Engelland. Was soll ich euch sagen, Mächens: verlieben sich die beiden stantepede in die Edith Guildford. Nicht mein Geschmack, absolut nicht! Mir zu schön, zu gemessen; mag lieber das Rundliche, Mollige, Drollige. Na, Bernhard Claudius als zwanzigjähriger grüner Jüngling liebte woll bloß so aus scheuer Ferne. Kam nicht ins Treffen. Aber euer Vater führte die Braut heim. Meine Perplexität könnt ihr denken, wo der Bengel mit her Braut aufwartet, und ich selbst noch ledig war."

„Und du glaubst, Onkel, daß Pastor Claudius unverheiratet blieb, weil er immer noch Mama liebte? Du denkst nun, da Papa tot ist, werde sie ihn für solche Treue belohnen?" fragte Claudine und entsann sich, daß man ihr nach dem treuen Freund sogar den Namen gegeben hatte.

Der Oberst wiegte das Haupt.

„Ob's nun aufs Haar justament so ist, wie du das ausdrückst, das kann ich dir nicht sagen," meinte er. „Bernhard Claudius mag wohl erst seine paar Jährchen an dem Sentiment zu verdauen gehabt haben, dann verpaßt sich Zeit und Gelegenheit — wie's ja mir so ergangen ist. . . ."

Lena hatte Angst, daß der Onkel seinen Liebesroman einflechten würde, der unter einer Stunde nicht erzählt war, und fragte schnell dazwischen:

„Und nun sollte er auf seine Jugendschwärmerei zurückkommen?"

Der Oberst pfiff und sah seine Nichten ungeheuer schlau an.

„Vielleicht mehr sie. Nämlich eure Mutter. Kinder, Kinder, keine Gesichter machen. Ich sag' nichts Unpassendes. Aber das ist doch so simpel, so furchtbar natürlich. Da ist ein prächtiger, hochgeachteter Mann, und da ist eine schöne, famos konservierte Frau, die weiß: er hat dich einst geliebt. Beide sind frei. Wird sie nun nicht immer ein bißchen verlegen sein von der Idee: am Ende brennen noch so ein paar Fünklein unter der Asche! Wird sie nicht zu sich sagen: wenn er jetzt kommt und wirbt, mußt du so viel Treue belohnen! Und welche Frau belohnte nicht gern! Was er denkt, weiß ich nicht. Sie läßt sich ja auch nichts merken. Aber so ein bißchen brenzlig ist der Kram, und die Leute sagen. . ."

„Ach was," unterbrach Lena ihn schroff, „laß die Leute schwatzen. Claudius ist doch fast drei Jahre jünger als Mama."

„Kind, da verstehst du nun nix, aber auch gar nix von," sagte der Oberst. „Den Donnerwetter auch, wenn man sich von Herzen liebt, ist es ja egal, ob er oder sie jünger ist. Man liebt woll nicht den Taufschein, sondern das Herz. Und wer weiß, was nebenan ge-

sprochen wird, während wir hier so klug schnacken. — Dina, die Flasche war nur halb voll."

„Es ist noch eine ganze oben," sprach sie lächelnd und holte sie aus dem Büffett.

Der Oberst rückte ein wenig vom Tisch ab, nahm die Flasche zwischen die Kniee und bohrte den Pfropfenzieher ein.

„Was Mama heut abend mit Claudius zu sprechen hat, wissen wir," sagte Lena.

Gluck, kam der Kork heraus. Der Oberst war feuerrot von der Anstrengung geworden.

„Na, also man los mit der Geschichte," ermunterte er und schenkte sich ein.

Claudine war um den Tisch gegangen und stand jetzt dem alten Onkel gegenüber. Ein wunderschönes Lächeln verklärte ihre Züge, und sie sagte, den Alten strahlend ansehend:

„Der Mann, den ich liebe, der Mann, dessen Weib ich werden will, hat heute bei Mama um meine Hand angehalten."

Der Oberst setzte sein Glas so heftig nieder, daß der rote Wein überschülpte und das Tischtuch befleckte.

„Daß dich . . ne, ist ja woll nicht möglich?! Ihr Kinder denkt schon an so etwas?" stotterte er.

„Onkel, ich bin zwanzig Jahr, Lena ist bald neunzehn."

Das verwirrte ihn ganz. Die kleinen Mädchen wollten schon so alt sein und dachten ans Heiraten.

„Wie die Zeit läuft. Herrje, zwanzig Jahr! Claudine, mein Kind, komm her."

Er war ganz gerührt und breitete die Arme aus, während er geräuschvoll den Stuhl weit zurückschurrte.

Sie lief um den Tisch und setzte sich auf seinen Schoß. Ihre Wangen an die seine lehnend, ihre Arme um seine Schultern, wiegte sie sich hin und her und ihn so mit und sprach:

„Du kennst ihn auch. Und du magst ihn auch leiden. Und er sieht in dir das Ideal von einem alten Krieger und Helden."

„Bin ich auch — kann er auch — ja, zu meinen Zeiten da verstand man sich aufs Schlagen und aufs Hungern gleich gut. Nobel aussehen thaten wir nicht immer. Aber tapfer waren wir. Mit Gott für König, Vaterland und Luise! Sie war schon tot. Aber ich hab's immer heimlich mitgerufen. Wie heißt er denn? Ein braver Kerl ist er. Das merk' ich schon."

„Es ist Albrecht von Brandow," sagte Claudine leise.

„Was, der von den Kaiser-Franzern? Der lange, schlanke mit den dunkeln Augen und Haaren? Der, der so nett lachen kann? Obschon er für gewöhnlich merkwürdig ernst ist?" fragte der Oberst enthusiasmiert.

„Derselbe!"

Er drückte Claudine sehr fest.

„Bravo, Kind. Gut gewählt. Soll mir als Neveu und Verwandter willkommen sein. So haben wir doch wieder einen bunten Rock in der Familie. Sag ihm aber, daß er deinen alten Onkel Hans lieben und ehren soll, als wär' der dein Vater. Kinder, ihr seid mein Glück — mein kleiner Rest von lieben Menschen. Die

Gräberreihe ist lang, lang, an der man schon so hinschreitet. Und wer weiß, wie bald ich . . . .“

Er konnte vor Rührung nicht weiter sprechen.

Die beiden Mädchen hätschelten mit ihm, als ob er ein kleines Kind sei.

„Na und nun,“ sagte er, „warum ist er denn nicht hier, der Herr Bräutigam, und warum feiern wir denn nicht Verlobung . . . ach ja so . . . die Straßentumulte. Werden Dienst haben, in den Kasernen konsigniert sein.“

„Auch ohne das wäre er nicht hier,“ berichtete Claudine, „Mama hat ihre Einwilligung noch nicht gegeben und bespricht den Fall mit Claudius.“

Der Oberst schlug krachend mit der Faust auf den Tisch.

„Ihre Einwilligung nicht gegeben! Da hört sich alles auf. Wenn ein preußischer Offizier von tadelloser Ehre um die Hand einer Tochter anhält — — und da keine Einwilligung?! Und mit dem Pastor besprechen? I, da soll doch! Gewiß, der Pastor ist euer Vormund und dein Pate. Aber du bist meine Nichte, eine Ahlefeld, meinem Kleinen seine Ältste. Und der Bewerber ist ein Soldat. Da bin ich denn doch wohl der Mann, den man zu Rat zieht.“

Er stand auf und machte Miene, auf das andre Zimmer zuzuschreiten.

Lena hielt ihn am Arm zurück. „Mama hat einen dunkeln Punkt ausfindig gemacht, den will sie mit Claudius bereden.“

Der Oberst wandte sich um und sah sie verdutzt an.

„Einen dunkeln Punkt, an Albrecht von Brandow?"

„Nicht an ihm selbst," sprach Lena leise. Er besann sich. Plötzlich huschte so was von schreckhaftem Erinnern über sein Gesicht. Er räusperte sich in starker Verlegenheit.

„Ja so," sagte er gedehnt.

Claudine sah ihn heiter an.

„Onkel Hans," sprach sie, „ich soll Albrecht seines Vaters wegen nicht haben. Aber hörst du, was man mir auch erklären wird und was sich auch immer begeben wird: ich heirate Albrecht."

„Recht so," murmelte der Oberst etwas zerstreut. „Indessen — indessen —" er erhob den Kopf. „Wißt ihr, da wollen wir nur die Mama sich erst mit Claudius bereden lassen, und dann kann man ja auch immer noch sein Wörtlein sprechen. Aber Dina, mein alter kleiner Schelm, die Geschichte kann tragisch werden, das kann sie."

Claudine konnte gar nicht fassen, wie man dergleichen sagen mochte.

„Tragisch?" wiederholte sie mit leuchtenden Augen, „tragisch? wo ich ihn über alles auf dieser Welt liebe und er mich ebenso liebt? Wir werden die Hindernisse beseitigen, mit mehr oder weniger Mühe. Das ist so nebensächlich. Tragisch wär's nur gewesen, wenn Albrecht meine Gefühle nicht erwidert hätte. In der Liebe gibt es kein Unglück, als keine Gegenliebe finden, das verstehst du nicht, Onkel."

Sie gab ihm für diesen Tadel gleich einen Versöhnungskuß auf sein weißes Haar.

Er fuhr aber doch entrüstet auf. „Ich nicht verstehen?! Ich will euch gleich mal erzählen, was mir passiert ist."

Und nur um die Zeit zu vertreiben, bis die Mama ihre Unterredung mit Claudius beendet haben würde, erzählte Onkel Hans den Nichten zum hundertstenmal die Geschichte von der „verpaßten Gelegenheit", welche er ihnen das erste Mal schon anvertraut hatte, als sie noch viel zu jung waren, um Liebesgeschichten zu hören. Sie rückten wieder nahe an ihn heran und steckten die Köpfe zusammen, denn so mochte Onkel Hans es am liebsten haben: die Flasche vor sich und seines Bruders beide Töchter, welche er für die schönsten, klügsten, besten Mädchen auf der ganzen Welt hielt, eng neben sich, und dazu die Muße, eine von seinen endlosen Geschichten zu erzählen, deren Faden er nie behielt, wenn Dina und Lena nicht durch leitende Fragen nachhalfen.

Er hob an:

„Als ich die Minette kennen lernte, wißt ihr, der Urgroßvater mütterlicherseits war ein de Reveille gewesen und all die Frauenzimmer in der Familie hatten so was Französisches an sich — 'nen gallischen Tic, wozu meiner Meinung nach die Franzen gar keine Ursache haben, denn können sie wohl einen einzigen großen Friederich aufweisen? Mit ihren Ludewigen können sie keinen Staat machen, der eine ließ seine Kardinäle in Käfige sperren und hatte eine Menge Weibsbilder bei sich, was für euch keine passenden Geschichten sind, und

ein andrer ließ sich von seinem Barbier beraten. Denkt euch 'n preußischen König mit 'n Barbier als Berater! Das heißt, gut barbieren muß der Kerl haben können, was man von meinem grad nicht sagen kann. Also Minette . . ."

Sie ließen ihn sich in den heillosen Wirrwarr seiner schweifenden Erzählung vertiefen und thaten nur so, als ob sie zuhörten, denn ihre Seelen und Sinne waren im andern Zimmer, bei der Mutter und dem Freund.

## Zweites Kapitel.

Frau von Ahlefeld kam vom Eßzimmer her, während Pastor Bernhard Claudius die Schwelle der vom Flur ins Zimmer führenden Thür überschritt.

Er war ein großer Mann von jugendlicher Gestalt. Auch seinem Gesicht sah man seine vierzig Jahre nicht an. Es trug den klaren, friedlichen Ausdruck jemandes, der sich ganz harmonisch fühlt. Sein Haar war graublond, vor den Ohren trug er einen kleinen Bartstreifen; so blieben alle Linien um Mund und Kinn frei. Sie zeigten den ausdrucksvollen Charakter, der Rednern und ernsten Künstlern eigen ist. Das Auge unter blonden, starken Brauen war groß, hell, und während Claudius nicht sprach, auch nicht sehr belebt. Wie denn überhaupt in seinem ganzen Wesen etwas vornehm Zurückhaltendes lag, von welchem Frau von Ahlefeld erklärte, daß es „englisch" sei.

Sie fühlte immer ein leises Erröten auf ihren Wangen, wenn sie dem Mann entgegentrat, der sie in ihrer Jugend geliebt. Er war der einzige Mensch auf der Welt, dem gegenüber sie im Benehmen unsicher ward, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht wußte, wie heute seine Gedanken und seine Wünsche waren.

Er aber behielt immer die gleiche, sehr herzlich ergebene, aber dennoch etwas undurchdringliche Art ihr gegenüber.

„Verzeihen Sie, lieber Claudius, daß ich Sie heute, wo jeder sicher am liebsten als Wächter seines eignen Hauses daheim bliebe, hierher berief. Allein Sie wissen, daß ich nicht imstande bin, die mindesten Entschlüsse ohne Ihren Rat zu fassen. Und eine Angelegenheit von äußerster Wichtigkeit . . .“

Sie stockte, ließ sich in einen Armsessel nieder, wobei ihr Kleid sich bauschend und rauschend rund um ihre Füße auf den Teppich stieß, und machte eine Handbewegung. Das sah bei ihr immer ein bißchen königlich aus, als erteile sie Audienz. Claudius verbeugte sich ein wenig, denn in den zwanzig Jahren ihres Verkehrs hatte auch er niemals die ceremoniellen Höflichkeiten abgelegt, und setzte sich in den Armstuhl gegenüber.

„Ich wäre schon früher gekommen, allein die Unruhen in den Straßen hielten mich in der That fest. Nun ist alles still. Patrouillen ziehen durch die Stadt. Doch ich fürchte — ich fürchte — — heute war es kläglicher Straßenpöbel, der lärmte um des Lärmes willen. Morgen können wir die Bürger in Waffen sehen.“

Frau Edith hörte nicht zu. Was draußen in der Welt vorging, war ihr ganz gleichgültig, solange der Friede und die Sorglosigkeit ihres Hauses nicht in Frage kamen. Der aber war durch eine andre Sache in Frage gestellt. Sie schob die Ringe, die sie am vierten Finger

der Linken trug, hin und her, indem sie dieselben aufmerksam betrachtete.

„Dina hat heute einen Heiratsantrag erhalten."

„Ah!" rief Claudius lebhaft.

„Leider sagt mir der Bewerber nicht zu. Wenn ich bedenke, daß Lena, meine häßliche Tochter, wohl niemals eine Heirat machen wird, die meine Ansprüche befriedigt, so muß ich als Mutter um so mehr darauf halten, daß Dina, mein schönes Kind, ihr Geschick günstig gestaltet," sprach die schöne Frau, dem gemessenen Ton ihrer Stimme einen leisen Klageausdruck beimischend.

„Aber ich bitte Sie, liebe Freundin — Sie thun Lena Unrecht und geben Dina zu viel!" rief er eifrig. „Lena ist nicht häßlich; sobald sie spricht, wachen in ihren intelligenten Zügen so viel Geister der Anmut auf, daß man sogar die Brille vergißt. Und Dina ist nicht schön, nur durch die unaussprechlich edle Liebenswürdigkeit ihrer Seele, die aus ihren Augen, ihrem Lächeln leuchtet, wirkt sie schön."

Frau von Ahlefeld seufzte befriedigt. Das Lob ihrer Töchter that ihr wohl.

„Dennoch wünschte ich Dina ein andres Los, als Frau von Brandow zu werden," sprach sie.

„Also Lieutenant von Brandow," sagte Claudius und nickte vor sich hin, „das konnte man erraten, wenn man die beiden beobachtete auf der Gesellschaft, die Sie vor acht Tagen gaben. Brandow gefällt mir. Er hat ein Paar ehrliche, begeisterte Augen, wenn man so sagen darf. Und er ist Soldat mit Leib und Seele. Ich

liebe immer Männer, die ich mit ihrem Beruf verwachsen sehe."

„Aber der Vater!" flüsterte Frau von Ahlefeld mit einem Ton des Schauderns.

„Ein armer, beklagenswerter Mann!" sagte Claudius ernst. „Er ist seit drei Jahren moralisch heruntergekommen, es ist wahr. Man sieht ihn in schlechter Gesellschaft. Es heißt sogar, er trinke zuweilen. Der Sohn leidet schwer. Noch ist alles gut gegangen, aber jeder Tag kann irgend eine peinliche Scene bringen, welche den Sohn zwingen muß, seine Versetzung zu erbitten. Der Vater versteckt sich sozusagen schamhaft mit seinem Elend. Nur wenige wissen darum; mich hat mein Amt oft in das Haus geführt, wo er wohnt, daher ist mir sein Zustand nicht verborgen geblieben. Seit dem Verlust seines Weibes, sagte man mir, sei er nach und nach so heruntergekommen. Meine liebe Freundin, die menschliche Seele birgt viele Rätsel und Tiefen. Es gibt harte Seelen, deren Panzer nach jedem Leid fester wird; es gibt aber auch weiche, die haltlos beim ersten Weh zerbrechen. Und es gibt verborgene Vorgänge des Werdens wie des Untergehens, die sich unserm forschenden Auge entziehen. Eine Sache, von der man nicht weiß, wie sie geworden ist, dürfen wir nicht richten, denn die Entwickelung ist alles!"

„Mein Gott," sprach Frau von Ahlefeld, „es liegt mir ja auch fern, zu richten, Sie kennen meinen christlichen Sinn. Ich glaube, eine vornehme Haltung auch im Urteil über meinen Nächsten stets bewahrt zu haben.

Aber wenn man sich auch des Richtens enthält, braucht man darum doch noch nicht dem Sohn eines solchen Mannes die Tochter zu geben."

„Liebt Dina ihn?" fragte Claudius.

„Leider. Sie läßt sich nicht einmal durch meine Weigerung einschüchtern und möchte sie am liebsten fortlachen. Sie begreifen, daß ich ihr bis jetzt nicht geradeaus sagte, daß . . . bedenken Sie doch! Einer Tochter sagen sollen: der Vater deines Geliebten ist — ist — mauvais genre," klagte die Frau.

Claudius sah nachdenklich sein Gegenüber an. Er hatte so eine Art, eindringlich jemand anzuschauen — Frau von Ahlefeld wurde wieder verlegen.

„Ihre Töchter, meine teure Freundin," sagte er langsam, „sind von besonderer Art. Ich glaube nicht, daß wir Dinas Willen brechen."

„Ich fürchte dasselbe!" sprach sie mit einem Gemisch von Klage und Stolz, denn sie schwankte immer ein wenig zwischen der Besorgnis und der Freude über die Besonderheit ihrer beiden Töchter. „Und," setzte sie hinzu, „ist es wahr, was mein Schwager mir einmal sagte, daß der unglückliche Brandow sich unter die Demagogen begeben hat?"

Claudius nickte nur.

„Welche Komplikation für den armen Albrecht!" rief Frau von Ahlefeld. „Nein, dies macht meinen Entschluß unabänderlich. Demagogen, nicht wahr, das sind die Menschen, die da vorhin durch die Straßen johlten?"

„Nicht ganz," bemerkte Claudius lächelnd.

Es blieb ihm immer unklar, ob Frau Edith es für ihre Pflicht als vornehme Dame hielt, die Bewegung der Zeit zu ignorieren und nicht zu begreifen, oder ob sie wirklich gar kein Verständnis für die politische Bewegung hatte.

„Welche entsetzliche Vorstellung, einen Mann, den meine Tochter ‚Vater' nennen will, sich unter einem Menschenhaufen zu denken, den die Kavallerie vor sich her jagt." Sie stand entschlossen auf, mit einer noch stolzeren Haltung als sonst schritt sie durch das Zimmer. „Ich werde Dina rufen, und Sie, lieber Freund, als Vormund, als Freund von Dinas verstorbenem Vater, als Pastor, der Dina konfirmiert hat, werden ihr verbieten, den jungen Brandow zu heiraten."

„Ich kann ihr nur die Schwierigkeiten der Verhältnisse, denen sie entgegengeht, vorstellen," sprach er sehr bestimmt, „und ich kann zu ergründen versuchen, ob Dinas Liebe wirklich echt ist. Dann erst können wir weiter sprechen."

„Claudine!" rief Frau von Ahlefeld durch die Thürspalte. Sie öffnete dazu nur ein ganz wenig die Thür und behielt den Klopfer in der Hand.

Aber das half ihr nun gar nichts. Oberst Hans von Ahlefeld in seiner ganzen Höhe kam doch mit herein, und zwar führte er Claudine am Arm, und hinterher kam Lena, die Brille auf dem Näschen und die Hände auf dem Rücken gefaltet.

Dieser Aufzug ärgerte Frau von Ahlefeld. „Ich rief Dina," sagte sie etwas scharf.

„Mit Verlaub, guten Abend, Frau Schwägerin,“ sprach der Oberst, „aber da dies die beiden halbverwaisten Würmer sind, die mein Bruder selig hinterlassen hat, so darf ich doch wohl wenigstens zuhören, wenn's einer von ihnen an Kopf und Kragen gehen soll. Wie ich meinen seligen Kleinen kannte, hätte der mir das nicht verweigert, und wie ich den Vormund und Pastor da kenne, verweigert er mir's auch nicht.“

Das stille, vornehme Gesicht seiner Schwägerin hatte so etwas an sich, das Onkel Hans sonst den Redefluß abdämmte. Aber dies mußte gesagt sein, und als es fertig gesprochen war, räusperte er sich, wie andre Leute sich sonst räuspern, ehe sie zu reden beginnen.

„Lieber Herr Oberst,“ sagte Claudius, auf dessen gemessenem Gesicht mit einem Mal Lichter von Jugendfröhlichkeit und Leben aufgegangen waren, „in einer solchen Angelegenheit, wie die Verheiratung Dinas ist, muß doch vor allen Dingen auch Ihre Meinung eingeholt werden.“

Der Oberst nickte den beiden Mädchen sehr befriedigt zu, ging zum Ofen und stellte sich breitbeinig hin, den Rücken gegen die weißen Kacheln gelehnt, die Arme auf der Brust verschränkt. Und über ihm zog sich um den Ofen auf braunem Grund ein Fries mit leichtfertig bekleideten griechischen Weibern entlang, was nun einen drolligen Gegensatz zu dem weißbärtigen Kriegergesicht bildete. Aber das beachtete heute nicht einmal Lena. Die ging an der Fensterseite des Zimmers geräuschlos und unaufhörlich auf und ab, immer die Hände auf dem

Rücken und die Lippen gespitzt, als summe sie unhörbar etwas vor sich hin.

Frau von Ahlefeld fühlte die Größe des Augenblickes als Mutter, die der Tochter zu imponieren hatte, und als Frau, die den beiden Männern zeigen wollte, daß es gegen ihren Willen keinen Appell gäbe.

„Meine liebe Dina," sagte sie, „ich teilte dir bereits heute morgen mit, als der Brief des jungen Herrn von Brandow kam, daß aus dieser Partie nichts werden könne. Durch dein Flehen ließ ich mich erweichen, ihm zu schreiben, daß er erst morgen seine entscheidende Antwort haben könne. Diese Hinzögerung reut mich nicht, denn sie wird den jungen Brandow, dessen Geschick ich ebenso beklage, wie die Schmerzen, die du ertragen mußt, auf das bestimmte ‚Nein' vorbereitet haben, das wir ihm schicken müssen. Lieber Freund, nehmen Sie mir die Pein ab, Dina die Gründe dieses Entschlusses darzulegen."

Sie hatte das langsam vorgetragen, mit der immer noch ein wenig englisierenden Aussprache, die ihr eigen war. Nun erteilte sie mit der bekannten königlichen Handbewegung dem Freunde die Erlaubnis zum Sprechen.

Claudius trat einen Schritt vor gegen Dina, die ruhig mitten im Zimmer stand und die Mutter groß angesehen hatte, nun aber ihr Auge gerade auf die Augen Claudius' richtete.

„Meine liebe Claudine," begann er, die Hand vorstreckend, denn er hatte von der Kanzel her die Gewohnheit, seine Rede ein wenig mit Gesten zu begleiten; da es aber schöne und maßvolle Gesten waren, erhöhten

sie immer nur den Eindruck seiner Worte, „meine liebe Claudine, der Mann, welchen Sie lieben, ist nach allem, was wir von ihm wissen, Ihrer Neigung würdig" — Onkel Hans räusperte sich zustimmend —, „allein er hat einen Vater, der seit einigen Jahren in betrübender Weise gesellschaftlich heruntergekommen ist. Die Gefahr ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Vater eines Tages das Dasein des Sohnes wo nicht zerstören, so doch erheblich trüben kann. Ruprecht von Brandow bewegt sich in schlechter Gesellschaft, und man weiß, daß er dem Alkoholgenuß huldigt. Aber nicht genug damit, hat er sich auch in letzter Zeit der revolutionären Bewegung angeschlossen; er ist in vielen Versammlungen gesehen worden, er verkehrt mit einigen berüchtigten Demagogen."

Hier räusperte sich Onkel Hans wieder, aber mit einer mitleidigen Betonung. Seine Schwägerin ärgerte sich immer über seine Kunst, so nüanciert zu räuspern.

„Nun und?" fragte Claudine und sah immer von einem zum andern. „Ich heirate ja nicht den Vater, sondern den Sohn."

„Aber du kannst doch nicht einen solchen Schwiegervater in dein, in unser Leben hineinnehmen," rief Frau von Ahlefeld, fast ihre Haltung verlierend. „Bedenke doch: ein Mann, der ein Demagoge ist! Aber das möchte noch hingehen. Doch ein Mann, der trinkt — mehr trinkt, als er vertragen kann — — —"

„Um Entschuldigung, Frau Schwägerin," sagte Onkel Hans mit seiner stärksten Stimme, „da urteilen Sie verkehrt. Daß man mal 'n Glas übern Durst

trinkt, kommt bei den königstreuesten Offizieren vor. Den Henker auch — manchen ehrenfesten Helden hab ich schon in meinem Leben be . . . ja so, pardon. Aber daß der Kerl 'n Demagog ist, verzeih ihm Gott. Und justament das wird dem Lieutenant mehr contre cœur sein, als der Durst seines Vaters. Wenn der den Durst nu mal hat und wenn er guten Wein trinkt. . ."

„Bitte," unterbrach Claudine ihren Onkel, indem sie ihm liebevoll zunickte, „was hat dies alles damit zu thun, daß Albrecht und ich uns lieben?"

„Sie begreift nicht einmal die Situation!" sagte Frau von Ahlefeld und faltete die Hände im Schoß.

Bernhard Claudius ging vollends auf Claudine zu, erfaßte eine ihrer herabhängenden Hände und nahm sie liebevoll zwischen seine beiden.

Im selben Augenblick hielt Lena mit ihrer Wanderung inne und hörte genau zu, was der Pastor sagen würde.

„Dies alles hat doch insofern mit Ihrer Liebe zu Albrecht von Brandow zu thun, als Sie sich klar werden müssen, ob Ihre Gefühle stark genug sind, um ihm sehr viel schwere Lasten mit tragen zu helfen," sprach er und sah mit seinen großen, hellen Augen so fest in ihr Gesicht, daß es schien, als dringe der Blick bis in ihre Seele hinein und als müsse diese Seele, dafern nur die leiseste Unsicherheit in ihr war, sich gleich durch auffallende Ängstlichkeit verraten.

Claudine aber sagte mit einem Lächeln: „Wäre es Liebe, wenn ich das nicht wollte? Und ist das überhaupt Last, was man mit Liebe trägt?"

Auch Claudius lächelte und sah sich mit einer halben Kopfwendung nach seiner Freundin um. Diese indes schlug nur beredt die Augen auf.

„Hören Sie, Herr Pastor, Claudine hat ein Paar Scheuklappen vor den Augen und dem Verstand," nahm hier Lena das Wort, „merken Sie denn das nicht? Sie müssen ihr die Schrecken, die mit ihrer Wahl verbunden sind, schon so recht gerade und derbe vorrücken. Sie müssen ihr genau auseinandersetzen, was ein moralisch verkommener Mensch ist — ich meine, die genaue Kenntnis davon gehört zu ihrem Metier — und dann müssen Sie ihr klarmachen, was für ein verächtliches Ding ein Demagoge ist, just einer von heute — wenn Sie das können!"

Onkel Hans zwinkerte mit den Augen und verbiß sich das Lachen.

Er wußte ganz gut, daß die Schwestern immer eines Sinnes waren, daß aber Lena aus guten Gründen wünschte, gerade Claudius solle die Brandows so schlecht machen, als ob kein Hund ein Stück Brot mehr von ihnen angenommen hätte. Und wenn Claudine dann doch bei ihrem Willen beharre, würde die Mama resigniert seufzen: Nun ja, wenn nicht einmal mein Freund Claudius etwas über sie vermochte, sind wir andern vollends machtlos, und es heißt sich darein finden.

Wenn die Thüren der Entscheidung erst zugefallen waren, bewegte die Mama sich im neuen Lebensabschnitt immer vornehm und sah nur das Beste: solange man

aber noch zwischen Thür und Angel stand, kam sie vor Bangen und Zaudern nicht vorwärts. Deshalb mußte bei allen Ereignissen eine entschlossene Hand ihr Pförtnerdienste leisten.

Ob auch Claudius den Zweck von Lenas Worten erriet, blieb unklar. Der Tonfall in ihrer letzten Äußerung reizte ihn ein wenig. „Erklären Sie ihr, was für ein verächtliches Ding ein Demagoge ist, just einer von heute — wenn Sie das können.“ Es schien wahrhaftig, als ob es Claudius im Augenblick wichtiger sei, mit Lena zu streiten, als Claudine den Ernst ihrer Lage vorzustellen.

„Niemand kann sich anmaßen, außerhalb seiner Zeit zu stehen und sie zu betrachten, wie eine klare runde Glaskugel, die man von allen Seiten betasten und durch die man hindurchsehen kann,“ sagte er, indem ein kleiner Ärger über Lena seine Stirne rötete; „so mag auch ich, obschon durch Erziehung, Neigung und Beruf nur Beobachter und nicht Mitstreiter in politischen Dingen, nicht ein ganz freies Urteil haben. Aber soviel Objektivität dürfen Sie mir schon zutrauen, Fräulein Lena, daß ich nicht die ganze Bewegung und alle, die an ihr teilnehmen, schlankweg für verächtlich erklären werde, obendrein, wie Sie es für möglich zu halten scheinen, Ihrer lieben Mama zu Gefallen, um Dina von einer, der Mama unerwünschten Ehe abzuhalten! Nein, Fräulein Lena, ich weiß sehr wohl zu unterscheiden, daß die rüde Menge, die nach Freiheit und Gleichheit brüllt, nur die häßliche Begleiterscheinung eines gerechten und

heißen Strebens ist, als dessen Ziel ein einiges Deutschland, ein Kaiser und eine zeitgemäße Verfassung sich darstellt. Der Charakter jedes revolutionären Vorstoßes der Völker ist ein chaotischer. Da wogen die zerstörenden und schaffenden Geister verworren durcheinander. Sie mit scharf sonderndem Blick in ihrer Eigenschaft zu erkennen, ist wohl so leicht keinem Zeitgenossen gegeben. Erst die Augen, die den Stern sehen, den das Chaos gebar, oder — den Sumpf, zu welchem es sich abebbte, die erst werden den Scharfblick haben. Aber es gibt neben den schöpferischen und neben den destruktiven noch eine dritte Art von Geistern, ganz einfach die Lärmgeister, die wie die Statisten im Drama die Handlung bloß begleiten. Und die, Fräulein Lena, sind nun noch viel tausendfältiger in ihren Farben, als die eigentlichen Träger der Bewegung. Da haben wir den einfachen Straßenpöbel, der mitschreit, weil er dabei sein Vergnügen findet; da haben wir den Malkontenten, der in grundloser Unzufriedenheit nur nach irgend einer Anreizung für sein Leben sucht; die durch eigne Schuld Gescheiterten, die nichts verlieren, aber vielleicht noch etwas gewinnen können; endlich den mit sich und der Welt Zerfallenen, der mitmacht, ohne zu wissen, warum. Ihnen allen ist es ganz egal, ob morgen der König ihr Herrscher ist oder ob man eine Republik errichtet, ob Deutschland einig oder zerrissen ist, ob es eine Revision der Verfassung gibt oder keine; wenn sie nur ihr persönliches Schicksal ein bißchen verbessert aus dem Lärm retten oder wenn sie auch nur ein paar Tage inhalts-

reicheren Daseins hatten oder sich — betäubten. Und zu diesen, liebe Claudine," schloß er, sich an das Mädchen wendend, „gehört Brandow. Er hat, soweit ich den Mann beurteilen kann, nur einen andern Rausch gesucht, nur Betäubung, Vergessen für sein Elend."

„O," sprach Claudine leise vor sich hin, „Albrechts Vater ist elend!"

„Ich bitte Sie, Claudius, erregen Sie doch nicht ihr Mitleid. Es ist ein Elend, meine Tochter, welches sich der Teilnahme einer Dame entzieht," sagte Frau von Ahlefeld.

Lena schlich sich hinter Claudius und tippte mit dem Zeigefinger an seine Schulter. Als er sich umwandte, sagte sie nur:

„Da!" und hielt ihm die Hand hin. Er nahm sie, es war eine weiße Hand, schlank und charaktervoll, und Claudius konnte oft lange in ihrem Anblick vertieft bleiben. Bei einem herzhaften Händedruck sahen sich Claudius und Lena gerade an — etwas lächelnd ließ sie dann von ihm ab.

Claudine ging an den Tisch, neben welchem ihre Mutter saß. Sie stützte beide Hände auf die Kante, beugte sich ein wenig vor, bald zur Mutter sich wendend, bald zum Pastor, der neben den Oberst trat.

„Ja," begann sie, „merkt ihr denn nicht, daß alles, was ihr auch sagen mögt, vollkommen überflüssig ist? Lena hat Sie ermuntert, Herr Pastor, mir das moralische Elend des alten Brandow näher zu erklären.

Ich will es gar nicht wissen. Er ist elend, sagt ihr, und um sein Elend zu vergessen, hat er sich in den Taumel dieser Bewegung gestürzt. Ist das nicht genug für mich, doppelt stark neben Albrecht zu stehen und ihm zu helfen, seinen Vater wieder froh und glücklich zu machen?! Was ist denn das? ein Elend, das sich der Teilnahme einer Dame entzieht, Mama? Dem Unglück gegenüber ist man doch keine Dame, sondern ein Weib! Würdet ihr etwas gegen Albrechts Vater einzuwenden haben, wenn er reich, geehrt, aber vielleicht lahm oder blind wäre? Nein, Mama, du und auch Herr Pastor, ihr würdet sprechen: Finde deine schöne Aufgabe darin, deinem Geliebten höchste Liebe dadurch zu zeigen, daß du seinen teuren Vater pflegst. Nun, und ein Gebrechen der Seele, ist das nicht viel wichtiger, viel trauriger und viel mehr der Pflege bedürftig, wie eines des Körpers? Die Heiterkeit und das Glück unsrer Liebe werden auch den Armen wieder glücklich machen. Und welche Wunden das Leben ihm auch geschlagen hat, ich bin dazu da, sie zu heilen. Wenn es nicht mein Beruf hätte sein sollen, würde Gott mir nicht die Liebe zu Albrecht so fest in das Herz gelegt haben. Ich werde ihn heiraten! Du kannst nein sagen, Mama, Claudius kann es auch, ich bin erst in einigen Monaten mündig. Aber dann werde ich eben warten. Ich werde auch ohne deinen Segen nicht heiraten. Aber ich werde ihn dir nach und nach abgewinnen. Und morgen schon werde ich Albrecht sagen: Bringe mich zu deinem Vater. Denn siehst du, Mama, Albrecht und ich können auf

unsre äußerliche Vereinigung warten, weil unsre innerliche doch schon unlöslich geschlossen ist; aber der unglückliche Vater kann keinen Tag auf das Licht, auf eine treuergebene Seele warten. — Mehr weiß ich nun nicht zu sagen."

Sie waren alle sekundenlang still. Lena guckte die Wand an und biß sich auf die Lippen. Onkel Hans räusperte sich zum drittenmal und ausdrucksvoller als je. Die Mutter hatte die Hand vor die Augen gelegt.

Bernhard Claudius aber rief mit leuchtenden Augen:

„Gott segne Ihr reines, tapferes Herz, Claudine! Ich gebe als Vormund meine Einwilligung und will Ihnen beistehen in allem, was da kommen mag."

„Ach, Herr Pastor," sagte Claudine und fiel ihm um den Hals. Sie hatte auf seinen Knieen gesessen und kannte ihn, seit sie denken konnte. Erst seit einigen Jahren war das „Du" zwischen ihnen geschwunden, und das auch nur, weil Lena es so besser fand. In diesem Augenblick verschwand das alles, und das zutrauliche Kindergefühl wurde wach.

Lena starrte die Schwester an und wurde dunkelrot. Wie konnte man einem Bernhard Claudius so schlankweg und so harmlos um den Hals fallen!

„Komm, Kind!" rief Onkel Hans und nahm sie aus Claudius' Armen in die seinen und küßte sie sehr geräuschvoll ab. Die letzte Stunde war sehr schwer für ihn gewesen, alle hatten viel gesprochen, nur er hatte fast gänzlich den Mund halten müssen, und dies war ihm hart angekommen. „Komm, Kind! Brav gesprochen,

wie es sich für 'ne Nichte vom alten Obersten von Ahlefeld schickt. Immer fest dem Feind ins Auge geguckt und das Herz auf dem rechten Fleck! Na, nu dürfen wir ja woll neugierig sein, was deine verehrte Frau Mutter für'n Spruch abgibt."

Diese erhob sich langsam aus ihrem Lehnstuhl. Für sie war die Sache in dem Augenblick entschieden, als Bernhard Claudius seine Einwilligung gegeben hatte. Über seinen Willen hinaus gab es keine Zweifel mehr. Sie hatte ganz vergessen, daß sie ihren Töchtern und diesem selben Mann gegenüber vorhin von einem „unabänderlichen Entschluß" gesprochen.

Alle sahen sie erwartungsvoll an, obschon alle wußten, was sie sagen würde. Diese schweigende Spannung ließ ihr völlig das Gefühl ihrer hohen Würde, so daß es ihr infolge ihrer Nachgiebigkeit keinen Augenblick erst abhanden zu kommen brauchte.

„Claudine," sagte sie, „du hast mich völlig entwaffnet. Ich will dir meinen Segen nicht vorenthalten."

Nun fiel Claudine auch der Mutter um den Hals.

Frau von Ahlefeld sah über das dunkle Haupt der Tochter mit freudigem Stolz Claudius in die Augen.

„Ja, meine Töchter, die haben eine besondere, großherzige, vornehme Art," sagte dieser Blick.

Claudius wußte, daß die Mutter von nun an den Entschluß der Tochter, den sie noch vorher bekämpft, immer dann heiß bewundern werde, wenn sie gerade seine Unbequemlichkeiten nicht spüre, ihn aber allezeit,

und was auch immer kommen möge, vor der Welt verteidigen würde.

Daß Lena der Schwester kein gutes Wort gönnte, schien niemand aufzufallen.

„Ich will noch gleich an Albrecht schreiben, Onkel Hans kann den Brief mitnehmen," rief Dina.

„Soll ich denn nicht hier bleiben? Ich kann ja in dem Gaststübchen oben neben den Mädchen schlafen," sagte der Oberst.

„Ach, Onkel," sprach Lena, endlich aus der dunkeln Zimmerecke hervorkommend, in der sie sich aufgehalten, „geh du nur in dein gewohntes Bett zu Haus bei dir. Du entbehrst sonst deine Gewohnheiten. Pröhle hat zwei Leute geschickt. Auf den Straßen ist alles ruhig. Was sollte wohl passieren!"

„Recht hat sie!" meinte Onkel Hans erfreut, „was sollte wohl passieren! Und Dina, spar deine Schreiberei. Ich geh' morgen früh gleich in die Kaserne und such' mir deinen Albrecht und sag' ihm: Hallo, mein Junge, ratst du was? ich bin von nun an dein Onkel! Na, auf die Augen freu' ich mich und auf das nette Lachen. Ich mag nu mal sein Lachen, kann mir nicht helfen, ist meine Taxe für Menschen."

Claudine war freudig mit dem Vorschlag einverstanden.

Nach vielem Hin und Her verabschiedeten sich die Männer.

Frau von Ahlefeld ging zufrieden in ihr Schlafgemach, sie war überzeugt, daß ihre Haltung eine

tadellose gewesen sei und ihrem alten Freund Claudius sehr gefallen habe. Denn wenn sie auch vermied, viel über seine etwa noch bestehenden Gefühle nachzudenken, so wünschte sie um alles in der Welt nicht, jemals ein Gefühl des Mißfallens in ihm wachzurufen.

Immer vor den Augen eines Mannes dahin zu leben, der sie einst geliebt, war für die Frau der Ansporn, schön zu bleiben und harmonisch zu wirken.

Die Männer fanden unten im Flur den Pröhleschen Kommis und Kassenboten nebst dem alten Jakob „für alle Fälle“ auf Matratzen hingestreckt und mit Federbetten zugedeckt. Jakob hatte alles vom Boden aus der Bettzeugkiste heruntergetragen. Eine Laterne stand vor dem hofwärts gelegenen großen Fenster auf dem Fensterbrett, darunter lehnten an der Kalkwand einige merkwürdige Waffen. Auch hatte Jakob zwei Flaschen Wein hingestellt.

„Das reine Feldlager. Na, Jakob, ich rate immerhin an, erst das Einschlagen der eichenen Hausthür abzuwarten, ehe ihr zu den Waffen greift,“ sagte der Oberst.

„Es wird ja nichts passieren,“ meinte Jakob.

Das schwere Hausthor schloß sich hinter ihnen.

„Pastor,“ sagte der Oberst, „der Pulliac meiner Schwägerin ist ein Schlaftrunk, der mir nicht stark genug in den Gliedern liegt. Gibt keine Bettschwere das Getränk. Kommen Sie auf meine Bude und trinken noch eins.“

„Ich danke herzlich,“ antwortete Claudius, „Sie wissen, ich bin manchmal gern mitgegangen, wenn es Ihnen noch zu früh war. Aber heute bedarf ich der Ruhe und Einsamkeit.“

„Ja, ja, meine Schwägerin hat immer so'n büschen was Angreifendes,“ lachte der Oberst und stieß den Pastor von der Seite an, „wenn die noch mal 'n vernünftigen Mann nimmt, in den Jahren ist sie ja noch, wird sie wieder simpler in ihrem Benehmen.“

Claudius schien die Anspielung gar nicht zu verstehen.

Sie schritten die menschenleere Taubenstraße bis zur Ecke der Friedrichsstraße entlang. Der Oberst horchte die lange, nächtige Straße auf und ab.

„Alles ruhig. Na gottlob.“

Hier mußten sich die Männer trennen.

„Haben Sie bemerkt,“ sprach Claudius, den Abschiedshändedruck verlängernd, indem er des Obersten Hand festhielt, „daß Lena ihrer Schwester nichts sagte?“

„Das war aber keine Gleichgültigkeit, i bewahre,“ sagte der Oberst eifrig, „da kennen Sie die Mädchens schlecht. Die haben sich unbändig lieb. Lena hat es mehr in sich.“

„Vor mir brauchen Sie weder Claudine noch Magdalena zu verteidigen, lieber Oberst,“ sprach Claudius warm. Langsam und nachdenklich setzte er hinzu:

„Ich bin überzeugt, jetzt hängt Lena weinend am Hals ihrer Schwester. O, ich habe sie von Kindheit an beobachtet. Sie ist von einer so herben Keuschheit

erfüllt, es ist ihr unmöglich, Weichheit zu zeigen, auch wenn ihr Herz ganz aufgelöst davon sein mag. Der Mann, den sie einmal liebt, wird ihr das Geständnis ihrer Liebe schwer von den Lippen ringen; niemals aber, wenn für ihre Empfindungen ein Hindernis vorhanden ist, es ihm zu geben. — Gute Nacht, Herr Oberst."

„Gute Nacht."

## Drittes Kapitel.

Albrecht von Brandow, umgürtet mit der Schärpe, kam von den Wachen, die er revidiert hatte; er war du jour gewesen, und ging nun mit langsamen Schritten durch die stillen Straßen seiner Kaserne zu, um in einem kurzen Schlummer vielleicht noch von der durchwachten Nacht auszuruhen.

Herbe Kälte erfüllte die Luft, die Nacht ging zu Ende. Grau, nebelschwer und von keinem Windhauch bewegt, stieg der blasse Vorschein der Morgendämmerung am Horizont empor. Die rötlichen Gasflämmchen in den spärlichen Laternen brannten klein und ohne Lichtschein um sich zu verbreiten, der feuchte Dunst, der in den Straßen aufstieg, verschluckte ihre Strahlen. Der sternenlose Himmel sah tot und grau in die schlafenden Straßen hernieder. Kein Licht und Leben war in den Häusern, Thüren und Fensterläden waren verschlossen. Schweigsam und kalt säumten die Mauerwände die Straßen ein, es dünkte Albrecht, als wandle er zwischen Grabgewölben dahin.

Mit jedem Atemzuge sog er die rauhe Märzluft ein, so daß sie ihm den ganzen Körper zu durchkälten schien und das Blut ihm fröstelnd durch die Adern rann.

Sein Schritt hallte wieder von dem Steinpflaster des Bürgersteiges, laut, wie ein wichtiges Geräusch in der Stille ringsum.

Wenn rechts oder links von der Straße sich Gassen abzweigten, sah er in sie hinein, wie in einen grundlosen schwarzen Schlund. Vor ihm schien sich der Weg, den er verfolgte, in nebelhafte Fernen zu verlieren, Himmel, Häuser und Fahrdamm verschwammen ineinander zu einem grauen Farbenton. Die Straßen, die er bei Tageslicht so gut kannte, schienen sich zu labyrinthischen Verschlingungen durcheinander gewunden zu haben, in deren Tiefe unbekannte Schrecken lauerten.

Eine Sehnsucht nach Licht, Tag, Wärme quoll heißer und heißer in Albrechts Herzen auf.

Ihm schien, als sei er das einzige Lebewesen ringsum in der fürchterlichen, steinernen Einsamkeit. In seiner Faust zuckte es, gegen irgend eine Thür zu schlagen, um drinnen den Wiederhall zu wecken.

Und mechanisch verfolgte dabei sein Fuß den Weg, und regelmäßig hallte das tapp-tapp, tapp-tapp seiner festen Schritte von den Steinen wieder.

Ganz langsam entfärbte sich das tiefe Grau des Himmels zu bleiernem Ton. Es war nicht wie ein Licht, das im Glanz aufging, es war nur wie ein schwacher Atem, der unmerklich anschwillt.

Aus dem feuchten Niederschlag, der die Straßensteine über Nacht genäßt hatte, stieg schärfere Kälte empor. Über die Dächer und über die Mauern flog es wie ein Schauer von Frost.

Und es war, als wüchse die Stille, weil sie aus der Ruhe hinübergegangen war in die Erwartung.

Plötzlich ein Schrei, fern, hohl und aufdringlich.

Albrecht schrak unwillkürlich zusammen. Vor seiner Phantasie entstand ein holdes Bild: dämmernde Morgenfrühe, die kühl in das offene Fenster hineinzog, und ein raunender West draußen in frühlingsgrünem Gezweig, und dann ein heller, scharfer Hahnenschrei, dem fern ein Echo, ein andrer antwortete, und noch ferner ein dritter, bis die nahe Stimme sich wieder krähend erhob und der Hin- und Wiederruf sich fortsetzte, bis die Sonne lachend emporstieg, tausend Tauperlen in schimmernde Brillanten verwandelte, um damit den Morgen zu schmücken, an welchem Albrecht ihr zuerst begegnet war.

Der Hahnenschrei der großen Stadt war der hohle Pfiff der Lokomotive.

Noch einmal gellte er über die Häusermenge hin.

Nicht die Stimme der Natur, ein fremder, künstlicher Laut erweckte häßlich die Schläfer in der Stadt.

Wozu? Was würde dieser Morgen, der zögernd und frierend emporstieg, der Welt bringen?

Aus dem dunkeln Schlund der Gassen stürzte vielleicht die Revolution empor und schlug mit donnernden Kolbenschlägen die Thüren der Häuser ein. Wo jetzt das starre Schweigen der Nacht alles Lebende in seinem Bann hielt, würde wildes Jammergeschrei ertönen.

Albrecht versuchte das widrige Phantom zu verscheuchen. Es war unmöglich, daß es dahin kommen

konnte. Mit starker Hand würde die Regierung eingreifen, die Wiederkehr der Tumulte zu verhüten wissen und Verständigung mit den Bürgern suchen, das war so selbstverständlich, daß er eigentlich gar nicht begriff, warum ihm so bange Gedanken kamen.

Und doch — er begriff recht gut, was ihm die helle Zuversicht nahm, mit der er noch bis vor kurzem durch das Leben gegangen und kraft deren er ohne eine Überlast von Gedanken fröhlich seinen Lebensweg dahingewandert war. Sein Beruf gab ihm die feste Marschroute; seine bescheidenen Einkünfte verscheuchten alle beunruhigenden Versuchungen und Tollheiten von ihm hinweg; er war gut, tüchtig im Dienst und allezeit zufrieden. Da brauchte er nicht nach rechts oder links zu blicken, da gab es kein Stolpern und keine Abgründe: mit einem frischen Lied auf den Lippen, Gewehr über, marschierte er in den Sonnenmorgen seines Daseins hinein.

Und dann war die Liebe gekommen und hatte sich ihm als Wandergenosse zugesellt. Erst hatte sie sich nicht zu erkennen gegeben, sondern gethan, als sei sie die Schönheit, welche das Leben mit einemmal viel prächtiger mache, so daß man alle Wonnen gar nicht begreifen konnte; oder als sei sie die Fröhlichkeit, die nun erst lachen und jubeln lehre, während alle vergangene Lust schal und blaß erschien; oder als sei sie der Mut, der erst jetzt alle Manneskraft erwecke.

Aber dann hatte sie eines Tages alle ihre Schleier von sich geworfen und den Urgrund ihres Wesens zu

erkennen gegeben. Und er hatte gesehen, daß es die Liebe war.

O Claudine!

Wie Schauer der Andacht ging es dem jungen Mann durch die Seele, als er ihrer gedachte. Immer wenn er sie sah, war ihre Anmut wie eine neue Offenbarung für ihn; aber mit der Erscheinung von immer neuem Reiz erstand zugleich eine andre vor seinem Auge, die ihres ersten Anblicks. Nicht wie eine glänzende Folie neben einer Wirklichkeit, von der die späteren Jahre manchen Farbenzauber hinwegwischen konnten, sondern wie eine Gloriole, welche für immer die Konturen der Gestalt umgibt, welche vor diesem goldenen Hintergrund erscheint.

Vor zwei Jahren war es gewesen, auf einem Gut in der Mark, das mit seinen Kiefern und Akazien, seiner sandigen Heide und seinen Hecken von Pfingströschen für ihn zum Paradies geworden. Als Gäste einer Familie, die ihrem Vater befreundet, seinem Geschlecht aber von alters her eng verbunden gewesen, hatten sie sich dort getroffen.

Im parkartigen Garten war er ihr begegnet. Der Pirol schwatzte sein kurzes melodisches Lied in den Zweigen, die Syringenbüsche waren wie von blaßlila Schleiern überworfen, so reich blühten sie, der helle Himmel stand im blendenden Glanz über dem schattenarmen Garten. Von fernher tönte ein gluckſender Zuruf mit dem ein an der Gartengrenze eggender Knecht sein Pferd antrieb.

Und inmitten der lichten Fröhlichkeit hatte sie gestanden, mit dem dunkeln, lockigen Madonnenscheitel und dem Lächeln voll Glück um die süßen Lippen.

Seit jenem Tage war eine heilige Freude in sein Alltagsleben hineingewachsen und hatte es ganz durchwoben, so daß es nicht mehr das Leben eines armen braven Offiziers war, wie es deren tausend gibt, sondern ein ganz geheimnisvolles, königlich reiches Dasein voll Wonne, wie sie noch nie ein Mensch erlebt hatte und ganz gewiß nie wieder erleben würde. —

Und wieder zerriß der häßliche Lokomotivenschrei die graue Morgenkälte.

Albrecht erwachte aus seinen von Syringenduft und Sonnenschein umfluteten Gedanken.

Um ihn war die frierende Dämmerung und die lichtlose herbe Luft der frühen Stunde, um ihn waren die steinernen Mauern der unheilschwangeren Stadt.

Ja, mit der Freude zugleich war auch eine Sorge gekommen und gewachsen, die vorher schon, gleichsam wie zaghaft, an Albrechts Seele gepocht hatte. Aber damals sollte sie noch nicht hinein, es sollte nicht wahr sein, daß der Vater, sein teurer, heißgeliebter Vater sich veränderte. Nach und nach aber mußte seine blinde Sohnesverehrung doch widerwillig die Augen öffnen und sehen!

Als treuer Sohn ließ er kaum einen Tag vergehen, ohne den Vater zu besuchen, der seit dem Tode der Mutter und Gattin den eignen Hausstand aufgegeben und junggesellenartig in zwei möblierten Zimmern wohnte.

Die Gesellschaft, welche er bei seinem Vater fand, ward nach und nach so seltsam, daß Albrecht immer zagender die Schwelle übertrat. Da waren Männer, welche sein Vater erst seit gestern oder heut aus irgend einer Weinstube her kannte, mit einer lärmenden Beredsamkeit, großen Knebelbärten und seltsam im Nacken geschorenem Haar, eine Tracht, die damals aufkam und die sie à la malcontent nannten. Albrecht, mit einer gewissen feinfühligen Abneigung gegen schlechte Form und nachlässiges Äußere, stieß sich beinahe mehr an der Haartracht und den lockeren Halskragen der Männer, als an ihrem Geschwätz, welches er für vollkommen wertlos und gefahrlos hielt, das er sogar lächelnd hätte überhören können, wenn er nicht eben Offizier gewesen wäre.

Auch erlaubten sich diese neuen Bekannten seines Vaters, ihn, den Sohn, mit einer feindseligen oder großartigen Miene zu betrachten. Sie sprachen über ihn hinweg, so als ob er eine Erscheinung aus verschollenen Tagen sei, die sich nur noch durch ihre Duldung hier des bißchens Daseins erfreuen dürfe.

War dies nur zur Hälfte peinlich und zur andern Hälfte lächerlich, so ging er vollends verstimmt und unruhig heim, wenn er zuweilen irgend einen ernsthafter zu nehmenden Mann dort traf, wenn die Gespräche vom halbverhüllten Schimpfen sich zu maßvollerer Kritik reinigten.

Dann hörte er manches Wort, dessen Wahrheit er sich nicht verschließen durfte und das gerade sein königs-

treues Soldatenherz höher schlagen ließ, wenngleich er zu allem schweigen mußte.

Preußens König — deutscher Kaiser! Ein einiges Volk — kein Preußen, kein Sachsen, kein Bayern mehr, nur Deutschland! Nicht mehr das Wort Heimat, sondern das Wort Vaterland!

Und wenn er auch schweigen mußte und mit seinen fünfundzwanzig Jahren sicher noch herzlich wenig von Politik verstand, so war ihm doch, als hätte er diesen klug redenden Männern sagen mögen: nicht durch Verfassungen und Verträge kann man eine Kaiserkrone erwerben, denn das würde ja eine papierene sein, mit dem Schwerte muß die einmal erstritten werden. Nicht aus dem Schmutz von Straßenkämpfen fischt man sie auf, man findet sie auf einem Schlachtfeld, das ein Feld der Ehre ist.

Aber er hütete sich wohl zu sprechen. Er kam seltener, denn es schickte sich nicht für ihn, diese Leute zu kennen. Er versuchte erst leise und innig, dann ernster, aber immer mit der Bescheidenheit, die dem Sohn ziemt, dem Vater vorzustellen, daß er mit seinem Verkehr einige Rücksichten nehmen möge. Ruprecht von Brandow nickte auch immer diesen Wünschen Gewähr, aber wenn Albrecht wiederkam, fand er doch um den runden Tisch, der Flaschen und Gläser trug, eine Anzahl von Männern, die ihn hier im Zimmer seines Vaters, als Eindringling betrachteten.

Endlich bat er seinen Vater, daß ihn der doch lieber in der Kaserne besuchen möge. Allein trotz der bejahenden

Kopfbewegung, die hierauf erfolgte, kam Ruprecht von Brandow nie zu seinem Sohn.

Die Brandows hatten erst vor wenig Jahren ihr kleines Gut verkauft, waren dann nach Berlin gezogen und lebten dort sehr einsam, weil ihre beschränkten Mittel ihnen nicht gestatteten, Anknüpfung mit der Gesellschaft zu suchen. Frau von Brandow war auch eine ernste, verschlossene Frau gewesen, die keine Menschen brauchte. Jetzt pries Albrecht diesen Umstand, denn durch ihn blieb es ziemlich verborgen, daß sein Vater sich einem unordentlichen Leben ergab. Wenige wußten, daß Albrecht von Brandow überhaupt einen Vater in Berlin hatte, die Kameraden hörten von diesem als von einem stillen, durch den Tod der Gattin gebrochenen Mann. So hatte der treue Sohn bis jetzt die Schleier der Verborgenheit über seinen Gram decken können.

Aber jetzt vielleicht, jetzt brachen die geheimen Wunden vor aller Augen auf.

Als am Abend vorher die ersten Tumulte in den Straßen tobten, fuhr wie eisiger Schreck der Gedanke durch Albrechts Hirn, daß sein Vater von seinen Freunden mit hinausgezerrt sein konnte in die Gassen. Denn der unglückliche Mann — und dies war für Albrecht das Rätselhafte — bekundete nie mit einem heftigen Wort, einem aufflammenden Blick, irgend eine Teilnahme. Er ließ die andern reden, guckte in sein Glas und schwieg. Albrechts Phantasie wies alle Bilder von sich, welche die nächste Zukunft malen konnte ... neue Straßenscenen — eine kräftige That der Regierung

— zahllose Verhaftungen — vielleicht ein Belagerungszustand — und sein Vater Ruprecht von Brandow als Aufrührer in den Anklagezustand versetzt.

Nein, dies alles konnte, konnte nicht so geschehen! Das Volk würde sich bei der gestern verkündeten Einberufung des Landtages beruhigen. Die Erregungen verliefen im Sande, und es würde auch wieder still um seinen Vater werden. Und wenn er erst am Herd seines Sohnes eine lichtvolle Heimat fände — —

Wenn! wenn! Albrecht fühlte es, daß die geheimen Wunden doch nicht mehr geschont werden konnten.

Er hatte es begriffen, als Frau von Ahlefeld ihm sehr würdevoll und ernst für die Ehre seines Antrages gedankt, aber eine bestimmte Antwort erst für den andern Tag in Aussicht stellte.

In diesen Dingen sollte es nur ein „Ja“ oder ein „Nein“ geben, dachte Albrecht.

Aber durfte Frau von Ahlefeld denn so einfach „ja“ sagen? Wußte sie von dem Leben des älteren Brandow? Vielleicht durch Claudius, dem Albrecht zuweilen in dem Haus begegnet war, wo sein Vater wohnte und wo der Pastor eine gelähmte Dulderin öfters besuchte.

Hätte er selbst, er der Sohn, dem heißgeliebten Mädchen sagen müssen: Du mußt meinen Vater ertragen!

O Gott nein. Das wäre nie von seinen Lippen gekommen. Sein Vater war doch kein Verbrecher. Nur ein armer Mensch, der in verdüsterten Gemütszuständen hinlebte. Und Albrecht hoffte mit ganzer Inbrunst, daß

die Schatten weichen würden, daß Claudine ihrer gar nicht erst ansichtig werden würde.

Mußte nicht auch für seinen Vater ein neuer Tag aufgehen, wenn er ihr die Holde als Tochter zuführte?

Aber aus dem Wesen ihrer Mutter hatte er es herausgefühlt wie eisigen Hauch. Solange er als Lieutenant von Brandow ins Haus kam, war er hochwillkommen gewesen. Aber als Albrecht, Sohn des Ruprecht, als Mensch, der in die Familie treten wollte, war er sehr unwillkommen.

Jetzt vielleicht, jetzt schon wußte sie, die Eine, Süße, von allem. Mit schonenden Worten, gewiß, in so viel liebevolle Wendungen als möglich gekleidet, hatte man ihr gesagt: Im Leben deines Erwählten gibt es einen dunkeln Punkt, es ist sein Vater! Sie aber hatte nicht die Schonung, das Mitleid empfunden, sondern nur den harten Schmerz für ihn, für sich.

Er fühlte es mit heiliger Sicherheit — sie ließ in ihrem Herzen nicht von ihm! Aber würde man sie nicht hindern, sich auch öffentlich zu ihm zu bekennen?

Jetzt vielleicht, in dieser aufgrauenden Morgenstunde lag sie schlummerlos und horchte den Tag heran, der sich nun mit ersten Vorzeichen zu regen begann.

Irgendwo knackte ein Schloß und öffnete sich eine Thür, aus einem halb über den Bürgersteig herausgehenden Kellerfenster brach ein Lichtschein, fern hörte man einen Wagen rollen, aus einer Seitenstraße kam ein Mann, der zwei aufgeschirrte Pferde am Zügel führte, der Atem der Tiere ballte sich wie bläulicher

warmer Nebel um ihre Mäuler, und ihr Wiehern scholl durch die Stille. — —

Als Albrecht endlich in der Kaserne in seiner Stube war, legte er sich in sein Bett wie ein Mensch, dem vor Übermüdung Nerven und Muskeln zittern, so daß er nicht zu tiefer Ruhe kommen kann. Jedes Geräusch im Kasernenhof ließ ihn auffahren und horchen.

Es mochten kaum drei Stunden so vergangen sein, als er nebenan in seiner Wohnstube Schritte hörte und einen prustenden Ton, als schüttle sich jemand die Kälte aus den Kleidern und Gliedern.

Zugleich schon klopfte es an seine Thür. Sein Bursche meldete ihm, daß da ein alter Herr sei, der ihn sprechen wolle, aber seinen Namen zu nennen sich weigere.

Albrecht fühlte, daß sein Herz beinahe still stand.

„Ist es ein sehr großer Herr, mit einem weißen Schnurrbart?" fragte er leise.

Der Bursche nickte.

„'n oller Jeneral oder so was wird det woll sind," sagte er, „er hat och 's Eiserne int Knopploch."

Albrecht erbleichte.

Es war der Oberst von Ahlefeld, kein Zweifel.

Und der gutherzige alte Herr kam selbst, um ihm das „Nein" zu bringen, das Frau von Ahlefeld sicher höflich und entschieden hatte schreiben wollen, das aber der Alte in zahllose Trostgründe zu kleiden bereit war. Und aus lauter Diskretion nannte er nicht seinen Namen, damit etwa nicht in der Kaserne, unter den Kameraden

etwas davon durchsickere: Albrecht von Brandow hat sich einen Korb geholt.

Mochte doch das die ganze Welt wissen! Was lag ihm an verletzender oder ehrlicher Teilnahme, wenn er all sein Glück verloren hatte!

Mühsam und überhastet zog er sich an und brauchte durch verkehrtes Knöpfen und unrichtiges Zuschnallen noch einmal so lange als sonst.

Unterdes ging Onkel Hans seelenvergnügt in Albrechts Wohnzimmer auf und ab. Viele Schritte konnte er mit seinen langen Beinen hin und her da nicht machen, aber dafür waren sie desto energischer, denn das dünne, etwas grünliche Glas des Fensters klirrte davon. Onkel Hans sah sich auch prüfend um, denn er dachte sich, Claudine würde wissen wollen, wie es „bei ihm ausgesehen hätte," und er konnte wohl sagen: „so weit ganz nett." Albrecht hatte bei der Auflösung seines elterlichen Hausstandes alle besten Möbelstücke bekommen und manches hübsche Bild. Darunter auch das seiner seligen Mutter, welches sein Vater nicht behalten wollte. Zu des Sohnes Erstaunen hatte er sich sogar heftig dagegen gewehrt, es zu behalten.

Nun besah es sich Onkel Hans. Und daß es ihm sehr gefiel, kann man nicht sagen. So ernst und hoheitsvoll sah das Gesicht aus dem Rahmen, die Gestalt in dem weißen Gewand, der Tracht der Königin Luise, war wie zur Abwehr stolz aufgerichtet.

„Das waren Weiber," dachte Onkel Hans, „die zu meiner Zeit! 'ne Mittelsorte gab es gar nicht. Sie

hatten was Heroisches oder was Duldendes, sie waren kühn oder larmoyant, sie waren immer bereit mit drein zu schlagen oder zu weinen. Na, die da scheint von der starken Sorte gewesen zu sein."

Als es ihm zu lange dauerte, bis Albrecht erschien, hustete er ein Mal bemerkenswert. Es hieß so viel: als „Vergiß nicht, mein Junge, daß hier einer wartet."

Auf seine Idee, seinen Namen verheimlicht zu haben, war er ungeheuer stolz. Daß Albrecht ihn von selbst erraten könne, fiel ihm nicht im mindesten ein. Er malte sich eine Überraschung aus und schmunzelte schon vor Vergnügen.

„Na, endlich!" sagte er, als die Thür sich öffnete.

Albrecht, bleich und ernst, verbeugte sich. „Ich habe es mir gedacht, daß Sie, Herr Oberst, der Besuch seien, der sich nicht nennen wollte," sagte er.

Onkel Hans sah ihn verdutzt an. „Das haben Sie sich gedacht!" sprach er; „na nu! und denn sind Sie nicht so einfach mit'n Kamisol aus'n Bett und mir um'n Hals gefallen?!"

Nun war es an Albrecht verdutzt auszusehen, denn die merkwürdige Äußerung war nicht ganz klar.

„Ich glaubte — ich fürchtete," begann er mit bebenden Lippen.

„Was?" fuhr der Oberst ihn an, „du dachtest doch nicht, mein Junge, daß Claudine locker läßt? Dafor ist sie meinem Kleinen sein Fleisch und sein Blut und meine Nichte. Und du dachtest doch nicht, daß Onkel Hans sich zu schlimmen Botschaften hergibt?"

Die letzten Worte sprach er schon mit unklarer Stimme, denn Albrecht fiel ihm nun gleich um den Hals, und der Alte klopfte dem Jungen zur Beruhigung auf den Rücken.

„Claudine ist ein Engel!" stammelte Albrecht.

„Das is sie!" bestätigte Onkel Hans zufrieden. „Mit das Mädchen kann ich Staat machen als Onkel. Nu, man ruhig, man ruhig."

Albrecht hielt den alten Mann an beiden Händen. „Ich fürchtete, daß Frau von Ahlefeld etwas gegen mich habe, nicht gegen mich persönlich. . . ."

„Hör mal, mein Sohn, über das ‚aber' wollen wir als Soldaten und Männer ein anständiges offenes Wort reden. Ist dir das recht?"

Albrecht veränderte ein wenig die Farbe.

„Zu Befehl, Herr Oberst," sprach er.

„Onkel, Onkel Hans und du mein Junge," mahnte der Alte, „komm, gib mir 'n Kuß. So, wenn Männer sich küssen, mein' ich, ist das was Besondres, was Großes. Von nun an bist du mein Neveu. Deine Sorgen sind meine. Will dir keinen Stich geben — thut weh so was — wissen auch ohne Worte beide, worum sich's handelt. Also, Albrecht, ist dir's recht, wenn ich mal deinem Alten die Leviten lese? So mit Nachdruck aber allaboncöhr? Ich bin der Mann zu so was."

Albrecht drückte die Hand. Sagen konnte er nichts. Also man wußte alles, alles!

Sollte vielleicht dem derben, von Ehrlichkeit und Güte umleuchteten alten Krieger gelingen, was ihm, dem Sohn, nicht geglückt war? Aber freilich, dem Sohne standen nicht so alle Überredungsmittel zur Verfügung. Immer band die Kindlichkeit nicht nur seine Zunge, sondern sogar seine Gedanken.

Onkel Hans sah sich um, er sah den Frühstückstisch an, auf dem nur noch der Kaffee fehlte.

„Ich bin noch nüchtern,“ sprach er, „und Rührung vor dem Frühstück, sieh, mein Jung, die bekommt mir nicht mehr. Man merkt an so was, daß man alt wird. Gib mir 'ne Schrippe ab und vielleicht hast du einen Nordhäuser. Und du selbst — Dienst gehabt seit zwölf Stunden, sagt der Bursche, und erst halb sechs nach Haus gekommen. Da wird dir miserabel leer im Magen sein — wenn's Herz auch noch so voll ist. Nicht bekömmlich, nicht bekömmlich!“

Albrecht rief nach seinem Burschen. Als der Kaffee kam, sagte der Oberst:

„Zu meiner Zeit aßen wir morgens Suppe. Aber ich bin 'n Mann, der mit der Zeit fortgeht, kannst mir 'ne Tasse abgeben.“

Es war ein so glückliches Frühstück, das die beiden zusammen feierten.

Onkel Hans schlug Albrecht auf die Knie, daß es klatschte.

„Nich — bloß Dina müßten wir noch hier haben! Na, Kinder, der Onkel Hans wird euch noch lästig werden mal; aber ihr müßt immer denken, wenn er

zu oft kommt, wer weiß, wie lange es der Alte noch macht. . . .“

Er rührte sich heftig, und nun mußte Albrecht ihm auf die Schulter klopfen, um ihn zu ermuntern.

„Kommst du gleich nachher mit?“ fragte der Oberst.

„Ich habe um elf Uhr wieder Dienst. In diesen unglücklichen Tagen werden wir kaum Herren unser selbst sein. Wie darf persönliches Glück aufkommen, wenn die Stadt, der Staat vielleicht in Gefahr ist?“ sagte Albrecht trübe. „Aber, wenn ich heute nachmittag nur einen freien Augenblick ersehe, eile ich zu ihr. Sage ihr das.“

Onkel Hans sagte nachdenklich:

„Hör mal, ich begreif’ euch nicht. So eine ordentliche Kanonenkugel die Friedrichsstraße lang, gestern abend, und ihr hättet mal den Effekt sehen sollen. Wenn sich so ’ne Kanonenkugel gleichsam als Signal, ‚paß Achtung‘ losknallen ließe! Wenn’s kein Blut kostete! Du, Bürgerblut ist keine gute Flüssigkeit! Am Ende macht der Gedanke unsres Königs Majestät zaghaft. Nur — wenn vor lauter Zaghaftigkeit man schließlich die Karre nicht ganz verfahren wird. Dann kost’t es euer und der andern Blut. Eine tolle Zeit. Ja, darum hab’n wir eigentlich unser Pulver bei Leipzig und Waterloo nich verschossen.“

Er seufzte schwer und aß mit erhöhtem Eifer weiter.

„Onkel Oberst,“ bat Albrecht leise, „wenn du Papa bewegen könntest, in meine Wohnung überzusiedeln!“

„Machen wir!“ versprach Onkel Hans siegesgewiß und erhob sich in seiner ganzen Länge. Er hatte Albrecht fast alles vor der Nase weggegessen, seine frühe, unbekömmliche Rührung weggefrühstückt und fühlte sich nun bereit und gestimmt, es mit jedermann aufzunehmen.

Albrecht half ihm in seinen Rock. Es war kein moderner Überzieher mit Verzierungen an dem Schluß, Onkel Hans verachtete sowohl polnische Litzen als auch „Brandenbourgs“ von Posamentierarbeit; es war ein solider, brauner, langer Rock mit schwarzen Aufschlägen. Nachdem er sehr laut Abschied genommen und sich noch zehnmal durch Nachfragen der Adresse Ruprecht von Brandows vergewissert hatte, stapfte er davon, Albrecht in einer Hochflut glücklicher Hoffnungen zurücklassend.

Aus dem grauen und kalten Märzmorgen, durch den Albrecht nach Hause gewandert war, hatte sich ein lichter, herber Märztag erhoben. Der Himmel grellte in fast weißen Farbentönen, so daß man den Blick nicht zu ihm erheben konnte, ohne schmerzhaft geblendet zu werden.

Der Oberst war mit jedem Wetter unzufrieden; war es kalt, sehnte er sich nach Hitze, und bei einigen Grad Wärme schimpfte er über die unerträgliche Temperatur; bei Trockenheit sah er voraus, daß die ganze Mark in Kürze verdorrt sein werde, und regnete es, so prophezeite er, daß die Saat auf den Feldern ersaufen werde. Heute warf er einen höchst mißbilligenden Blick zum Himmel empor. „Regnen hätte es sollen, Sackstrippen, und das feste,“ murmelte er in sich hinein, „das hilft besser gegen Revolutionen als Proklamationen.“

Er schritt stramm fürbaß, pflegte niemand auszuweichen und trat immer mit der Sicherheit jemandes auf, der sich für eine volkstümliche Autorität hält.

Seine Mission machte ihm nicht das allermindeste Kopfzerbrechen. Er bildete sich ein, daß seiner Beredsamkeit niemand widerstehe. Hatte er doch gestern abend sogar seine precieuse Schwägerin „herumgekriegt.“ Denn in Onkel Hans’ phantasievollem Gedächtnis hatten sich die Ereignisse von gestern abend schon ein wenig durcheinander gemengt, und ihm war ganz ernstlich, als habe er alles gesagt, was er gedacht gehabt.

Jedermann schenkte ihm Vertrauen, warum sollte also Ruprecht von Brandow ihm keins schenken?

In der That lud des Obersten Gesicht und Wesen zum Vertrauen ein, trotzdem seine Zunge unfreiwillig mit manchen Geschichten herausplatzte, die besser verschwiegen geblieben wären. Wer den Mund immer so voll von Worten hat, wie er, der kann sie nicht allemal in der Geschwindigkeit sortieren.

Das Vertrauen kam daher, weil die Vertrauengebenden unbewußt fühlten, Onkel Hans nahm die Sachen klipp und klar, glatt und einfach hin, wie sie ihm gesagt würden. Er spintisierte nicht über die Gründe und die Folgen, er schob nicht unter und ward nicht durch mißtrauische Ratschläge zum Vergifter ohnehin schon belasteter Herzen.

Die Wohnung des Herrn von Brandow zu finden, wurde ihm zunächst nicht ganz leicht. Sie sollte in der Burgstraße sein, im zweiten Stock eines Hauses, dessen

Nummer er sich unterwegs so lange wiederholt hatte, bis er sie vergaß. Aber er besann sich, daß Albrecht beschrieben hatte: rechts im Hause ist ein Laden mit Strumpfwaren, links einer mit Parfümerien. Als der Oberst nun hinter einem Schaufenster quer an einer Strippe sich eine Reihe von hängenden Strümpfen hinziehen sah und darunter auf dem Fensterbrett ausgebreitet eine rosawollene Unterjacke, die mit ihren fleischlosen Ärmelhüllen über aufgestapelte Erstlingsjäckchen und andern Strickwaren hingriff, stapfte er hinein und fragte.

Jawohl, Herr von Brandow wohnte im Hause, zwei Treppen hoch, bei der Friseuse Janikow, deren Mann den Parfümerieladen nebst Barbierstube nebenan hielt.

Hierauf geriet der Oberst erst noch in die Barbierstube, stolperte auf dem Flur beinah über einen vollen Mülleimer, stritt sich auf der Treppe mit einem Dienstmädchen, das die Stufen zu naß aufwischte und klopfte endlich mit hartem Finger laut an Brandows Thür, worauf er öffnete, ohne ein Herein abzuwarten.

Zwei Männer waren in dem Zimmer, welches ganz den Charakter des „chambre garni“ hatte. Die altmodischen Stühle und das Kanapee waren mit buntgeblümtem Zitz bezogen. Über dem Sofa hing ein Querspiegel mit sehr geschweiftem Goldrahmen. Auf dem Spiegelschränkchen stand eine Alabasteruhr und daneben unter Glasglocken Sträuße und Wachsblumen. Den Estrich deckte zum Teil ein sehr vertretener und trotzdem noch immer sehr bunter, blumengemusterter

Brüsseler Teppich, vor dem aufgeklappten Sekretär lag ein Bettvorleger, in Farben und Muster dem Sofateppich gleich.

An diesem Sekretär saß ein Mann und schrieb. In der Sofaecke ein andrer, der, die Hand um den Fuß eines Glases auf dem Tisch vor sich, gedankenlos vor sich hinstarrte.

„Morgen, meine Herren!“ sagte der Oberst laut.

Der am Sekretär nickte, sah sich gar nicht um und schrieb weiter. Der in der Sofaecke guckte unsicher und träumerisch auf.

„Ich suche Herrn von Brandow. Ich bin der Oberst von Ahlefeld,“ verkündete Onkel Hans, fest davon überzeugt, daß sein Name wie eine platzende Granate wirken würde.

Der Mann erhob sich aus seiner Sofaecke. Seine Gestalt war hoch aber gebeugt, die Schultern etwas nach vorn hängend. Eine lockere Joppe in der Art, wie Landwirte sie tragen, hing an ihm hernieder.

Das Gesicht hatte einen hilflos suchenden Ausdruck, als könne er sich in der Welt und mit dem vor ihm Stehenden nicht zurecht finden. Die Augen waren verschwommen, das Haar, dunkel und von frühen Silberfäden durchwirkt, fiel in schweren Locken in die Stirn und war im Nacken kurz geschoren. Er trug einen Schnurrbart, der fast noch ganz dunkel war. Seine wohlgeformte Nase, die schönen Linien des Mundes verrieten große Ähnlichkeit mit seinem Sohne Albrecht.

Die Unsicherheit der Haltung und des Ausdruckes, hatten etwas Knabenhaftes. Es lag etwas von unverbrauchter, aber verkümmerter Jugend darin. Etwas, das sofort Mitleid wachrief.

„Sie wünschen?“ fragte Ruprecht von Brandow.

„Oberst von Ahlefeld, Claudines Onkel, seit gestern abend auch Albrechts, Ihres Jungen, Onkel,“ sagte der Oberst beziehungsvoll, zwinkerte mit den Augen, machte mit dem Kopf mehrere stoßende Bewegungen in der Richtung nach dem schreibenden Fremden hin und hustete. Dies alles sollte heißen: „Ich will Sie allein sprechen,“ was aber weder Brandow verstand, noch der Fremde auch nur ahnte, weil er dem Obersten den Rücken zukehrte.

Ahlefeld? — Claudine? — —

„Ja,“ sprach Brandow mit seiner immer etwas unklaren Stimme, „ich erinnere mich. Albrecht wollte um das Fräulein von Ahlefeld werben. Hat er sein Ziel erreicht? Das freut mich.“

Anders und gleichgültiger hätte er nicht sagen können:

„Hat er sich auf dem letzten Ball gut divertiert? Das ist nett.“

Der Oberst als guter Stratege beschloß sofort, an die zarten Herzensdinge nicht zu rühren und weder von Claudinens noch Albrechts Glück hier und vor den Ohren eines Fremden zu reden. Sein Ziel, den Vater zum Sohne zu führen, war zunächst viel wichtiger, als alle schönen Gefühle.

„Sie erlauben,“ sagte er, „daß ich mich erst mal setze.“

Er nahm umständlich Platz, Brandow sank in seine Sofaecke zurück.

„Also, ich komme sozusagen mit 'ner diplomatischen Mission. Albrecht bittet Sie, zu ihm zu kommen. Ganz klar, was? Der Sohn ist nicht abkömmlich, die verfluchten Straßenkrawalle erheischen scharfen Dienst. — Sehnsucht nach Vatern immerhin groß. Na, und da sag' ich, Jung', sag' ich, ich hol' dir deinen Vater, und er bleibt bei dir, bis die Ruhe wiederhergestellt ist in unserm ollen guten Berlin."

Er sah Herrn von Brandow herausfordernd und aufmunternd an.

Der bewegte unruhig den Kopf. Sein Freund hatte doch wohl nicht so gesammelt die Gedanken bei der Schreiberei gehabt, denn er sprang nun auf, kam an den Tisch und rief:

„Wie, Brandow, Sie wären imstande, die Sache zu verlassen!? Niemals. Sie bleiben hier."

Ahlefeld sah sich den Mann an. Der hatte eine hohe Stirn und kluge Augen. Das Haar trug er ebenso wie Brandow, nur war es blond, wie auch sein Knebel- und Schnurrbart, dessen hängende Haare sich in einem Strich mit den Haaren des Knebelbartes niederlegten. Der Mann trug eine groß braun und weiß karrierte Hose und einen grünlichen Rock, der vorn mit Schnüren und Knebeln geschlossen war und dessen Taille eng anschloß, während der weite Schoß rund abstand.

„Oberst von Ahlefeld," sagte Onkel Hans und stand weniger aus Höflichkeit, sondern um diese zu lehren, auf.

„Doktor Thomasius," antwortete der andre.

„Was für 'ne Sache?" fragte Onkel Hans und setzte sich in Positur.

„Die der Freiheit."

„Ach, das ist die Freiheit, daß er nicht zu seinem Sohne darf," sagte der Oberst. „Ich laß mich immer gern belehren. Und das war auch die Freiheit, die gestern abend durch die Straßen brüllte."

Thomasius setzte sich und schenkte sich, Brandow und auch Ahlefeld je ein Glas voll. Der Oberst probierte rasch ein Schlückchen und nickte vor sich hin; gut war der Rotspohn.

„Mein Herr," begann Thomasius, ohne sich durch des Obersten Ironie im mindesten ärgern zu lassen, „ich weiß, was Sie hier wollen. Der Herr Lieutenant fürchten sich, daß sie in Konflikte kommen könnten, durch die Gesinnungen des Vaters. Und so wollen sie der größeren Bequemlichkeit halber den Vater unter der rührenden Etikette der Sehnsucht in eine Art Gefangenschaft bringen, wozu ja die Kaserne allerdings der rechte Schauplatz ist."

„Ruhig Blut, Anton," mahnte sich der Oberst im stillen.

„Herr Doktor, nich, das war ja woll der Titel? ich bin ein Soldat gewesen, Albrecht ist Soldat. Uns geht keine Politik was an. Wir haben auf die Fahne unsern Eid geschworen, und den halten wir oder sterben. Wir schlagen uns, gegen wen unser König befiehlt, daß wir uns schlagen sollen. Sind Sie denn kein Mensch,

daß Sie die Beunruhigungen des Sohnes nicht begreifen, der vielleicht in die Lage kommen kann, seinem Vater mit dem Degen in der Hand feindlich gegenüber zu stehen?"

Eine hohe Würde leuchtete um den Alten, als er so sprach, von seiner derben Art unwillkürlich in eine ernste übergehend.

Brandow blickte ängstlich auf Thomasius, der aber sah vor sich nieder.

„Ich bin nicht geneigt, den Konflikt zu unterschätzen," sagte auch er ernst, „es gibt einen so einfachen Weg, ihm zu entgehen; der Sohn soll den Dienst quittieren, er soll sich in unsre Reihen stellen, oder wenn er das nicht mag, neutral bleiben."

Nun starrte Onkel Hans den Mann an, als habe der kauderwelsch gesprochen.

„Herr," rief er endlich mit starker Stimme, „ich merke, Sie haben von Offiziersehre und von dem, was 'ne Soldatenbrust fühlt, keinen blassen Schimmer."

„Mag sein," antwortete Thomasius kalt, „ich bin ein Bürger, ich sehe in der Soldateska den Feind der Freiheit."

„Na, und wenn mal Krieg kommt?" fragte Onkel Hans.

„So wird eine Bürgermiliz das Vaterland zu verteidigen wissen," bemerkte Thomasius und schenkte seinem Freunde Brandow wieder ein.

Onkel Hans lachte, denn dies konnte er bloß für einen Unsinn nehmen.

„Herr,“ sprach er heiter, „wenn Ihnen das erste Blut an die Nase spritzt, werden Sie darüber anders urteilen. Denn Donner auch, dazu will man erzogen und gedrillt sein. Beim Glas Wein schwatzt sich's leicht davon. Herr, wie Sie mich da sehen, hab' ich bei Leipzig und Waterloo mitgefochten und ich weiß, was ein Schlachtfeld ist. Wissen Sie das?!“

Thomasius zuckte die Achsel.

„Und denn will ich Ihnen noch was sagen, Herr. Wenn Sie einer von denen sind, die jetzt das große Wort haben, brauchen Sie's lieber dazu, zum Frieden, als zum Aufruhr zu predigen. Denn sonst könnten wir noch was erleben. Und so gräßlich es auch wär' — Bürgerblut! und so schrecklich für die Armen — in der Straße dreinhauen — nach gestern kann man sich immerhin auf alles gefaßt machen.“

Da hob Thomasius lebhaft den Kopf und sah den alten Mann an, der ihm herzlich wohlgefiel — wen hätte auch Onkel Hans nicht entwaffnet durch die bloße Art, wie er dasitzen und die Leute angucken konnte!

„Herr Oberst,“ sprach der Doktor, „ich habe geschwiegen, als Sie mich fragten, ob ich wisse, was ein Schlachtfeld sei. Schweigen auch Sie, wenn von Kämpfen auf einem andern Felde die Rede ist. Sie sind Offizier, als solcher ist es Ihre Pflicht gewesen, auf vielen Gebieten keine persönliche Meinung haben zu dürfen. Anstatt einer Ansicht haben Sie allezeit nur Gehorsam zu haben.“

Der Oberst nickte beifällig.

„Erziehung und Beanlagung mag Ihnen das als natürlich erscheinen lassen, was mich das Ungeheuerste dünkt: das Aufgeben freier Mannesrechte. Über den seelischen Geschmack, wenn ich so sagen kann, läßt sich nicht streiten. Sie sind durch ihr ganzes Vorleben nicht befugt, über die Bewegung dieser Tage zu urteilen. Sie ist ernst, tiefgründig und folgenschwer. Ich gehöre aber zu denen, die ihren Anlauf mit Mißbilligung beobachten und sich vergebens bemühen, ihr einen kräftigen, imposanten Charakter zu geben. Welch eine feige Sprache in der Adresse des Magistrats an den König! Man fordert alles, was das Volk begehrt, aber mit Unterwürfigkeit, und versäumt, dem König offen zu sagen, daß sein Thron in Gefahr ist. Und welcher Mangel an Verständnis in der Antwort des Königs! Ein Ton von Bonhomie ist jetzt wahrlich nicht am Platz. Auf den Landtag sollen wir warten, den er zusammenberufen und dem er mit der Losung entgegentreten will: freie Fürsten, freie Völker! Er sagt: kühn und bedächtig müsse man vorschreiten. Schade, daß das Mittel, beide Eigenschaften zu vereinigen, noch nicht gefunden ist."

„Das hat Hand und Fuß," sagte Onkel Hans. „Ich bin auch immer mehr für das Kühne. Der Henker hole die Bedächtigen."

„Ich will Ihnen sagen, wie es werden wird," fuhr Thomasius sich erregend fort, während seine feurigen Augen auf das Fenster gerichtet waren, durch die der weiße Tag schien. „Für eines mußte der König sich entschließen: für Gewalt, oder für volles, schnelles Ge-

währen. Der Gewalt hätte das Volk zu begegnen gewußt: den Straßenpöbel hätte sie heilsam in den Schranken gehalten, wir ernsten Männer aber hätten unsre Stimme nur lauter und eindringlicher erhoben. Aber der König schwankt. Und das Volk schwankt — angestammte Loyalität, Furcht vor Verschlimmerung der Lage hält es zurück. Man erbittert sich unnütz auf beiden Seiten, es wird zu unnützem Blutvergießen auf beiden Seiten kommen. Nein, Herr Oberst, so habe ich mir die Bewegung nicht gedacht. Mit dem König wollten wir uns verständigen, ohne seine Minister, ohne seine Soldaten. Aber, wenn es denn sein muß, so wollen wir die Waffen in die Hand nehmen und uns erfechten, was man uns nicht freiwillig geben will: eine neue Verfassung!"

Onkel Hans dachte etwas schwerfällig nach. Da Thomasius sehr beschwingt sprach, ging ihm nicht alles gleich ein. Auch wußte er nicht recht, was er dazu sagen sollte.

Endlich äußerte er:

„Ich hab'n guten Freund, den Pastor Claudius, der sagt so: alle Kämpfe, die der Mensch so mit sich im stillen durchzufechten hat, sind eine Stufe in seiner Entwickelung zur Reife; accurat dasselbige sei's mit den Völkern, so was wolle sub Species . . . Species . . .

„Sub specie aeternitatis betrachtet sein," ergänzte Thomasius. „Da hat Ihr Freund sehr recht, und er und Sie mögen beim ‚Betrachten' bleiben. Es muß aber andre geben, die handeln! die sich opfern! die

fallend untergehen mit dem Siegerbewußtsein, daß die Idee dennoch triumphiert!“

„Und Sie denken, Herr,“ fiel der Oberst schnell ein, „daß unser Freund Brandow der Mann ist, mitzuthun? Bis jetzt hat er sich noch mit keinem Ton zur Sache geäußert, und so ganz kampfesmutig sieht er auch nicht aus. Was, Herr von Brandow?“ dabei schlug er ihm ermunternd auf das Knie. „Nicht wahr, Sie gehen zu Ihrem Sohn und lassen die guten Freunde gute Freunde sein.“

Ruprecht von Brandow, der die Wangen müde in die Hand gelegt gehabt, zog den bisher aufgestützten Ellbogen vom Tisch.

„Nicht in die Stille, nicht in die Einsamkeit,“ sprach er.

Wie gern hätte der Oberst ihm gesagt: Ich will dich zu der holdseligen Braut deines Sohnes bringen, da gibt es keine Einsamkeit, sondern nur Sonnenschein. Aber so ging das nicht an, Frau von Ahlefeld war imstande, noch ihre Einwilligung zurückzunehmen, wenn sie den Mann so sah.

„Unser Freund,“ sagte Doktor Thomasius, „ist nicht zum Führen und zum Anfeuern gestimmt. Aber wir bedürfen einer Gefolgschaft, die nicht verächtlich als ‚Plebs‘ von unsern Gegnern abgethan werden kann.“

Onkel Hans hatte einen schlauen Gedanken. „Herrjes,“ meinte er, kleine Augen machend und mit behaglichem Lächeln, „am Ende putzt er mit seinem Namen eure Zusammenkünfte?! Wenn die Grafen und Barone liberal sind, das wirkt!“

Thomasius errötete.

„In der That,“ gestand er, den Oberst gerade ansehend, „gibt es eine Menge von unsern Gesinnungsgenossen, die sich über jeden adeligen Demagogen mehr freuen, als über einen bürgerlichen. Vielleicht beweist ja auch ein solcher mehr. Ich aber bin einer von den wenigen, wahren Freunden unsres armen Brandow. Ich weiß, daß ein schwerer Gram ihn unlustig gemacht hat, das Leben zu ertragen, und daß er nur durch eine große, kühn fortreißende Bewegung wieder thatenfreudig werden wird. Lehre einen Menschen, sich wieder zu begeistern und du rettest seine Seele.“

Onkel Hans konnte sich nicht helfen: dies kam ihm ein bißchen konfuse vor, daß der arme lethargische Mann da einen neuen Adam sollte anziehen können, wenn er mit herumgeschleppt wurde, da, wo man nach einer neuen Verfassung schrie. Allein er merkte, daß es dem Thomasius Ernst war. Und mit ernsten Menschen stritt er ungern über zweierlei Meinung, weil ja jeder auf sein Recht schwor. Und vielleicht gab es ja auch vielerlei Rechte in der Welt, je nachdem, wo man stand.

Onkel Hans dankte hier nochmals Gott, daß er Soldat geworden war und mit niemand zu disputieren brauchte. Das Mundwerk hätte ja wohl nicht gefehlt, aber die Zweischneidigkeit. Onkel Hans' Waffen waren einschneidig.

Er erhob sich; auch Brandow stand auf, trat an das Fenster und sah auf den Spreearm hinab, der sich zwischen der Burgstraße und dem Schloß entlang zog.

Dort lagen auf dem graubraunen, stillen Wasser friedlich einige Werdersche Kähne, aus deren Kajüte der Rauch aus dünnem Eisenrohr aufflockte.

„Ich will mit Ihnen nicht um den Brandow streiten, wie Gabriel und Lucifer um 'ne Seele. Ihr Wort in Ehren: aber hier spricht 'ne Pflicht gegen den Sohn. Kommen Sie, Herr von Brandow, ich hab's dem Albrecht versprochen: ich bring' ihn dir! Ich würde Sie ja in meine Bude einladen, aber da säßen Sie so allein, denn ich bin meist bei den Frauenzimmern; daß der alte Jakob kein Schutz ist, begreift sich, na, und Pröhle denkt schon ans Fliehen, was für'n Bankier ja bei solchen Zeitläuften nicht ohne ist."

Er vergaß, daß die Anwesenden von seiner Schwägerin und deren häuslichen Verhältnissen nichts wußten.

„Der Sohn muß seinerseits dem Konflikt aus dem Weg gehen," beharrte Thomasius, welche Äußerung bei dem Oberst das Wohlwollen für den Doktor wieder umstieß.

„Mensch, so reden Sie doch einen Ton!" mahnte er Ruprecht von Brandow.

Langsam wandte sich dieser um, sah mit seinen trüben Augen im Zimmer umher, faßte mit der Rechten seine eigne Linke an, als habe er Schmerzen darin und brachte mit etwas schwerer Zunge hervor:

„Ich will meine Freiheit — endlich — endlich — endlich — frei von der Qual sein."

Dann sank er in einen Stuhl am Fenster und starrte teilnahmlos hinaus.

Der Oberst war vollkommen perplex. Schweigsame Menschen hatten immer etwas Unheimliches für ihn. Es erschien ihm rätselhaft, daß man stumm bleiben könne, wenn das Herz von etwas bedrückt sei.

Und daß der Mann hier von irgend einem heimlichen Kummer niedergedrückt werde, war ihm klar.

„Arme Claudine!“ sagte er unbewußt ganz laut.

„Wer ist Claudine?“ fragte Doktor Thomasius.

„Meine Nichte, Fräulein von Ahlefeld, Braut des Lieutenants Albrecht von Brandow,“ erwiderte der Oberst in feindseliger Haltung. „Sie hat sich die Einwilligung ihrer Mutter erkämpft, trotz — trotz — —“

Er mußte an sich halten, um nichts Beleidigendes zu sagen. Noch einmal stellte er sich groß vor Brandow hin.

„Haben Sie als Vater nicht das Bedürfnis, die Braut Ihres Sohnes zu umarmen? Wenn Sie sich einige Tage still bei ihm — — bei ihm erholt haben, wird er Sie dem süßesten und liebevollsten Mädchen zuführen,“ sprach er etwas herrisch, denn nun war seine Geduld zu Ende.

„Liebevoll — liebevoll,“ wiederholte Brandow mit bitterm Lächeln vor sich hinstarrend. „Erst scheint es so — nachher kommt der Haß. Er soll allein bleiben — allein.“

„Adieu!“ sagte der Oberst grob und kehrte sich auf der Stelle um; die beiden Männer sahen ihm verdutzt nach. Onkel Hans hätte mit seinem Stock dreinschlagen mögen. Er war wütend. Dieser armselige, verkommene

Mensch jauchzte nicht auf, daß er durch eine Claudine aus seinem Sumpf gezogen werden sollte?! Und er, der Oberst von Ahlefeld, hatte seinen Willen nicht durchgesetzt?!

Mit einer ganz blinden Ungerechtigkeit beschloß er, daß Albrecht sich von seinem Vater lossagen müsse. Der famose Junge sollte doch nicht etwa durch den stumpfsinnigen Mann in Ungelegenheiten kommen! Und die feine, vornehme Claudine sollte doch „das“ nicht töchterlich umarmen!

Nach einer weiteren halben Stunde indes war sein Zorn dem Gefühl gewichen, daß es ein wahres Glück sei, daß es so gekommen. Eine Ansicht, zu welcher Onkel Hans sich nach jeder Erregung und jedem Ereignis durchzukämpfen pflegte.

## Viertes Kapitel.

Endlich hielten sie einander in den Armen, Brust an Brust, Auge in Auge. Drei lange bange Tage hatten sie diese Stunde ersehnen müssen, ehe ihr Glück ihnen ward.

Und durch das Warten war der Begegnung die Unmittelbarkeit der jauchzenden Freude genommen.

Wenn sie einander doch hätten umarmen dürfen vor drei Tagen, als Albrecht gekommen war, um zu sagen: ich liebe dich! Dann hätte ihr erster Liebesrausch in besinnungsloser Weltvergessenheit sie umfangen dürfen, und keine andern Thränen als die des Glückes wären geflossen.

Aber das Warten hatte den Mann erbittert und das Mädchen entnervt. Ein anstrengender und unerquicklicher Dienst hatte Albrecht festgehalten. Am Abend des fünfzehnten wiederholten sich die Scenen vom vierzehnten, und das Militär mußte die Straßen von johlenden Volksbanden säubern. Dann aber ward die Parole ausgegeben: keine Gewalt, wenn kein ernster Widerstand erfolgt. In ihren Kasernen und auf den Wachen hatten sie bereit sein müssen Tag und Nacht, mehr Polizisten als Krieger.

Unthätig mit dem in der Scheide gelockerten Schwert war ihnen die Zeit bleiern verronnen, und Albrecht, als er so persönlich das Opfer der Bewegung geworden, empfand einen wachsenden und jeder Kritik baren Zorn gegen dieselbe. In ihm kam die alte menschliche Schwäche zu ihrem Recht, welche die Wohlthat eines luftreinigenden Gewitters nicht mehr empfindet, wenn der Blitz in das eigne Haus geschlagen hat; der die Befreiung von tausend geistig Gefangenen gleichgültig ist gegen die Wahrheit, daß das eigne Herz in Ketten liegt. Alle seine Kräfte fühlte er gebunden: den Mut des Soldaten, der gern dreingeschlagen hätte; die Sohnestreue, die versucht hatte, den Vater zu befreien; die Mannesliebe, die heiß zu der Erwählten hinstrebte.

Für einen feurigen Menschen ist Thatenlosigkeit schlimmer als Unglück.

Am siebzehnten des Abends endlich konnte er zwei Stunden Urlaub bekommen. Die Kunde aus Wien, daß Metternich gefallen und daß das Volk dort der Triumphator sei, hatte die Stadt durcheilt; wie ein Rausch ging es durch die Straßen, wie eine Aufwallung, welche endlich auch die Wahrheit über die Lage bis zum Thron emportrug. Es hieß, der König bereite eine Proklamation vor; der kommende Tag werde Großes bringen. Und kraft dieser freudigen Erwartung schien Friede zu sein zwischen Volk und Regierung.

Albrecht konnte zu seiner Braut gehen. Aber dies erste Begegnen, nachdem sie sich einig geworden, einander für das Leben zu gehören, war nicht mehr die

reine Liebesfreude; ihr war das Gefühl der Erlösung aus bitterer Not beigemischt und die Furcht, daß der neue Tag neue Not bringen könne.

Es war ein Wiedersehen im Schatten anstatt in der Sonne.

Und Claudine hatte harte Stunden geduldig ertragen, wenn auch ihre Wangen etwas farbloser dabei geworden waren.

Ihre Mutter gehörte zu den Menschen, die augenblicklich die Resultate ihrer Entschlüsse sehen müssen oder selbst nicht an die Wahrheit und Kraft ihrer Entschlüsse glauben. Frau von Ahlefeld hatte sich in Claudinens Wahl ergeben an jenem Abend; gut, so sollte nun auch am andern Morgen gleich das neugestaltete Leben anfangen. Da dies aber nicht geschah, da der Schwiegersohn nicht zur Stelle sein, der vielbesprochene unglückliche Vater nicht gleich „überwunden" werden konnte, da man keine Anzeigen machen und keine Gratulationen empfangen durfte in solchen peinlichen Tagen, so kam es Frau von Ahlefeld noch gar nicht vor, als ob die Sache wirklich sei. Und sie erörterte den Fall unverdrossen, als ob die Entscheidung noch ausstände. Überdies hatte der gute Onkel Hans seinen Mund nicht halten können und war mit seiner Schwägerin einig, daß Albrecht sich von seinem Vater lossagen müsse.

In diesen endlosen Gesprächen schwoll die Bedeutung und der Schrecken des Gegenstandes natürlich immer mehr an, da nur Phantasie und Furcht, nicht aber persönliche Kenntnis hier sprach.

Zuletzt mußte die arme Claudine, wenn sie den Reden glauben wollte, Albrechts Vater für ein Schreckbild ohne gleichen halten.

Die sonst so beredte Lena hüllte sich in völliges Schweigen.

„Es ist die einzige Form,“ sagte sie abends zu ihrer Schwester, „in welcher ich anständige Geduld bewahren kann. Die Zunge ginge mit mir durch. O, wie mich Claudius ärgert! Nur einmal sollte er dreinschlagen mit kräftigen Worten! Aber ist es nicht, als ob Mama mit ihrer vornehmen Haltung ihn zum öligen Salbadern zwingt?“

Ihre Wangen wurden rot vor Erregung.

„Aber Lena — was für Worte über Claudius. Er meint es so gut,“ rief Claudine.

„Ja, ja,“ murmelte Lena, „gut; männlich soll er es meinen!“

Sie zog die Bettdecke über die Ohren, um das Gespräch zu enden.

Claudius kam täglich und wandte in der That eine gewisse konventionelle Beredsamkeit an, um die immer gleichen Klagen seiner Freundin zu beschwichtigen. Lena war offenbar keine gute oder keine unbefangene Beobachterin, sonst hätte sie heraus finden müssen, daß Claudius ein wenig ermüdet schien von der ergebenen Hilflosigkeit seiner Freundin, die immer und immer von ihm ermutigt sein wollte.

Auch Onkel Hans machte Claudinen, ohne es zu wollen und zu ahnen, das Leben schwer. Noch nie

hatte er so viele, so lange und so verworrene Geschichten erzählt wie jetzt. Die Zeit lud so ein, seine Erinnerungen und die Erinnerungen seiner sämtlichen Freunde auszukramen, und den Besuch beim alten Brandow hatte er so oft erzählt, mit Reminiscenzen an den und jenen untergegangenen Kameraden vermengt, daß schon eine ganz andre Sache daraus geworden war.

So mußte denn auch für Claudine das Wiedersehen die Beimischung der Erlösung haben.

Sie hielten einander umfangen, und Claudine weinte selige Thränen an seiner Brust. Ihre Seele war völlig erlöst von allen Schmerzen.

Im Grunde genommen hatte sich nichts verändert, der düstere Hintergrund der Zeit und ihres Lebens war derselbe geblieben; dies hatte zwar Claudine nicht vergessen, aber es kam ihr vor, als ob dies alles gar nichts mehr sei. Sie hatte den geliebten Mann in ihrer Nähe, sie hörte seine Stimme, schaute in seine liebevollen Augen — es gab also keine Not mehr in der Welt.

Er aber stürzte sich mit der Leidenschaft jemandes, der sich betäuben will, in die Wonne dieses Wiedersehens. Und wenn er ihren süßen Liebesworten horchte, hörte er daneben immer noch eine andre Stimme, die ihm zuzuraunen schien: Wo ist dein Vater? Was wird morgen sein?

Und da Claudine nicht allein in der Welt war, sorgten auch die Ihrigen mit dafür, daß Albrecht nicht die rauhe Wirklichkeit vergaß.

Nachdem Frau von Ahlefeld die Liebenden genau so lange allein gelassen, als sie es im äußersten Fall für schicklich hielt, erschien sie auf der Schwelle.

Albrecht ließ Claudinen, eilte seiner künftigen Schwiegermutter entgegen und verneigte sich tief, küßte ihr die Hand und dankte ihr für das Vertrauen, welches sie ihm schenke.

Frau von Ahlefeld war von seiner Haltung sehr befriedigt, fühlte eine ernsthafte Rührung in sich aufwallen und drückte einen Kuß auf Albrechts Stirn, der sehr innig gemeint war, aber doch etwas ceremoniös auf Albrecht wirkte. Claudine hingegen fand das Entgegenkommen ihrer Mutter sehr liebevoll. Wer an Kargheit gewöhnt ist, empfindet schon einen Überfluß, wo andre nur Erfüllung des Notdürftigen sehen. Auch Lena war von diesem Kuß überrascht. Die Töchter kannten eben keine Gefühlsäußerungen der Mutter.

Daß Frau Edith sich innerlich in einer Mischung von Mitleid und Gerechtigkeit sagte, sie müsse fortan Albrecht ein Elternhaus bieten, da sie ihn von seinem Vater trennen wollte, das fiel weder Claudinen noch Lena ein.

Dann kam Onkel Hans. Der war schon neulich morgens ganz vertraulich zu Albrecht gewesen, hatte sich aber in den drei Tagen noch so besonders in die verwandtschaftlichen Gefühle hineingelebt, daß es ihm war, als sei Albrecht seit Menschengedenken schon Claudinens Verlobter. Die Begrüßung fiel dem entsprechend aus.

Lena war ein bißchen kühl und zugleich etwas formlos; sie schüttelte Albrecht die Hand und sagte nur mit gemachter Lustigkeit:

„Ich hoffe, Herr Schwager, daß in den nächsten Jahren nicht an Hochzeit gedacht wird. Claudine soll auch ein bißchen an mich denken!"

„Ganz im Gegenteil!" rief Albrecht und wandte sich zu Frau von Ahlefeld, „ich hoffe, daß Sie, gnädige Frau Mama, mir gestatten werden, recht bald unsre Häuslichkeit zu begründen."

Onkel Hans lachte sehr laut. Durch den ergebenen Ton der Bitte, war die Mutter besonders angenehm berührt und bereit, „ja" zu sagen, hielt es aber für taktvoller, sich ihre Einwilligung abringen zu lassen.

„Wir werden sehen," sprach sie lächelnd, „vielleicht in einem Jahr."

„O meine teure, verehrte Frau!" bat Albrecht. „Je eher Claudine und ich einen eignen Herd haben, je eher können wir meinen armen Vater aus den Verhältnissen herausheben, in denen er sich jetzt vergraben hat. Sie werden vom Onkel Oberst gehört haben; er wollte versuchen, meinen Vater zu mir zu bringen, der aber weigerte sich."

Während Albrecht sprach, entstand ein völliges Schweigen. Nicht das gewöhnliche höfliche Schweigen des Zuhörens, wo dem Hörer schon die noch mühsam zurückgehaltene Antwort auf den Lippen sitzt, sondern ein merkwürdiges, tödliches Schweigen. Nichts regte sich im Zimmer.

Es war, als höre man die Lampe brennen. Niemand antwortete. Onkel Hans räusperte sich bedeutungsvoll, diesmal, ohne den Ärger seiner Schwägerin zu erregen, die sogar zu dem Räuspern bejahend nickte.

Lena guckte Albrecht an mit der Neugier, wie man etwa das Aufgehen eines Vorhanges im Theater erwartet.

Albrecht errötete langsam und tief. Da faßte Claudine seine Hand und drückte sie fest, fest.

„Mein lieber Herr Sohn," begann Frau von Ahlefeld, die in diesem Augenblick eine vordringliche Unbescheidenheit von Onkel Hans nicht ungern gesehen hätte, aber da er schwieg, wohl selber reden mußte, „mein lieber Herr Sohn, als ich meine Einwilligung in Ihre Verbindung mit meiner ältesten Tochter Claudine gab, hoffte ich, daß Sie fortan Ihre Heimat ganz in Claudinens Familie finden sollten, daß Sie — daß Sie — sich entschließen möchten, ja, würden, von Ihrem Herrn Vater sich zu trennen. Fast scheint mir nach allem, was ich höre, daß es im Interesse auch Ihrer Carriere nötig ist."

Albrecht starrte sie mit seinen dunkeln, entsetzten Augen an.

Als Onkel Hans das Gesicht sah, voll Schreck und Gram, schlug er sich auf den Mund und bereute heftig, sich mißfällig über den alten Brandow geäußert zu haben.

„Sie meinen," stammelte er, „daß ich mich von meinem Vater lossagen solle?"

„Leider drängen die Thatsachen mir diese Meinung auf,“ sagte die Mutter mit der größten Höflichkeit.

„Hat Claudine diese Meinung, diesen Wunsch geteilt?“ fragte Albrecht. Es war etwas in ihm, das ihn drängte, die Frage an die Mutter seiner Braut, anstatt an diese selbst zu richten.

„Claudine . . .“, wiederholte Frau von Ahlefeld und ward jetzt inne, daß Claudine sich nie geäußert.

„Nein!“ rief Claudine. „Nein, Albrecht!“

Onkel Hans, im Gefühl, daß er Schuld an der Scene habe, wollte vermitteln.

„Sieh, mein Junge. Das ist nun so: es steht schon in der Bibel, daß das Weib Vater und Mutter verlassen soll und dem Manne anhangen. Und Claudine nimmt gern alles auf sich, was sie für ihre Schuldigkeit hält. Aber dafür sind ja wir Alten und Sachverständigen da. Und wir meinen nun, dein Alter — Herrgott, es jammert mich ja selbst — könne dein Leben zerstören, nicht bloß als Offizier, sondern auch als Mann. Glaub mir, Claudine ist verliebt in dich und sieht jetzt bloß alles in rosigem Schein. Aber das dicke Ende kommt nach. Glaub es mir.“

Onkel Hans hatte kein Glück mit seiner Begründung. Er vergaß, daß seine Schwägerin als Freundin von Bernhard Claudius sich genaue Bibelkenntnis schuldig zu sein glaubte und auch deshalb angeeignet hatte.

„Pardon, lieber Schwager,“ berief sie ihn sanft, „es heißt, der M a n n soll Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhangen. Ich bitte nur 1. Mose 2, 5

nachzulesen. Dies wird sich auch Herr von Brandow sagen müssen."

„Also Sie fordern wirklich, wirklich von mir, daß ich mich von meinem Vater lossagen soll?" rief Albrecht. Er atmete kurz, er sah sich um, wild wie ein Verfolgter.

„Leider — ja," sprach die Mutter in Ergebenheit. Daß Albrecht sich nicht gleich geduldig und voll christlicher Haltung in das fand, was sie bei sich als unabwendbares Schicksal zu betrachten sich angewöhnt hatte, befremdete sie beinah. In ihrer ganz naiven Korrektheit vergaß sie, daß die Gefühle Albrechts denn doch die eines Sohnes waren. Sie sah und empfand nur die „Inkonvenienzen" in der Existenz des alten Brandow.

Lena zitterte. Wird er die Frage stellen: „Oder soll ich auf Claudine verzichten?" dachte sie. Dann würde ihre Mutter sich vielleicht hinreißen lassen zu sagen: Ja, entweder oder; denn diese Erörterungen waren ganz danach angethan, jedermann schließlich mehr sagen zu lassen, als er eigentlich meinte.

Albrecht hatte seine Hand aus der Claudinens gezogen. Er ging hastig im Zimmer hin und her, die eine Faust gegen die Lippen gepreßt, die andre in die Seite gestemmt. Er sah finster vor sich nieder und beachtete nicht, daß Claudine ihn groß ansah, daß auch die Blicke der andern an ihm hingen.

Alle warteten zitternd auf seine Antwort, aber jeder mit einer andern Hoffnung. Daß er zu kämpfen schien — denn warum schwieg er? — ermutigte Frau von Ahlefeld. Schon ging ein Glanz wie Befriedigung über

ihre strengen schönen Züge. Onkel Hans glaubte, Albrecht sänne auf einen Ausweg. Lena fürchtete, der Augenblick würde den Mann schwach finden, und schon sagte sie sich finster, daß er dann auch eines Tages ihre Schwester verlassen könne — sie war mißtrauisch und erwartete immer nur das Kleine von den Menschen.

Claudine glaubte felsenfest, die Antwort vorher zu wissen. Sie faltete die Hände und sah den Geliebten mit leuchtenden Blicken an.

Und als Albrecht jäh in seiner Wanderung innehielt, schraken alle doch zusammen.

„Nein!" sagte er mit starker Stimme, während Leichenblässe sein Gesicht bedeckte, „ich werde meinen Vater niemals verlassen!"

Claudine stieß einen Jubelruf aus und fiel Albrecht um den Hals.

„O Gott sei gelobt!" rief sie unter Thränen.

Albrecht sah sie an, als träume er.

„Also du — du zürnst mir nicht?" stammelte er.

„Ich liebe dich nur noch mehr," rief sie jubelnd. Lena schlich heran und streichelte ganz wenig Albrechts Hand, die auf Claudinens Schulter lag.

„Bringe mich zu deinem Vater," bat sie.

„Ja, sobald es geht."

„Inzwischen geh' ich allein zu ihm — ja — laß mich das . . ."

„Nein, nein — morgen abend mit mir — ich muß ihn vorher benachrichtigen."

Onkel Hans als Stimmungsmensch hatte sofort vergessen, daß er es gewesen, der die erste Idee zu dieser harten Forderung gefaßt. Er war sehr gerührt und bejammerte laut, daß er damals, mit Minette, die „Gelegenheit verpaßt“ habe, sonst vielleicht besäße auch er solchen treuen Sohn.

Wieder einmal hatte eine erregte Minute, hatte der unbeugsame Wille der Jugend all die sorgsam erwogenen Entschlüsse der Frau von Ahlefeld umgestoßen. Zum Glück kam sie nie darüber zum Bewußtsein, daß ihr ganzes Leben eigentlich aus der Mühe bestand, sich großartige Situationen aufzubauen, die dann von den Thatsachen schnell umgeworfen wurden.

Nun stand sie wieder hilflos da. Das erste Wort von ihren Lippen war:

„Welch ein Unglück, daß Pastor Claudius nicht da ist!“

Lena konnte ein Gesicht machen, als ob ihr Näschen spitz würde und ihre Augen noch kurzsichtiger. Und so ein Gesicht machte sie zu dem Seufzer der Mutter.

Albrecht folgte einer guten, großen Empfindung. Er riß sich von Claudine los und ging auf die Mutter zu. Er küßte ihr diesmal beide Hände und sprach:

„Für diese ihre Worte will ich Claudine segnen und lieben bis zu ihrem letzten Atemzuge. Möge die Herzensgüte Ihrer Tochter Sie versöhnen!“

Frau von Ahlefeld seufzte befriedigt. Ja, sie hatte außerordentliche Kinder, der Mutter würdig; man mußte eben die — Unbequemlichkeiten ertragen, welche so

außerordentliche Wesen den Ihrigen bereiten. Sie umarmte Claudine und sagte:

„Möge es dich nie gereuen!“

Nun konnte es noch gemütlich werden, wie eine kleine Verlobungsfeier. Onkel Hans wollte, man solle essen und trinken, aber was anders als den Pulliac. Und Frau von Ahlefeld wollte Pastor Claudius holen lassen. Denn sie hatte das Bedürfnis, ihm die Kraft ihrer Selbstüberwindung zu zeigen. Aber da es nicht geraten schien, den alten Jakob noch abends fortzuschicken, mußte Frau Ediths Wunsch unerfüllt bleiben.

Als Albrecht schied mit dem Versprechen, morgen nachmittag, wenn nichts Unerwartetes geschehe, wiederzukommen und Claudine zu seinem Vater zu bringen, war er ganz glücklich. Onkel Hans begleitete ihn, er hatte beinahe „einen zu sitzen“ und war ängstlich laut auf der Straße — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen des achtzehnten März stieg für Albrecht lachend empor. Der blasse Himmel mit seinem zarten Frühlingsblau war ganz wolkenlos. Durch die noch kahlen Äste und Zweige von Baum und Busch in den Anlagen strich ein herber Wind, der aber belebend und nicht erkältend wirkte. Man sah die Blattknospen bräunlich-grün schimmern. Die braunen Erdschollen schienen von innen heraus gelockert, das welke Laub vom Vorjahr deckte halbvermodert, naß den Boden. Im Tiergarten war schon Leben, frühe Spaziergänger freuten sich der auf den Wegen und in den Büschen lärmenden

Spatzen, vereinzelte Reiter sah man durch den Park sprengen, die laublosen Bäume ließen es zu, daß man in die Tiefen des Tiergartens wie durch unregelmäßiges Gitterwerk hineinsah.

Auf dem Exerzierplatz auf der andern Seite der Charlottenburger Allee ließ Albrecht mit seinem Hauptmann zusammen die Kompanie Parademarsch üben. Die Kommandorufe klangen kurz und rauh durch die Morgenluft, die Sonne blitzte auf den blanken Knöpfen und Waffen.

Und dann war der Frühdienst beendet. Albrecht eilte zu seinem Vater. Er fand ihn nicht, und die Wirtin sagte, er sei seit fast zwei Tagen kaum mehr nachts daheim gewesen. Sie benutzte die Gelegenheit, Albrecht nach dem Stand der Dinge zu fragen: ob der König eine neue Verfassung bewilligen werde, ob es zum Bürgerkrieg kommen könne, und ob es wahr sei, daß die neuen Schutzleute, die es seit gestern gebe, ebenso aussähen wie die englischen Konstabler, und ob diese Schutzleute in Zukunft das Militär überflüssig machen würden.

Weil Albrecht ein Offizier war, hielt sie ihn für mindestens ebenso unterrichtet wie einen Minister.

„Ach Jotte doch,“ sagte sie klagend, „det schreit allens nach neue Ministers, und ick weeß nicht, was sie an den Uhden zum Beispiel auszusetzen haben; er läßt sich bei meinem Mann balbieren un is ’n so jütiger, leutseliger Herr. Ach, Herr Lieutenant, bei so’ne Zeiten verliert man die beste Kundschaft und det Risiko, was

wir mit unser Parfümerielager laufen, da können Sie sich nu keine Vorstellung von machen!“

Albrecht konnte nicht umhin zu lächeln. „Auch ein Standpunkt,“ dachte er, „und ein ebenso berechtigter, wie jeder andre.“

Er tröstete die Frau, daß Herr von Uhden sich wahrscheinlich noch würde weiter rasieren lassen, auch wenn er kein Minister mehr sein sollte. Schwer konnte er der Frau begreiflich machen, daß er nichts vom Stande der Bewegung wisse.

Er hinterließ einen Brief an seinen Vater, worin er ihn bat, heute abend daheim zu bleiben. Diese Bitte hing nun mit ihrer Erfüllung freilich von dem Zufall ab, daß Ruprecht von Brandow im Laufe des Tages seine Wohnung aufsuchen werde.

Dann hieß es für Albrecht zurück zur Kaserne eilen. Hier befand sich alles in abwartender Ruhe. Albrecht brachte die Stunden mit seinen Kameraden hin. Man sprach sich heiß und müde über das, was etwa geschehen könne und geschehen müsse oder nicht dürfe.

Gegen zwei Uhr ging es wie eine Bewegung durch die kahlen Korridore, Ordonnanzen liefen, Thüren klappten; in die Messe, wo die jüngeren Offiziere beisammen saßen, wurden einige Blätter gebracht. Es war ein außerordentliches Blatt der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Ein Kamerad riß sie dem andern aus der Hand. Und endlich las einer laut, mit hastigen Worten abgerissen einzelne Sätze heraus:

„Beschleunigte Einberufung des vereinigten Landtages — Hinweis auf die Vorgänge in Österreich — Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat durch Vereinbarung zwischen Fürsten und Völkern und Vertretung des letzteren beim Bundestag; Einführung einer Bundesflagge — Gründung einer deutschen Flotte — ein Bundesgericht — Freizügigkeit — ein allgemeiner Zollverein — gleiches Maß, Gewicht und Münzsystem — ein neues Preßgesetz. . . ."

Die jungen Männer, die da beisammenstanden, alle aus alten märkischen oder preußischen Geschlechtern, mochten ihre Pulse rascher klopfen fühlen, die einen von heimlichem Zorn über so viele verderbliche Neuerungen, die andern in heimlichem Jubel über diese scheinbare That, Preußens Größe, Deutschlands Einheit zu fördern. Aber noch ehe irgend jemand die entstandene Stille durch eine bittere oder lobende Bemerkung unterbrechen konnte, sagte der älteste Premierlieutenant:

„Meine Herren, Se. Majestät haben gesprochen. Wir haben nichts zu sagen, als: Se. Majestät, unser allergnädigster König und Herr, leben hoch!"

Das war mit einem ehernen Ernst gesagt. Es flog wie ein Schauer durch all die jungen Gemüter. Und noch war der Bann des Augenblicks nicht von ihnen gewichen, als laut und gellend das Alarmsignal vom Kasernenhof herüber schallte.

Man stob auseinander. Ein rasendes Laufen und Hasten begann.

Nach zwei Minuten stand das Regiment marschfertig im weiten Kasernenhof. Es war vorbereitet gewesen, jede Sekunde dem Ruf zu gehorchen.

Der Mensch, der Sohn, der Liebende fiel gleichsam ab von Albrecht. Es war, als wache nichts in ihm wie der Gehorsam und der Mut. In schwerem Marschschritt zog dröhnend das Regiment durch die Straßen, vom Volk, das zahlreich und in froher Erregung durcheinander wogte, mehr erstaunt als feindselig angesehen.

Einzelne Rufe drangen an das Ohr der Offiziere. Albrecht verstand hin und wieder die Worte:

„Was wollen denn die noch?"

„Abrücken!"

„Wird sind eins mit dem König — kein Militär."

„Fort aus Berlin."

Mit undurchdringlichen Mienen, die Augen gerade aus, schritt Albrecht, den Degen gezogen, neben seiner Kompanie einher.

Die strahlende Sonne flimmerte auf den Spitzen der Helme; wie sich das Regiment da die schmalen Straßen entlang bewegte, sah es von fern aus wie eine ungeheure metallische Schlange, die sich zwischen den Häusern wälzte.

Es bog in die „Linden" ein. Es zog mit festen Tritten die Straße entlang, am Zeughaus vorbei und über die Schloßbrücke. Es nahm seine Stellung einer lebendigen, aber undurchdringlichen Mauer gleich, am Fuß des königlichen Schlosses. Hier stand es und hielt Wacht.

Im Lustgarten war heiteres Leben, jubelnde Menschen zogen umher, Freunde fielen einander in die Arme, aus allen Straßen, die in die Umgebung des Schlosses mündeten, zogen immer neue Menschenscharen herbei. Allmählich füllte sich der weite Platz. Ein betäubender, immer gleicher Lärm, von tausend und aber tausend laut werdenden Stimmen erzeugt, schwoll in die reine Frühlingsluft empor.

Ausgeschlossen von der Freude, eine stumme Welt für sich, gehalten wie mit eisernen Banden, standen die Regimenter. Rohe Reden rief man ihnen zu, alberne Witze fielen, halbwüchsige Buben versuchten die Offiziere zu hänseln, ernste Männer verwiesen ihnen das Treiben.

Und mit unbeweglichen Mienen hörten des Königs Truppen, des Königs Offiziere die Albernheiten an, wie die klugen Beschwichtigungen der Sachverständigen. Sie hatten weder Zorn noch Zustimmung zu äußern.

Sie standen auf der Wacht!

Und als sich so die Menge — in welcher reine, begeisterte Elemente sich wunderlich mischten mit lärmenden, rohen — nahe an Albrecht drängte, an ihm vorbeischob, als vor seinen Augen in schwindelerregender Schnelle Gesicht neben Gesicht auftauchte und wieder verschwand, da zuckte wie ein stechender Schmerz durch sein Herz der Gedanke:

„Wenn hier, wenn jetzt sein Auge dem Auge seines Vaters begegnete!“

Nein, nur das nicht — barmherziger Gott, nur das nicht.

Den tosenden Lärm überbrüllten jetzt einzelne Stimmen:

„Der König! Der König!"

Die Menge nahm den Ruf auf. Tausendstimmig erscholl das eine Wort.

„Der König!"

Und Friedrich Wilhelm erschien mit seinem Bruder auf dem Balkon. Er winkte mit den Händen — er sprach — Worte, die bestätigten, was das außerordentliche Blatt der Preußischen Allgemeinen Zeitung schon verkündet.

Die Rührung und der Jubel wuchsen zur Extase. Das Volk fühlte sich eins mit seinem Herrscher.

Da entstand ein Schieben und Drängen in der Leib an Leib festgemauerten Menschenmenge. Pferdegetrappel und Rossewiehern klang herüber — an der Stechbahn waren Dragoner aufgeritten.

„Militär fort!" schrie das Volk, noch im inbrünstigen Wunsch, seinem König menschlich nahe zu sein, ohne eine Mauer von Waffen zwischen ihm und sich.

„Militär fort!" schrie das Volk eine halbe Minute später in auftobender Erbitterung, weil es sich gedrängt und gestoßen fühlte.

Die Rührung und das Jubelgeschrei hemmte sich, eine Sekunde lang vielleicht nur — —

Und in diese hinein dröhnte plötzlich ein Schuß — noch einer.

Da brach aus der kurzen, atemlosen Stille ein wahnwitziges Heulen und Schreien hervor, wie ein Orkan nach kurzer Pause mit erhöhtem Wüten einsetzt.

„Verrat, Verrat!“ gellte der Ruf durch die Menge.

Donnernde Kommandorufe ertönten.

Die stumme, blinkende Menschenmauer, die den Fuß des Schlosses umgürtet, löste sich ab von dem steinernen Hintergrund.

Die Stunde war gekommen, wo es galt, den Eid zu halten, den sie ihrem König geschworen hatten!

Und wie die wilden Menschenhorden sich in die Stadt hinein ergossen, nicht zurückgehalten von dem königlichen Ruf: „Ein Mißverständnis!“, blind wütend bereit, den Tod der Freiheit und den Verrat ihrer Bürgerehre zu rächen, sich zu verschanzen hinter Barrikaden; wie der lächelnde Friede entfloh, der kaum noch seine holden Hände dem König und dem Volk hingestreckt, beide vereinend, da zogen in furchtbarem Ernst, der gräßlichen Stunde klar ins dräuende Auge schauend, die Regimenter von dannen.

Sie verteilten sich durch die Straßen, und durch all die Adern des Stadtkörpers rann die gleiche Doppelerscheinung: sinnlose Menschenhorden und hinterdrein zu Pferde oder zu Fuß des Königs Truppen.

Dann kam ein Stocken in die Flucht und in die Verfolgung.

Barrikaden entstanden in den Straßen, aus den Häusern schleppte man Gerät herbei, Tonnen, Wagen, Bretter. Man brach die Steine aus den Fahrdämmen, man grub den Sand darunter heraus. Und mit der Schnelle eines schreckensvollen Wunders waren überall in der Stadt die Straßen abgedämmt, von Haus zum

Haus gegenüber zogen sich die Verteidigungswälle. Wo friedliche Bürger sonst ihrem Gewerbe nachgingen, wo ehrbare Frauen stillsittig gewandelt und Kinder lärmend gespielt, sah man nur noch Vorbereitungen für den blutigen Straßenkampf. Schwarz-rot-goldene Fahnen wurden auf die wüsten Bauten gepflanzt, im Schatten der Barrikaden gossen halbwüchsige Knaben Kugeln von dem Blei, das Weiber von den Fenstern und Dächern rissen und herbeitrugen.

Die Revolution war da!

## Fünftes Kapitel.

Claudine hatte fest und traumlos geschlafen, die ganze Nacht. Die zweifellose Sicherheit ihres Glückes ließ gar keine Unruhe in ihr aufkommen. Der heilige Friede in ihrem Herzen spiegelte sich auf ihren Zügen selbst noch im Schlaf wieder. Lena saß auf der Bettkante und sah zärtlich die schlummernde Schwester an.

Für sie selbst war die Nacht wieder einmal endlos und nicht zum Ertragen gewesen. Wer gewohnt ist, allnächtlich viele Stunden zu durchwachen, weiß, daß es keine Stille gibt. Lena wußte es ganz genau. Bald knarrte irgendwo ein Holz, über die Diele schien etwas zu schleichen, eine Thür öffnete sich leise, ein kalter Hauch ging durchs Zimmer, durch die transparente Dunkelheit huschte ein schwarzer Schatten. Die toten Gegenstände, die kein Leben und keine Sprache haben, geben in der Nacht doch ihre Laute von sich.

Und wenn die sanften Atemzüge der Schlafenden einmal aussetzten, erschrak die Wachende und horchte auf, und wenn sie wieder anhoben, ward auch das zum Schreck.

Mit dem aufgrauenden Tag verflog die Wachsamkeit, ein kurzer Schlummer erquickte Lena, aber als sie

dann auffuhr, erschreckt durch das Zufallen des mächtigen Hausthores und das nachfolgende Zittern der Dielen, konnte sie es doch nicht mehr aushalten.

Claudine sollte auch wachen.

Der stetig auf sie gerichtete Blick fing an, die Schlummernde zu beunruhigen.

Sie schlug die Augen auf und lachte, aber grub sich mit allen Gliedern behaglich und noch tiefer in ihre Kissen.

„Ob wohl einmal ein Tag kommt, wo du nicht mit einem Lächeln erwachst?“ fragte Lena und stopfte die Zipfel und Kanten der Bettdecke noch recht warm um die Schwester.

Claudine sah gedankenvoll zum weiß getünchten Plafond empor.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie. „Du vergibst mir doch, daß ich so glücklich in Albrechts Liebe bin? Dich habe ich darum kein bißchen weniger lieb, Lena, das raubt dir nichts. Es ist ganz etwas andres — das kann ich dir nicht beschreiben. Wenn du einmal liebst, wirst du es verstehen.“

„So — also jetzt versteh' ich nichts?“ fragte Lena trocken.

Claudine sah, immer in freudiger Faulheit unbeweglich liegend, die Schwester an.

„Onkel Hans hat recht, Lena, du mußt dir die Brille mehr abgewöhnen; wenn dich doch nur die Leute morgens sehen könnten, mit deinem losen schönen Haar und den Grübchen in den Wangen ...“

„Ach, dann würden sie mich hübscher finden?“ fragte Lena lachend und küßte die Schwester auf beide Wangen. „Meinst du wirklich? Nein, Süße. Ich muß alles durch innere Qualitäten erzielen. Neben dir komm ich noch zur Not auf, wenigstens bei Onkel Hans und andern verständigen Menschen. Aber wenn ich nachher so als Folie neben unsrer schönen Mutter hinlebe, dann sieht mich keiner mehr an. Ist auch egal. Du, laß uns doch mit dem Taufschein tauschen, laß mich die Älteste sein. Ich bin ja doch viel gescheiter als du und so ungeheuer belesen. Anstatt der Anmut habe ich Bildung, schrecklich viel Bildung, statt weiblicher Anziehungskraft ungeheuer viel Verstand, anstatt liebenswürdiger Vertrauensseligkeit den Hang zu mißtrauen und zu zersetzen. Ja, ich bin Mamas bedeutende Tochter Lena. Aber dafür bin ich auch für Männer, die harmonische Schönheit und hilfsbedürftige Frauenschwäche lieben, ein Monstrum — sage es auf der Stelle!“

Sie lachte und drückte Claudinens Schulter nieder. Doch durch das Lachen klang es wie schneidende Bitterkeit.

„Ja, du bist ein Monstrum —“ Lena ließ im Druck nach, „weil du so von meiner Schwester Lena sprichst,“ setzte Claudine schnell hinzu und lachte.

Noch vor wenig Jahren hatten sie sich morgens aus purem Übermut im Bett gebalgt und mit Kissen geworfen, bis die Mama hereinkam und den Lärm „shocking“ fand. Es war sehr, sehr selten, daß sie ein englisches Wort brauchte. Lena mit ihrer zuweilen wahrhaft schrecklichen Beobachtungsgabe hatte herausgefunden, daß

Pastor Claudius einmal gesagt: man müsse als Frau die Sprache des Gatten und der Kinder tadellos sprechen, denn wo die Wiege ihrer Kinder gestanden, sei die Heimat einer Frau.

„Dina, mein armes Kind, wirst du nicht enttäuscht sein, wenn du dein Glück und deinen Verlobten nicht auf der Straße und in den Gesellschaftssälen spazieren führen kannst?“ fragte Lena mit mütterlichem Ton.

„Ich mache mir nichts daraus. Aber schließlich, was sollte nun noch die Veröffentlichung unsrer Verlobung hindern?“ fragte Claudine.

Lena sah hilfeflehend gen Himmel und faltete die Hände, ergeben in so viel Harmlosigkeit.

„Sie haben in Wien den Metternich gestürzt, du hast es gehört. Sie werden vielleicht auch hier eine Revolution machen. Es kann auch bloß ein Revolutiönchen sein. Das wird dann nachher von Madame Klio so nebenbei als Kleinigkeit ohne weitere Bedeutung registriert: nur ein kleiner Putsch, eine Handvoll Tote, ein paar demolierte Häuser — sozusagen eine Bagatelle. Aber wenn grad' ich oder mein Nächster der eine Tote ist und grad' mein Haus das eine demolierte ist, hat die Geschichte für mich genau denselben Wert, wie eine große Staatsumwälzung.“

„O Gott, du hältst für möglich . . .“

„Daß Mama gleich ihrer unvergeßlichen herzoglichen Klavierlehrerin für Geld sticken muß? nein,“ sagte Lena. „Aber doch allerlei Fatalitäten, die deinen Himmel trüben können.“

„Meinen Himmel kann nichts trüben,“ sprach Claudine mit strahlendem Lächeln, „solange Albrecht mich liebt.“

Lena, von der man sonst nie wußte, ob sie ernsthaft war oder spottete, sich über andre oder sich selbst lustig machte, sah die Schwester tief und mit einem ehrfürchtigen Staunen an.

„Wer so lieben könnte, wie du!“ sagte sie leise.

„Ach, wenn es über dich kommt, wirst du ebenso lieben — du weißt nur nicht, wie es ist,“ meinte Claudine.

Da warf Lena sich über die Schwester und ihr Gesicht neben der Wange Claudinens versteckend, murmelte sie:

„Ich weiß nicht, wie es ist? — — Nein — ich weiß es nicht — ich, ich hätte keine Ruhe und kein Glück — nur Eifersucht — Gott auf wen!? — nur Qual — beinah Haß — ich will nicht lieben, will nicht, will nicht!“

Claudine umschlang erschreckt die Schwester. Halb aufgerichtet sah sie eindringlich auf Lenas Haupt — sie konnte nur den Hinterkopf sehen, denn das Gesicht war versteckt.

„Was ist dir?“ fragte sie.

Lange antwortete Lena nichts.

Dann auf einmal richtete sie sich auf und sagte im allergewöhnlichsten Ton:

„Wir müssen uns rasch fertig machen. Du kannst deinen blauen Morgenrock wieder anziehen, ich habe den Ärmel genäht.“

„Danke vielmals,“ stotterte Claudine. Lena zeigte sich den ganzen Tag bei so vortrefflicher Laune, daß Claudine zuletzt auf die Idee kam, sie habe etwas gewittert, wovon gar keine Spur vorhanden war.

Onkel Hans, der seine Tage jetzt auf der Wanderung von seinem Stammlokal zur Taubenstraße und zurück verbrachte, sprach dreimal vor, um zu berichten, daß man in seinem Stammlokal noch nichts Neues wisse. Da dies die Weinstube von Lutter & Wegner war, hatte er nicht weit zu gehen.

Nachmittags um zwei Uhr stürzte er herein und berichtete von dem Extrablatt der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Er sagte, daß er nur schnell mit seinen Freunden zum Schloß wolle und dann wiederkomme, um alles zu erzählen.

Frau von Ahlefeld war über diese kurzen stürmischen Visiten ihres Schwagers in einem steten Mißbehagen. Claudine faltete zu der letzten Nachricht dankbar die Hände. Für sie hatte diese nur den einen Wert, daß Albrecht dadurch der Sorgen um seinen Vater enthoben ward. Lena aber geriet in schlechte Laune, weil niemand da war, mit dem sie die Lücken der Kundgebung streitend erörtern konnte und sich über die Thorheit entrüsten durfte, daß der König eine neue Verfassung verhieß und dabei die früheren, verhaßten Minister mitunterzeichnen ließ. Die Mutter sagte zu Lenas ersten kurzen Ausrufen gleich:

„Mein Kind, ich bemerke mit Entsetzen immer wieder, daß ein demokratischer Zug in dir ist. Wenn du wie ich noch erlebt hättest, daß Herzoginnen — —“

„Klavierstunden geben mußten,“ ergänzte Lena spöttisch und küßte für ihre Unart gleich der Mama die Hand, in schweigender Abbitte. „Nun, Mama, ich will, wenn es dahin käme, sämtliches Unterrichtgeben für uns übernehmen. Dann ist der schreckliche Ballast hier doch zu was nütze.“ Sie tippte mit spitzem Finger gegen ihre Stirn.

Dann saßen die beiden Töchter je an einem Fenster, ihre Nähtischchen vor sich. Lena las, ihr Buch lag oben auf einer zusammengeknüllten Filetarbeit. Claudine zog böhmische große Perlen auf zu einem Glockenzuge. Die Mutter saß in ihrer Sofaecke und nahm eine Nummer nach der andern der vor ihr aufgestapelten Frankfurter Konversationsblätter zu Hand, immer nur auf der letzten Seite die „Tabletten“ überfliegend. Nach Tisch las sie gern kleine Anekdoten und Histörchen, die da unter diesem Titel gesammelt waren.

Niemand sprach.

Plötzlich hob Lena horchend das Haupt. Ihre Sinne waren so fein und spürten das Fernste. Jetzt glaubten sie ein dumpfes Geräusch zu vernehmen. Sie horchte einige Minuten. Dann stand sie auf und öffnete die Fensterhaken.

Kein Zweifel. Ein dumpfes Tosen war von fern her vernehmbar.

Lena erblich. Sie wandte sich kurz zu den Ihren.

„Hört!“ sagte sie.

Claudine sprang auf. Langsam erhob sich die Mutter und stand mit leicht geöffnetem Mund horchend da.

Der Lärm schien anzuschwellen.

Sie standen und horchten, alle drei bleich vor Spannung.

Dann rannten einige Burschen die Straße entlang. Dann ein ganzer Menschenhaufen, und dann sprengte ein Zug Dragoner vorüber.

Lena schloß klirrend das Fenster. Ihre Lippen bebten, sie sah Claudine an.

Keiner wagte ein Wort.

Da ging unten die Hausthür.

Nach zwei Minuten trat Onkel Hans ins Zimmer. Sein Gesicht war blaurot, seine Brust keuchte.

Er fiel auf den nächsten Stuhl nieder.

„Was ist geschehen?!" rief Frau von Ahlefeld.

Auch der Oberst war ein Mensch und sich selbst der nächste. Seine eigne Erfahrung, seine eigne Empfindung war ihm zunächst das Wichtigste.

„Mit dem Pöbel vorwärts gejagt, als gehöre ich dazu! Hinter mir her eine Schwadron meines eignen Regiments! Hinter mir! der ich es einst geführt habe. Ist es erhört, ist es erhört!"

Er beugte das Haupt. Lena war schon bei ihm, so daß seine Stirn an ihrer Brust ruhte und seine Thräne ungesehen verrann.

Sie mit ihrem hellen Blick erriet, was geschehen war. Sie streichelte sanft sein weißes Haar und sprach:

„Onkel Oberst, du mußt gerecht sein! Siehst du, wenn der Pöbel gejagt wurde und du warst nun einmal mitten darin, und du wirst ja nicht der einzige gewesen

sein, so konnten doch die Dragoner dir von hinten nicht ansehen, daß du der Oberst a. D. von Ahlefeld bist."

Er nickte heftig, aber er konnte noch nicht aufstehen. Das Entsetzen lag ihm noch in allen Gliedern.

„Meine eignen Dragoner!" sprach er dumpf.

„Sie sind hinter den Aufrührern her gewesen," tröstete Lena, „da heißt es für die Zuschauer, mit gefangen, mit gehangen."

„Was hat sich denn ereignet?" fragte Claudine. Die Mutter konnte vor Angst nichts sagen.

Da sprang der Oberst auf.

„Was sich ereignet hat? Ja, da fragt unsern lieben Herrgott. Ich denk' mir, in Berlin weiß es kein Mensch. War da alles ein Herz und eine Seligkeit, König und Volk. Fallen euch da in den Jubel zwei Schüsse 'rein. Von wem, weiß kein Mensch. Gegen wen — auch kein Mensch. Welche schrieen: Mißverständnis. Andre: Verrat. Ich weiß nichts. Weiß bloß, daß man mitten aus der Freude hingerissen ist in wüste Toberei — ich wider Willen mitgerissen — Damen, Herren, Pöbel, Studenten, Kinder — vorwärts, vorwärts, und die Dragoner, meine Dragoner hinter uns!"

Er preßte beide Fäuste vor sein Gesicht.

„Und Albrecht — Albrecht?" rief Claudine.

„Hab' die Franzer nicht gesehen. Sind vielleicht auf der andern Seite vom Schloß gewesen wie ich. Laß nur Kind — ich geh' wieder los — —."

Da hingen sich die Nichten an ihn.

„Bleibe bei uns! Setze dich keiner neuen Gefahr aus!"

„Auch ich, lieber Schwager, bitte Sie, uns Ihren Schutz nicht zu versagen," sprach die Mutter.

„Gott," sagte Onkel Hans, noch immer in Schmerz verloren, „wenn man bloß wüßte, wie das so kam! Das Volk schrie wie besessen, und das Militär war wie besessen hinterdrein! Was für'ne Welt, was für'ne Welt!"

„Wenn doch wenigstens Pastor Claudius hier wäre," seufzte die Mutter.

„Liebe Edith," sprach Onkel Hans derb, „der Pastor weiß auch 'n Deubel davon, was los ist. Ich kalkuliere, wenn Sie den König in Person fragten, weiß der ebenso-wenig, was los ist. Werden's schon morgen in der Zeitung lesen — oder auch nicht. Und meine Dragoner! Dunnemals sind wir losgegangen mit Gott für König, Vaterland und Luise — das heißt, da stand ich bei den Kürassieren — aber egal — ein stolzes Regiment gegen Bürger! Ist kein Krieg."

Er zog sein türkischseidenes Taschentuch heraus und schneuzte sich. Frau Edith weinte in ihr Spitzentüchlein.

Die beiden Mädchen hielten sich umschlungen.

Auf den Straßen ward es stiller, der tobende Lärm schien einer gleichmäßigen Geschäftigkeit gewichen.

Lena ging an das Fenster. Nichts war zu sehen, als einige Männer, die sich mit Brettern und Schaufeln trugen.

Sie öffnete das Fenster und bog sich weit hinaus.

Ihre Augen wurden starr. Ein halbes Dutzend Häuser weiter hin, an der Ecke der Friedrichstraße,

errichtete man eine Barrikade. Schon war das Pflaster aufgerissen, schon häuften sich Wagenräder und Stühle, Bretter und Bänke um eine schnurgerade Reihe von Tonnen, die man dem Kaufmann an der Ecke fortgenommen haben mußte — es waren Öltonnen, Lena hatte sie oft dort verladen sehen.

„Onkel Hans!“ rief sie rauh.

Der ermannte sich und kam heran. Als auch er mit langgestrecktem Leib hinausgesehen, zog er sich schnell zurück und räusperte sich verlegen.

Er sah Lena an. Sie hielten mit ihren Blicken schnellen Rat. Aber es ging doch nicht — es ließ sich nicht verheimlichen!

„Edith,“ sagte er, „Claudine, es heißt Fassung zeigen. An unsrer Straßenecke bauen sie eine Barrikade!“

Beide Frauen stießen einen Schrei aus.

Frau Edith schwankte. Onkel Hans führte sie mit ungewohnter Zartheit zum Sofa.

Claudine starrte entgeistert vor sich hin.

„Albrecht — Albrecht!“ murmelte sie.

Plötzlich kam ihr ein Einfall — ein rasender, thörichter . . .

„Onkel Hans,“ rief sie, „ich will hin zu seinem Vater, ihn herholen — daß er in Sicherheit ist — laßt mich.“

„Bist du von Sinnen!“ rief Lena.

„Niemand wird mir etwas thun! Gewiß nicht! Ein schutzloses Mädchen geht ungefährdet, selbst durch Schlachten,“ rief Claudine voll Begeisterung.

„Nein, mein Kind," sagte Onkel Hans barsch, so sehr ihm ihr Gedanke im Grunde auch wohlgefiel, „ich stehe hier an meinem seligen Kleinen seine Stelle und verbiet' es dir als Vater und Onkel!"

„Was soll werden? — Was kann geschehen!" rief Claudine und fiel weinend dem Alten um den Hals.

Der faltete die Hände über ihren Haaren und sprach ernst:

„Was unser alter Herrgott da oben will! frag' man deine Mutter, die weiß es von ihrem Pastor: Er hat die Spatzen auf'n Dach gezählt!"

Die Stunden verrannen. Frau Edith holte sich ein Andachtsbuch und versuchte in demselben zu lesen; da es ihr aber unmöglich war, that sie wenigstens so, als lese sie, während ihre Gedanken rastlos einen Plan ausmalen mochten, auf welche Weise Pastor Bernhard Claudius noch herbeigeholt werden könne.

Onkel Hans befand sich in einem schrecklichen Zustand; zwar versuchte er ab und zu ein Glas Wein zu trinken, denn Lena hatte ihm eine Flasche allerfeinster Röte aus dem Keller geholt, aber es schmeckte ihm gar nicht. Immer wieder murmelte er vor sich hin:

„Meine Dragoner!"

Daß er von seinem eignen Regiment verfolgt worden war, hatte sein Gleichgewicht vollkommen zerstört.

Nun allerdings glaubte er das Ende aller Dinge nahe und die Auflösung jeglicher Ordnung.

Claudine und Lena konnten ihm immer wieder von neuem vorstellen, daß dies Vorkommnis bei der Lage

der Dinge doch nicht so überraschend sei und daß die Truppen doch nicht aus den Tausenden von Empörern die Friedfertigen, Königstreuen heraussondern konnten. Wenn die Straßen gesäubert werden sollten, hieß es eben unterschiedslos vor sich herjagen, was sich herumtrieb.

Lena that sogar ihrer kritischen Zunge Zwang an. Sie sagte, man wisse ja noch gar nicht, was vorgefallen, und am Ende sei es nötig gewesen.

Doch da schlug Onkel Hans mit der Faust auf den Tisch, daß Frau Edith mit leisem Schrei auffuhr, und sprach:

„Nein, das war nicht nötig. Das war eine unglückliche Stunde!“

Es wurde dämmerig. Die Stille wurde nur einmal unterbrochen. Man pochte an das Hausthor, im Flur entstand Lärm, und Onkel Hans stieg hinab. Man hörte seine Stimme wettern. Er kam nach zehn Minuten wieder, seine Augen blitzten. Man sah ihm an, daß er sich befriedigter und erleichterter fühlte.

Auf die fragenden Blicke der Frauen antwortete er:

„Rausgeschmissen hab' ich sie, versteht sich mit aller Höflichkeit! Die verfluchten Bengel, grün, — und nicht mal trocken hinter den Ohren! Kommen da und fordern vom alten Jakob seinen Handwagen und den Küchentritt, und die Schaufeln, und was sich sonst vorfindet, zu ihren infamigten Baulichkeiten passend. Ich hab' euch da 'ne Rede gehalten! Ganz klein wurden sie, und als ich ihnen höflich die Thür aufmachte, zogen sie begossen ab. Ja, ja, sprechen haben wir Ahlefelds immer können.“

Lena dachte sich, daß weniger die Beredsamkeit als die Persönlichkeit des Alten den Baumeistern der Barrikade imponiert haben würde

Dann ward es wieder ruhig. Der Abend sank vollends hernieder.

Man beriet, ob es geraten sei, die Zimmer zu erleuchten oder im Dunkeln zu sitzen.

Claudine flehte, daß man, wie alle Tage, die Lampen entzünden möge. Es könne doch sein, daß Albrecht vorbeikäme oder gar Zeit fände, sie aufzusuchen, dann sollte das tote, stumme Haus ihn nicht mit der Vorstellung erschrecken, die Frauen seien geflohen.

Keiner wußte, was richtiger sein würde; mitten in die ratlosen Reden hinein erklang ein Ton.

Fern, dumpf, groß. Ein Ton, welchen die Frauen noch nie gehört.

„Ein Kanonenschuß!" rief Onkel Hans. Er selbst mußte sich an der Lehne seines Stuhles festhalten, so war ihm der Schreck in die Glieder gefahren.

Auf der Straße entstand ein jäher Lärm, es war, als ob Geister, die dort wachsam geruht, sich plötzlich schreiend erhoben.

Licht flammte auf. Man entzündete Pechfackeln und Pfannen, die man bereit gehalten, sie warfen ihren roten, unsicheren und von rußigem Rauch oft ganz überwölkten Schein auf den sperrigen Bau der Barrikade, aus der Stangen, Deichseln und Stuhlbeine gleich Gerippknochen herausragten. Im Licht auftauchend, im schwarzen Schatten verschwindend, huschten Gestalten hin und her.

In nächster Nähe fiel ein Schuß; ein halbwüchsiger Bursche hatte, seinen Thatendrang nicht mehr meisternd, in die Luft geschossen.

Onkel Hans und Lena lagen mit dem Oberleib aus dem Fenster und sahen dem unheimlichen Schauspiel zu.

Von einem entfernten Stadtteil her ertönte zum zweitenmal ein dumpfer, runder Ton und ließ durch die Gewalt der Schallwellen die Fenster erzittern. Ein Geheul, wie von wilden Tieren kommend, antwortete dem drohenden Klang des Schusses.

„Ich bitte euch, ich bitte euch!“ rief Claudine und zerrte an Lenas Kleid. Sie zogen sich vom Fenster zurück. Lena ließ die Rouleaux herab; Claudine machte Licht. Bald strahlte die Lampe, wie jeden Abend, ihren friedlichen Schein durch das Zimmer und beleuchtete besonders hell an den drei Fenstern die weißen Rouleaux mit den großen, gemalten Blumenstücken darauf.

„Kinder,“ sagte Onkel Hans ernst, „ich geh hinunter, mit dem alten Jakob und Pröhle seinem Hausdiener Wache zu halten. Wir haben Gewehre und Munition. Was auch geschieht, und wie es auch komme: der Weg zu meinen Mädchen geht nur über meine Leiche!“

Sie fielen ihm beide weinend um den Hals. Auch Onkel Hans schluchzte.

„Das hab' ich nicht gedacht, als ich in Ehren meinen Abschied nahm und mit allergnädigster Auszeichnung ihn auch kriegte, daß ich nochmal zur Muskete greifen sollte — und so, und so!“

Er drückte die beiden Nichten fest an sich und sprach über ihre Köpfe hinweg:

„Frau Schwägerin, wenn Sie nicht bloß unserm Pastor zu Gefallen gebetet haben, sondern wahrhaftig direktement zum lieben Gott — na, da können Sie nun man ein gutes Wort bei dem da droben anbringen: für'n König, für seine Soldaten, seine Bürger! — von meinen eignen Dragonern — daß ich das erleben mußte — —"

Seine Rede verlor sich im Gemurmel, dann riß er sich los und ging hinaus, den Kopf hoch, stramm den Tritt, wie's einem Mann und alten Krieger ziemt.

Claudine aber fiel mitten im Zimmer in die Kniee, faltete die Hände und neigte die Stirn darauf.

Sie betete aber nicht. Sie dachte weder an einen Gott über sich, noch an die Menschen um sie her.

Sie dachte an nichts andres, als an den einen.

Ihre stammelnden Lippen fanden kein Wort, als das eine:

„Albrecht!"

Damit schöpfte sie den Inhalt der ganzen Welt aus.

„Albrecht!"

Sein Leben war ihr das eigne Leben und das Leben aller.

Sein Tod ihr Tod und der Untergang aller.

Was wußte sie vom König und vom Staat, von Soldaten und von Bürgern, was von Freiheit, von Recht oder von Empörung!

Für sie gab es nur eine Gefahr — die, in welcher er schwebte. Nur eine Not — die, in welcher er war.

Alle Schüsse, die draußen fielen, hatten nur ein Ziel: seine Brust.

Das Geheul der entfesselten Menschheit, sie hörte es mit seinem Ohr.

Die Schrecken der Stunde, sie erlebte sie in seiner Seele.

Ihr ganzes innerstes Leben war aufgelöst in dem seinen . . .

„Albrecht!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Er aber gedachte ihrer nicht. Für ihn gab es kein Weib, keinen Vater, keine Sorge, keine Zweifel mehr.

Den Degen in der Faust, seine Grenadiere um sich, focht er einen heißen Kampf. Der besinnungslose Mut des Krieges, die Erbitterung, die den Widerstand niederwerfen will, war über sie alle gekommen.

Sie sahen nicht mehr die Art des Feindes und sein bürgerliches Kleid, sie sahen nur noch, daß es eben der Feind war.

Und in ihren Reihen fielen zwei. Da kam die Wut der Rache hinzu, die strafen wollte für das vergossene Blut.

Aber auch zwischen dem Gebälk der Barrikade hing ein Toter, brachen Schwerverwundete zusammen, und auch die bürgerlichen Streiter fühlten angesichts ihres Toten tierisch blinde Kampfeslust in sich wachsen.

Sie kämpften nicht um der Sache willen mehr, sie kämpften um des Kampfes willen.

Nur der Ruf, mit dem die Scharen in die Schlacht ziehen, nur der jubelnde Siegesschrei nach der Schlacht gemahnt an die Idee, der sich zu opfern Tausende bereit waren.

Im tödlichen Ringen selbst führt nur die Gier zu leben und die Gier zu töten das Schwert.

Die Barrikade war erstürmt, sie waren Sieger geblieben, und nur ein Trümmerhaufen von Hölzern, Sandsäcken und Wagenrädern, zwischen denen das zerrissene Flaggentuch einer schwarz-rot-goldenen Fahne hing, war auf dem Straßenschlachtfeld geblieben.

Ein Kommandoruf ertönte. Die Kompanie stürmte über die Barrikade hinweg und sammelte sich drüben.

Aus einem der nächsten Häuser fiel ein Schuß. Er kam von der Dachfirst hernieder und streifte den Hauptmann.

Kaltblütig schritt er vorwärts, seinen Leuten voran. Sein Pferd hatte er schon längst aufgegeben, da es in einer aufgerissenen und mit Glassplittern bestreuten Straße nicht weiter kam.

Sie marschierten im geschlossenen Zuge weiter, durch friedliche Straßen, in denen ängstliche Bürger scheu vor ihnen zurückwichen.

Von der Königsstadt her drang der Lärm des Kampfes durch die Lüfte. Es war völlig Abend geworden.

Sie bogen in die Kanonierstraße ein.

Albrecht hatte keinen Gedanken daran, daß sie sich dem Hause der Geliebten näherten.

Der fürchterliche Ernst der Stunde betäubte die Sinne.

Jeden Augenblick konnte aus den Fenstern, unter welchen sie dahinzogen, eine tödliche Kugel kommen; sie marschierten dahin wie unter unsichtbarem Henkerbeil.

Jede neue Straßenbiegung konnte sie vor eine Barrikade stellen, die mit neuem Kampf und neuen Verlusten erobert werden mußte.

Denn die Männer auf den Barrikaden fochten, wie nur Verzweifelte oder wie Helden fechten.

Sie bogen in die Taubenstraße ein.

Da lohten die Pechfackeln, und da starrte im düsteren Schein ein hoher, wirrer Bau.

Ein wilder Schrei aus vielen Kehlen ertönte. Schwarze Gestalten flohen kreischend voraus, kletterten auf die Barrikade, schrieen den Männern jenseits derselben zu, daß Soldaten anrückten.

Eine Minute noch, eine kurze, schreckliche Minute, voll atembeklemmender Spannung — ein scharfes Kommandowort und dann das betäubende Angriffsgeschrei der Grenadiere.

Schüsse krachten, Dampf erfüllte die nächtliche Luft, rasselnd polterte Gebälk zusammen, Schmerzensschreie überdrangen den Lärm.

Mit wildem Mut standen die Verteidiger und schlugen mit Gewehrkolben und Knütteln drein, wenn ihnen das Pulver ausgegangen oder die Muße zum Laden fehlte.

Und mit ebenso rasender Tapferkeit drangen die Grenadiere vor.

Und über dem allen der ferne und nahe Lärm, das unendliche Getümmel der Straßenschlacht.

Besinnungslos in der Raserei des Gefechtes stürmte Albrecht mit den Seinen vor. Sein Fuß versuchte einen Halt zu gewinnen, er strebte empor — umsonst, das lockere Gebäu der Bretter und Stangen zerbrach unter den Tritten.

Es war, als fechte man gegen Schatten. Im huschenden Licht, das hier die Nacht erhellte, dort sie nur schwärzer erscheinen ließ, tauchten die Gestalten der Gegner schwarz auf und verschwanden. Schüsse sausten von der Höhe und von der Seite her. Im weiten Bogen, aus irgend einem Fenster schleuderte man Sand herab, der sich versprühte und wie Hagel in die Gesichter der Soldaten schlug.

Blind nach allen Seiten um sich schlagen — dies war das Notwehrgefühl, das sekundenlang über die Grenadiere kam.

Und diese sekundenlange Verzagtheit ließ neuen, erhöhten, bestialischen Mut gebären. Sie drangen vor, sie brachen ein auf dem Kartenhausbau der Barrikade, sie traten mit ihren Füßen fest, was unter ihnen zersplittert, und faßten endlich den Gegner zum schrecklichen Kampf, Leib gegen Leib, Auge in Auge.

Aber aus dem Schlund der Straße brachen immer neue Horden hervor, blind wütend wie die Soldaten, wie sie vergessend, gegen wen und weshalb man kämpfte,

wie sie nur bedacht, auf diesem Platz als die Stärkeren sich zu behaupten.

Albrecht sah seinen Kameraden fallen; ein Schuß hatte die Brust des Lieutenants durchbohrt. Er sank in jähem Sturz vornüber. Albrecht umfaßte ihn und zerrte ihn hinab.

Ein kurzer Blick — tot.

Eisiger Schreck durchzuckte Albrecht. Das da war sein lieber Kamerad gewesen — ein junges, frisches Blut — er ließ den Körper sanft auf die Erde gleiten, am Fuß der nächsten Hausmauer, da mochte er liegen, bis man Zeit hatte, ihn zu bergen.

Und dann vorwärts, zur Rache, hinein in das nächtliche grauenhafte Getümmel. Manche Hand, die eine Fackel getragen, war schon erschlafft oder zerschossen, dunkler und dunkler ward es über der Stätte.

Diesseits brannte Pech in einer Pfanne, die vordem jemand auf einen, aus einer Mauer vorspringenden, eisernen Laternenträger gestellt. Jenseits unterhielt man irgend ein Feuer, vielleicht zum Kugelgießen.

So standen alle Gestalten der Kämpfenden wie schwarze Silhouetten vor dem rötlichen Lichtgrund, und nur, wenn die vom Wind bewegte Flamme des Pechfeuers einmal niederzuckte, sandte sie einen Schein auf die Körper und Gesichter.

Immer unentschieden tobte der Kampf, und die Raserei auf beiden Seiten wuchs ins Übermenschliche.

Mit einem Schrei der Wut auf den Lippen ließ Albrecht seines Kameraden entseelten Körper und stürmte vorwärts — vorwärts — —

Er griff mit tastender Hand in die Speichen eines Rades, das eingeklemmt zwischen zwei Fässern hervorragte — er hob sich mit dem Oberleib — sein Fuß fand einen Halt auf einem Sandsack — seine Linke griff nach höherer Handhabe — er klammerte sich an eine Wagendeichsel — die Rechte schwang den Degen — beinahe war er oben — seine Stirn war schon in gleicher Höhe mit den Füßen der kämpfenden Bürger — er bog sich zurück, bog sich seitwärts, denn vor ihm, über ihm tauchte eine Gestalt auf, legte ihr Gewehr an — — da schlug der Wind in die Flamme, die räucherig glühend aus der Pechflamme geloht, und schlug sie nieder, daß sie, einer langen Zunge gleich, hinwegleckte über den Rand.

Ihr Schein zuckte über die Gestalt mit dem Gewehr hin. —

Albrecht sah, daß es sein Vater war — der grause Schreck einer Viertelsekunde — dann ein Schuß — Albrecht schrie auf — taumelte zurück.

Albrecht lag auf den Knieen vor der Barrikade, sein Degen, den die Rechte mechanisch umklammert hielt, bohrte sich in den Sand, seine Stirn neigte sich tief, tief auf die Erde.

„Unser Lieutenant ist verwundet," hörte er einen Grenadier rufen.

Er wollte sich aufraffen und sagen: „Ich bin nicht verwundet!" Denn er fühlte keine Wunde und keinen Schmerz.

Nur ein dumpfes Tosen in seinem Kopf und ein Entsetzen in seinem Herzen.

Er wollte sich aufraffen und sagen: „Haltet ein — tötet nicht meinen Vater.“

Wahnsinn — Wahnsinn —

Die da fochten, weil sie mußten. Sie fochten für den König und ihren Eid.

Kein Sohn hatte das Recht, dem Kampf Einhalt zu gebieten, weil sein Vater drüben stand, unter denen, die man bekämpfte.

Er wollte sich aufraffen und rufen: „Vorwärts — siegen oder sterben!“ Aber seine Glieder waren wie gelähmt.

Die Schüsse, die fielen, schienen in sein Hirn zu dringen — das Geschrei, das ertönte, schien aus seiner eignen Brust zu kommen. Und doch waren seine Lippen stumm und seine Gedanken klar.

Er dachte ganz deutlich:

„Ich bin nicht verwundet, ich muß weiter kämpfen. Kämpfen, bis ich nicht mehr kann.“

Er starrte vor sich nieder, blöde, unfähig, sich zu rühren. Er lauschte.

Wird unter den durcheinander tobenden Stimmen nicht eine sich lauter und deutlicher von dem Lärm auslösen — wird er nicht einen Notruf, einen Todesschrei seines Vaters vernehmen? — —

Da zuckte abermals das flackernde Licht nieder und warf kurze Helle über den zusammengebrochenen Mann, sein Haupt und seine Hand.

Und da sah der Mann, daß auf diese Hand Blut herniedertropfte.

Albrecht fuhr empor. Er tastete an sich umher. Die Finger seiner Linken wurden feucht, als er sie an die rechte Achsel brachte. —

Doch verwundet — also doch — von der Kugel des eignen Vaters —

Albrecht stand wankend auf, er hielt sich kaum.

Und dabei sagte er sich noch einmal: „Ich bin nicht verwundet — nicht —"

Er hatte keinen Schmerz. Er versuchte sich zu besinnen.

Es war nichts, er war gewiß nicht kampfunfähig.

Es war nur das Entsetzen — das Entsetzen — sein Vater — —

„Führt den Lieutenant weiter zurück," rief einer.

Man faßte ihn um den Leib und zwang ihn zurückzugehen.

„Ich — bin — nur — leicht verwundet," stammelte er, „ich bin nicht kampfunfähig."

„Hier, Herr Lieutenant," sagte der Grenadier schnell und ohne auf den Einwand zu achten, „da stehen Sie sicher und besinnen Sie sich man. Vielleicht hilft man Ihnen in dem Haus."

Der Mann stürzte davon.

Albrecht stand in einer Nische, die eine tief eingelassene Hausthür in einer Mauer bildete.

Er faßte nach seiner rechten Achsel. „Ich bin nicht kampfunfähig," murmelte er, als könne er nur dies eine Wort denken und sprechen.

Er lehnte mit dem Rücken gegen die Hausthür — wohl viele Minuten lang, immer gegen den Bann ankämpfend, der auf ihm lag — er wollte zurück zu seinen Kameraden, Schulter an Schulter mit diesen kämpfen und fallen.

Aber immer mit erneutem Grauen sah er das Angesicht seines Vaters vor sich: überhuscht vom rotfahlen Licht der zuckenden Flamme, blöde, stier im Ausdruck, die verschwommenen Augen auf den gerichtet, in dem er einen Feind sah und seinen Sohn nicht erkannte.

Und wie er da so gebrochen stand, jeder Bewegung und jedes Willens beraubt, während der wüste Lärm des nahen Kampfes in seinen Ohren gellte und der scharfe Pulverdampf sich mit beißendem Geschmack auf seine Zunge legte, war ihm, als stände drüben, hoch, etwas Ruhevolles, Heiteres, das durch Nacht und Grauen ihn grüße.

Endlich war ihm klar, daß eine Reihe sanft erhellter Fenster so friedevoll winkte, fast die einzigen in all den dunkeln, drohenden Mauern.

Er starrte hinüber. Erst fast gedankenlos, wie die Augen, die geblendet und verwirrt von Schreckensbildern sind, sich an einen gleichgültigen Gegenstand heften, um auszuruhen.

Dann mit erwachender Besinnung. Waren das nicht Claudinens Fenster? Nicht ihrer Lampe Schein?

Er richtete sich auf.

Wo war er denn — wohin hatte der Kampf von Barrikade zu Barrikade sie seit diesem Nachmittag geführt?

Er sah sich um. Er betastete die Mauer neben sich, die geschlossenen Fensterladen.

Kein Irrtum — dies war das Haus gegenüber Claudinens Heim — ja, das waren ihre Fenster.

Rettung! Erlösung!

Ein Stöhnen rang sich aus seiner Brust.

Ruhe dort suchen — nur einen wehevollen und wonnevollen Augenblick lang und dann wieder hinaus in den Kampf.

Mensch sein, eine Minute Mensch sein, und dann wieder als Soldat treu zur Fahne stehen!

Mit hastigen, unsicheren Schritten eilte Albrecht über die Straße. Bei der Bewegung erfaßte ihn ein merkwürdiger Schwindel — seltsam — als solle er gleich fallen — —

„Ich bin — nicht — kampfunfähig," murmelt er noch einmal vor sich hin.

Und dann schlug er mit schlotternder Hand gegen die Eichenbohlen der Hausthür.

## Sechstes Kapitel.

Seit der Lärm des Kampfes fast vor ihrem Hause tobte, hielten die Frauen es nicht mehr oben in ihrem Wohnzimmer aus.

Frau Edith, leichenblaß, aber mit Erfolg bemüht, eine würdige Haltung zu bewahren, zog sich in ihr im Flügel befindliches Schlafgemach zurück. Die Töchter wollten ihr folgen, aber Frau Edith wies sie zurück.

Sie hatte das sonderbare Gefühl, daß es sich nicht zieme, vor ihren Töchtern Furcht und Fassungslosigkeit zu zeigen, vielleicht mit ihnen zu zittern und zu weinen. Sie glaubte es ihrer Mutterwürde schuldig zu sein, immer auf einem gewissen Piedestal zu stehen, hoch über den alltäglichen menschlichen Schwächen. Und sie fühlte, daß sie der Stunde nicht gewachsen war und die gefaßte Haltung nicht dauernd würde bewahren können.

„Mama, laß uns doch bei dir bleiben!“ flehte Claudine.

Frau Edith schüttelte sanft das Haupt.

„Ich habe das Bedürfnis nach Einsamkeit,“ sagte sie; „da uns das Schicksal in dieser schweren Stunde die Gegenwart des teuren Freundes versagt, müssen wir auch ohne seinen Zuspruch Mut fassen.“

Lena riß Claudine am Kleid, damit sie nicht nochmals bäte.

„Du hörst es," sprach sie erbittert, als die Thür sich hinter der Mutter geschlossen, „des Pastors Gegenwart hätte uns auch die von Mama gelassen. Ohne ihn fällt auch für sie die Pflicht fort, uns zu trösten!"

Claudine faßte die Schwester um die Taille und ging mit ihr auf die große, in den Flur hinabführende Treppe zu.

„Du wirst immer ungerecht, so wie die Rede auf Claudius kommt," sagte sie beschwichtigend, „es scheint, du hast eine förmliche Abneigung gegen ihn. Daß Mama in eine gewisse Abhängigkeit von ihm geriet, war doch so natürlich. Hat er nicht nach Papas Tod ihr alle Sorgen und Lasten abgenommen? Onkel Hans hätte das Vermögen nicht verwalten, die Verhältnisse nicht ordnen können. Onkel Hans kann ein solches Wesen wie Mama gar nicht verstehen, die von Jugend an gelernt hat, daß es für eine vornehme Frau schicklich ist, hilflos und unpraktisch zu sein. O du schlechte Lena, als wenn wir Trost und Halt brauchten von Mama! Du bist ja zehnmal couragierter als Mama! Mama hat uns sehr lieb, aber durch das Leben helfen müssen wir uns allein!"

Lena knurrte etwas Unverständliches und ließ sich vorwärts schieben von der Schwester.

„Siehst du," fuhr Claudine fort, „gerade bei Mamas eigenartiger Natur fände ich es ganz gescheit, wenn sie wieder hei . . ."

Lena riß sich heftig los.

„Ich bitt' dich, schweige still. Schweige still!" rief sie. Ihre Wangen waren ganz fahl, ihre Lippen weiß.

Ein kurzer Schreck ging durch Claudinens Herz, ein Gedanke — — aber nein, das war ja unmöglich.

Von unten her scholl Onkel Hans' Stimme herauf, der dem alten Jakob und dem Hausdiener des Bankiers eine alte Kriegsgeschichte erzählte.

Lena ging die Stufen hinab und winkte der noch von einer merkwürdigen Vorstellung befangenen Schwester. Die kam nach.

Dann beugten sie sich über das Geländer und sahen hinab.

Unten auf dem Flur, der mit Fliesen gepflastert war und sich quer durch die Tiefe des Hauses hinstreckte, während nach der Straße zu rechts und links von der Hausthür die an Pröhle vermieteten Räume lagen, saß Onkel Hans auf einem Küchenschemel. Der alte Jakob und der Hausdiener hockten jeder auf einem vollen Torfsack, mit hochgezogenen Knieen. Alle drei hatten ein Gewehr zwischen den Beinen und die Hände um den aufrecht emporragenden Lauf gefaltet. Zwischen ihnen auf den Fliesen stand eine Laterne und warf ihren Strahlenkreis auf die drei Männer.

Trotz der Waffen war dies ein Bild des Friedens.

Die beiden gingen hinab.

„Ich denke, wir brauchen keine Angst zu haben für euch und das Haus," rief Onkel Hans ihnen zu. „Sie lassen ungeschoren, was sich still verhält. Und sie sind

keine Räuber und Mordbrenner. Wir haben aus der Hausthür geguckt — in allen Häusern, die keinen Schießstand abgeben, scheint's stille."

Claudine stand mit gefalteten Händen hinter der Hausthür und horchte auf den wüsten Lärm.

Lena schlich sich ganz nahe an den Oberst heran.

„Was für Truppen?" fragte sie leise.

„Grenadiere!" flüsterte Onkel Hans zurück.

Lena griff hart an seinen Arm.

„Kaiser Franzer?" fragte sie weiter.

„Weiß nicht — war zu dunkel und wild — schien mir so — —" murmelte Onkel Hans.

Ihr Herz schlug. Sie ging zur Schwester. „Hatte Onkel Hans eine Ahnung, was für ein Regiment — — —" stammelte Claudine.

Fünf Minuten lang hatte das Gespräch mit der Schwester sie zerstreut, nun kam die Todesangst um den Geliebten neu zurück.

„Nein — nein," log Lena. Aber sie verstand nicht zu lügen. Ihr Ton verriet die Wahrheit.

„Sein Regiment," schrie Claudine.

„Es scheint bloß 'ne Kompanie," sagte Onkel Hans.

„Er — er!" Claudine fühlte es, wußte es, als habe es ihr deutlich jemand zugerufen.

Mit gefalteten Händen flehte sie zu den Männern: „Öffnet die Thür! Laßt mich sehen! Laßt uns helfen! Es können Verwundete da sein! Öffnet die Thür!"

„Fräulein," sagte der alte Jakob, sein greises Haupt schüttelnd, „das geht nun nicht."

Aber Lena drehte schon den großen Schlüssel um und nestelte an der eisernen Kette, die von innen vorgelegt war.

„Hallo, ihr Mädchen!“ rief Onkel Hans. Claudine fiel ihm in die Arme.

„Nun,“ sagte er und sah die Männer an, „wenn die Mädchen sich nicht fürchten — —“

Sie standen und horchten.

Das Geschrei und die Schüsse, der Lärm der ferneren Kämpfe vermengten sich zu einem gleichmäßigen, schaurigen Getöse.

Durch das Querfenster, welches die obere Füllung der Hausthür bildete, sah man einen düsterroten Schein.

„Wartet, Kinder,“ sprach Onkel Hans fast leise, „wenn es stiller wird draußen, dann ist der Augenblick da für euch.“

Sie antworteten nicht. Claudine starrte mit großen Augen immer auf die Thür.

Ihre stumme Angst ergriff nach und nach auch die Männer. Niemand wagte mehr ein Wort. Die Spannung wuchs im Schweigen bis zur Unerträglichkeit.

Und dann schraken alle jäh zusammen. Eine Hand führte draußen Schläge gegen die Thür — schwach — unsicher —

Der Oberst stürzte nach vorn und stieß die Mädchen zurück. Was da auch Einlaß begehrte, Freund oder Feind, ihm, dem Mann, kam es zu, der Gefahr oder dem Schrecken zuerst ins Auge zu sehen.

Er riß die Thür auf.

Ein Schrei ertönte.

Albrecht taumelte herein, sah sich wirr um, wollte auf Claudine zustürzen und sank, die Arme schlaff am Leibe, neben ihr nieder.

Sie kniete neben ihm, die Stirn tief über ihn gebeugt, die Augen starr auf ihn gerichtet. Und seine erlöschenden Blicke suchten ihr Angesicht.

Seine Sinne schwanden ihm nicht ganz. Er wußte, wo er war. Mit lallender Zunge wollte er sprechen.

Sie nahm sein Haupt in ihren Arm und bettete es auf ihren Knieen. Der wahnsinnige Schreck hatte ihr nicht die Besinnung geraubt. Sie wandte ihr Gesicht suchend und bittend der Schwester zu. Aber Lena war schon von selbst davongeflogen, klar besonnen wie immer.

Onkel Hans stand wie vernichtet. Der alte Jakob schloß mit Pröhles Diener auf eigne Faust die Thür wieder.

Claudine neigte sich abermals tief über den Geliebten.

„Mein lieber Albrecht!“ sagte sie so sanft, so ruhig, als solle ihre Stimme Frieden und Hoffnung in die Seele des Verwundeten hinübertragen.

Und Albrecht sah sie an, stumm in höchster Not.

Da kam Lena, mit Wasser, Essig, einem Schwamm und Leinwand, hinter ihr drein das Dienstmädchen mit Kissen und Decken.

Sie fuhr mit sanfter Hand über Albrechts Gesicht, es ein wenig mit Wasser feuchtend.

Er empfand die Wohlthat. Er rührte sich, hob das Haupt ein wenig, sah Claudine wieder an und stammelte:

„Von — meinem — Vater — —!“ Dann fiel er zurück und schloß die Augen.

Sie blieben alle wie entgeistert. Claudine ward bleich wie der Tod. Die andern wandten scheu den Blick von ihrem Angesicht, schamvoll und keusch, damit ihrer Seele Leiden keinen Zeugen habe.

Eine bange Minute verging.

„Wir wollen ihn hinauftragen,“ sprach Claudine da mit klangloser Stimme.

„Ich — kann — gehen,“ flüsterte Albrecht.

Die Nähe der Geliebten, die Stille um ihn fing an seine Nerven zu beruhigen.

Onkel Hans half ihm auf. Schwankend stand er da.

„Er muß ins Bett — ich werde ihn verbinden —“

Mit dem geübten Auge des alten Kriegers hatte er gesehen, daß das Tuch von Albrechts Rock in der Nähe der rechten Schulter blutdurchtränkt war.

„Verbinden,“ sprach Albrecht mühsam, „und dann wieder hinaus.“

„Unsinn.“

„Ich bin nicht kampfunfähig,“ sagte er.

„So, dann hebe mal den rechten Arm hoch!“ befahl Onkel Hans rauh.

Albrecht versuchte es und stieß einen leisen Wehlaut aus.

„Aber die Linke, die Linke —“ stotterte er und fuhr mit dem linken Arm durch die Luft, als schlüge er drein.

Onkel Hans antwortete nichts. Er sah ihn für ein unmündiges Kind an, stützte ihn mit starkem Arm und führte ihn treppauf.

In wenigen Minuten hatten die Schwestern das Fremdenstübchen in Ordnung gebracht. Sie sprachen kein Wort zusammen, sie verstanden sich von selbst und arbeiteten einander in die Hände. Und als das Lager bereitet war, ließen sie die Männer allein.

Sie gingen zusammen nach vorn. Sie dachten nicht daran, die Mutter zu benachrichtigen. Sie saßen eng aneinander gedrückt in der Sofaecke und starrten ins Dunkle, denn die Lampe hatte Lena zu den Männern getragen.

Sie hörten auch nicht den forttobenden Kampfeslärm.

Sie dachten und empfanden nur das eine:

Von seinem eignen Vater!

Stunden schienen ihnen vergangen, bis Onkel Hans geräuschvoll eintrat. Er hatte einen Leuchter mit einem Wachslicht in der Hand und sah krebsrot aus vor Anstrengung und Aufregung.

Er stellte den Leuchter hart auf den Tisch.

Claudine war aufgesprungen; ihre Mienen, ihr Auge stellten hundert angstvolle Fragen.

Onkel Hans räusperte sich.

„Ja — so nach meinem Verstand ist das 'ne Fleischwunde, ohne Belang, wenn man erst die Kugel 'raus

ist. Die steckt drin, darum kann er den Arm nicht bewegen. Der Blutverlust hat ihn für'n Augenblick umgeworfen. Aber das ist ja nichts. Die fixe Idee, die fixe Idee, das ist das Schlimme."

„Was für eine fixe Idee?" fragte Lena.

„Na, er meint, er sei nicht kampfunfähig gewesen. Er sei sozusagen fahnenflüchtig. Ja, damals, als es gegen die Franzosen ging, wißt ihr Kinder, so anno dreizehn, als Greise und Knaben zuletzt mit hinauszogen und die Verzweiflung und die Wut uns an der Kehle saß, da hat noch mancher mit der Linken gefochten, dem die Rechte zerschossen war, und damals machte nur der Tod kampfunfähig. Aber so und heut und Albrecht — nein, das kann kein Gott und kein König verlangen, daß einer weiter ficht, der 'ne Kugel im Fleisch stecken hat von seinem leiblichen Vater — nee — da hört die Menschlichkeit auf."

Onkel Hans zog sein enormes türkisch-seidenes Taschentuch hinten aus seiner Rocktasche und schneuzte sich.

„Ich will zu ihm gehen," sagte Claudine. Als sie in Albrechts Zimmer trat, fand sie ihn auf dem Bett. Hinter ihm waren viele Kissen hoch aufgetürmt, so daß er halb sitzend den dunkeln Kopf zurücklehnen konnte. Onkel Hans' brauner Überrock war anstatt einer Decke lose über seinen Körper gebreitet. Der linke Arm lag frei da, die Finger waren in die seidene dunkle Decke gekrallt, auf welcher Albrecht ruhte.

Der alte Jakob, der neben ihm saß, erhob sich und schlich auf Claudine zu.

„Vor morgen werden wir ja keinen Arzt haben können. Aber Herr Oberst hat es großartig gemacht: gewaschen und gebunden wie ein Feldscher, sagt er selbst."

Er ging auf Claudinens Wink hinaus. Sie aber trat an das Bett und sah auf den geliebten Mann hernieder.

Sein männliches, kluges Gesicht hatte einen scharfen Leidenszug bekommen, sein dunkles Haar, dicht und wirr, sah schwarz aus über der bleichen Stirn. Und die Augen, die lieben, in jugendlicher Lebensfreude sonst lodernden Augen waren geschlossen, ein bräunlicher Schatten lag auf den Lidern.

Sie kniete neben dem Bett nieder und küßte leise seine Hand.

Er öffnete die Augen. Sie sahen sich lange und tief an.

Claudine hatte gleichsam ihre eigne Existenz vergessen. Sie sorgte sich nicht einmal um seine Wunde, nicht um die Zukunft, fühlte keinen eignen Schmerz.

Sie litt nur in ihm, litt dasselbe, was ihn vernichtet hatte:

„Vom eignen Vater — —"

Unter dem stummen Blick veränderte sich sein Ausdruck allmählich.

Ein bitteres Lächeln entstellte sein Gesicht. „Kannst du mich noch lieben?" flüsterte er.

„Albrecht!" rief sie und küßte wieder wie in Unterwürfigkeit seine Hand.

„Einen Fahnenflüchtigen!" sagte er laut und hart.

„O mein Gott, du, der du dein Blut vergossen hast!" rief sie und sah ihn flehend an, „foltere dich nicht so."

„Höre," sprach er heiser.

Claudine erhob sich und beugte sich über ihn, die Worte von den Lippen lesend.

„Dir muß ich es sagen, dir, damit du weißt, ob du noch die Meine werden magst. Seit Stunden sind wir im Kampf — dich hatte ich vergessen — den Vater — ein Soldat soll nichts sehen und denken, wie seine Pflicht. Von Barrikade zu Barrikade — siegend! Gott, warum fiel ich nicht da! Aber hier, hier, als im unsichern Licht er vor mir stand, da entfloh mein Mut — ich fühlte nicht die Kugel — nicht die kleine Wunde, die nichts ist — nichts — ich sah nur ihn — dachte nur an ihn. Das warf mich nieder — nicht die Wunde — glaube mir. Darum floh ich — nicht wegen der Wunde. Ich war nicht kampfunfähig. Ich habe meinem König den Eid gebrochen. Ich bin aus der Schlacht entwichen, ehe sie entschieden war, und konnte noch dreinhauen — konnte noch. Verzeih mir — verlasse mich — verachte mich."

Sie schloß seinen Mund und küßte ihn wieder und wieder.

Sie nahm sein bleiches Gesicht zwischen ihre Hände, sah ihn an, so eindringlich, als wollte sie ihre mutigen, klaren Gedanken hinübertragen in sein armes, fieberndes Hirn.

„Mein Albrecht, mein Geliebter,“ sprach sie ganz nah an seinem Gesicht, „du fieberst, du machst dir Wahnvorstellungen. Niemand wird dich verachten. Dein Oberst, ja dein König selbst wird dir sagen, daß du nicht fahnenflüchtig bist, kein feiger Deserteur. Wenn du willst, will ich zu ihm gehen, mich zu seinen Füßen werfen, daß sein eigner Mund dir das Urteil spreche.“

Er schloß wieder die Augen. Sie fühlte seine Hand an. Die war heiß und trocken.

Nach einer kurzen Minute der Ermattung fuhr er wieder auf.

„Mein Vater! Vater —“ schrie er.

Claudine warf sich über den Geliebten, Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Wir können nichts thun, als beten, daß er lebe! Sobald es Tag wird, will ich ihn suchen, ihn dir bringen, ihn pflegen und halten.“

Albrecht kam in die Höhe. Seine großen dunkeln Augen flammten, er richtete sie gebieterisch auf das zitternde Mädchen.

„Schwöre mir!“ sprach er laut.

„Was?“ fragte sie.

„Daß er niemals erfahre, von wem dieser Schuß kam!“

„Ich schwöre es!“ rief Claudine feierlich.

Er hob den linken Arm und legte ihn schwer um ihre Schulter. Sie küßten sich lange und fromm.

Die Thür that sich auf. Frau Edith hatte endlich erfahren, was vorgegangen war.

Sie ward beinahe ohnmächtig. Aber als sie vernahm, daß Claudine bei dem Verwundeten sei, trat die Angst vor dem Gedanken zurück, daß sich das nicht schicke.

„Meine Tochter!" rief sie mit strengem Ton. Claudine richtete sich auf, behielt Albrechts Hand in der ihren und sagte:

„Ich bin an meinem Platz!"

Onkel Hans, der mit hereingekommen war, nickte.

Vor dem einfachen und doch so stolzen Ton der Tochter sank alsbald wieder Frau Ediths Entrüstung in Hilflosigkeit zusammen.

„Was soll werden?" sprach sie mit zagender Stimme, „mein Gott, wäre doch Claudius hier!"

„Verzeihung!" murmelte Albrecht, „ich — —"

„Höre, mein Junge, dein Teil ist Schweigen und Stillhalten — als angeschossener Krüppel, der du momentan bist!" sagte Onkel Hans derbe.

Albrecht lächelte schmerzlich. Er verstand, daß der gute Alte ihm am liebsten lauter zerschmetterte Gliedmaßen angeredet hätte, nur um ihn von seiner Kampfunfähigkeit zu überzeugen.

Und bewies nicht schon dies Bestreben, daß er in der That nicht schwer verwundet, nicht kampfunfähig war? Seine kranke Seele ergrübelte aus allem Nahrung für ihren Wahn.

„Was werden soll, liebe Mama? Nichts, als daß ich Albrecht pflege, wie es mein Recht und meine Pflicht ist!"

„Hören Sie, Frau Schwägerin, wie ich unsre Mädchens kenne, wird kein Mensch sie von dem abbringen, was sie für richtig halten. Haben 'ne merkwürdig gerade Direktion in ihrer Seele, die zwei. Ist so Ahlefeldsche Art. Ich rat' Ihnen: gehen Sie schlafen. Die Lena und ich wachen abwechselnd mit Claudine hier bei unserm Invaliden. Der ist viel schwerer verwundet, als Sie ahnen."

Dabei räusperte er sich und nickte Claudinen zu: sie merke wohl, warum er die Verwundung ein bißchen schlimmer mache.

Seine täppische Schlauheit wurde aber leider auch von Albrecht bemerkt.

Der stöhnte schmerzlich und schlug die linke Hand vor sein Gesicht.

Man beschönigte seine Fahnenflucht mit barmherzigen Aufschneidereien! Erbärmlich . . .

Frau Edith besann sich, redete noch lange hin und her und zog sich endlich mit Aplomb zurück.

Eine stille Nacht kam über das Haus und die Stadt.

Der Lärm verklang, der Kampf verhallte, die Lichter erloschen.

Claudine saß mit ihrer treuen Schwester neben Albrechts Bett. Nebenan, in dem kleinen Wohngemach, das zur Fremdenwohnung des Hauses gehörte, schlief Onkel Hans auf dem Kanapee den Schlaf des Gerechten. Seine Füße standen zwar noch ein Streckchen über die eine hohe Seitenlehne hinaus, und sein Kopf lehnte so steil gegen die andre, daß das Kinn sich in die Brust

bohrte, aber er schnarchte doch mit krachenden, rollenden, sägenden Tönen.

So mochten sie ihn nicht zur Ablösung wecken. Albrecht sprach nicht mehr. Aber er schlief auch nicht. Er hatte starkes Fieber, und immer, wenn Claudine ihm ein nasses Tuch auf die Wunde legte, die sich wie ein kleiner dunkler Fleck mit rotem Rand von dem marmornen Weiß der Schulter abhob, sah er ihr ins Auge. Und sie erwiderte den gramvollen Blick mit einem zärtlichen, mutvollen.

Lena las. Es gab keine Lage im Leben, in welcher sie nicht im stande gewesen wäre, sich in ein Buch zu vertiefen. Aber trotzdem war sie, so wie Claudine dem Kranken eine Handreichung that, aufmerksam dabei zu helfen.

Endlich graute der Morgen bleich durch die Spalten des Fenstervorhanges.

Lena ging hinaus, kochte Kaffee, weckte Onkel Hans, der nun auf die Suche nach einem Arzt mußte, und zwang die Schwester, sich ein wenig zu erfrischen.

Onkel Hans hatte Glück. Er fand bald einen Chirurgen, der von einer ähnlichen Hilfeleistung nach Hause kam.

Auf den Straßendämmen sah es wüst aus. Der grauende Morgen stieg über dem schrecklichsten aller Schlachtfelder auf, dem eines Bürgerkrieges.

Tote und Verwundete sah man nicht mehr, wohl aber auf Steinen und Holzwerk die Spuren vergossenen Blutes.

Der Arzt erzählte dem Oberst, daß er die ganze Nacht thätig gewesen und gerade im Begriff war, zur späten Ruhe zu gehen. Man hatte ihm Verwundete zum Verbinden ins Haus geschleppt gehabt. —

Nun mußte sich Claudine doch von dem Lager des Geliebten entfernen lassen.

Sie horchte an der Thür. Kein Schmerzenslaut drang an ihr Ohr.

Nachher kam Onkel Hans strahlend und meldete, daß die Kugel gefunden sei und die Wunde binnen wenig Tagen heilen könne. Aber freilich, Ruhe müsse Albrecht haben, totale Ruhe. Und gehalten habe er sich wie ein Held, denn es müsse verflucht weh gethan haben, wie der Doktor da in der tiefen Wunde herumgearbeitet.

Jubelnd eilte Claudine zu dem Geliebten. Ihre Freude war unendlich, daß es keine Gefahr für ihn mehr gab, daß die Kugel entfernt war, daß die Wunde leicht heilen würde.

Arglos dachte sie nicht daran, ihre Empfindung zu verhehlen.

Doch unter ihrer Freude verfinsterte sich sein Gesicht bis zur Entstellung.

„Du siehst es," sagte er schneidend, „du hast es gehört, -- es war nur eine kleine, unbedeutende Wunde. Das stempelt mich zum Feigling . . ."

„Du konntest doch nicht gegen deinen Vater weiterfechten!" rief sie.

„Es gibt keine Väter, keine Söhne im Krieg — Feinde gibt es nur und den Befehl, sie zu bekämpfen und dabei zu siegen oder zu sterben,“ sprach er vor sich hin.

„Aber dies war doch kein Krieg, wie damals der den Onkel Hans erlebt hat,“ sagte sie beschwörend.

„Der Eid war geschworen — den Feind hab' ich nicht zu erwägen.“ — —

Sie weinte nicht. Sie bat nicht: „Höre auf, mich zu quälen, verscheuche meinetwegen deine kranke Übergewissenhaftigkeit.“ Sie dachte nur daran, wie es zu machen sei, daß er sich nicht mehr quäle.

Da gab es vielerlei. Onkel Hans mußte zu dem Oberst von Albrechts Regiment gehen und Albrechts Verwundung melden und mußte heimkommen mit einem besonderen Lob über Albrechts Tapferkeit — einerlei ob ein thatsächlich gespendetes oder für heute nur erlogenes. Onkel Hans kannte den Kommandeur, und wenn er ihn heute nicht selbst sprechen konnte, so würde er doch an irgend einem nächsten Tag eine Unterredung vertraulicher Art mit ihm haben können.

Und dann mußte Albrecht seinen Vater wiedersehen — wenn der noch lebte.

Die fieberische Phantasie des Verwundeten umwob das Bild des Vaters und das Ereignis der Nacht mit immer sich häufenden Schrecken. Vielleicht, wenn Albrecht begriff, daß die nüchterne Wahrheit heut wie gestern dieselbe war und er in seinem Vater den armen, haltlosen, hilfsbedürftigen Mann wiedersah, als welchen

er ihn in den letzten Jahren gekannt, fand er selbst seine männliche Kraft wieder.

Ein gebrochener Mut richtet sich am ehesten an der Aufgabe wieder empor, dem Schwächeren Schutz geben zu sollen.

Claudine zog nur ihre Schwester ins Vertrauen. Sie wollte die Einwendungen der Mutter nicht hören, um sie nicht durch Ungehorsam zu kränken; sie wollte Onkel Hans' umständlichen Schutz nicht beanspruchen.

Sie fürchtete sich nicht. Wie sehr auch immer die Ordnung aus den Fugen gewichen: ein Mädchen, das bescheiden seines Weges ging, würde kein Mensch behelligen.

Lena übernahm es, sie für schlafend auszugeben. Und ohne Zagen begab sich Claudine auf die Straßen, in denen diese Nacht der Schrecken getobt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ruprecht von Brandow erhob sich von seinem Lager. Er sah an sich herunter: er war völlig angekleidet? Aber seine Kleider waren schmutzig und zerrissen? Auch war ihm, als habe er nur ganz kurze Zeit geruht.

Er sah sich träumend um. Sein Kopf schmerzte. Vor seinen Augen flirrte es.

Da lag ja ein Gewehr am Boden vor seinem Bett. Wie kam das dahin?

Eine unklare Erinnerung zog durch sein Hirn — wie wüster Lärm, Schüsse, rotes Fackellicht — ja, ja man hatte sich geschlagen, geschossen — aber wo? gegen wen?

Er gähnte. Ihm war sehr elend zu Mut. Er ging an den Waschtisch und goß sich Wasser über den Kopf. Der kalte Schreck ließ ihn zusammenschlottern. Naß klebte sein Halskragen und sein Hemd ihm an der Haut.

Dies bewog ihn, sich ganz umzukleiden. Zehnmal, vor Ermüdung und Kopfweh fast zusammenbrechend, unterbrach er die Arbeit. Endlich ging er in sein Wohnzimmer und fiel dort in seine Sofaecke.

Die Wirtin kam und brachte ihm Kaffee.

Er sah sie nicht und starrte immer auf die Tischdecke.

Plötzlich schlug er mit der Faust darauf zu. „Die verfluchten Mäuse," sagte er.

Die Wirtin sah ihn verwundert an und meinte, er träume wohl. Dann legte sie jammernd los über die schreckliche Nacht und die vielen Toten und fragte, was denn werden würde.

Brandow sah sie suchend an. Es peinigte ihn, daß er nur unklar wußte, was sie meinte.

„Schweigen Sie," sagte er. Ihn fror erbärmlich. Und in seinen Schläfen hämmerte es schwer und dumpf.

Er starrte wieder auf die weiße Tischdecke. Da lief und krabbelte es durcheinander — wieder schlug er mit der Faust drein.

Er trank einige Schlucke von dem starken, schwarzen Kaffee. Das that wohl. Er horchte auf. Draußen waren Stimmen laut. Eine sanfte, kaum verständliche, und die gellende, rücksichtslose der Frau Jarnikow. O,

diese häßliche Stimme und diese endlose Zungenfertigkeit thaten ihm immer so weh.

„Nee, Fräuleinchen, da rat' ick Ihnen jründlich von ab. Der Olle ist all' die letzten Dage nicht nüchtern jeworden und seine fünf Sinne wie 'n richtiger Mensch hat er meist nich zusammen."

Brandow horchte auf. Von wem sprach denn das Weib?

Aber die sanfte, leise Stimme redete dagegen. Und plötzlich that die Thür sich auf.

Ein junges Mädchen erschien auf der Schwelle, das Gesicht mit seiner durchsichtigen Blässe, umrahmt von dunkelm Haar und unter dem Kinn geschlossenen Hut, war ihm zugewandt.

Dahinter stand die Jarnikow.

„Herr von Brandow, hier det Fräulein will mit Ihnen reden. Na, man 'n bißken jalant jejen det schöne Geschlecht, stehen Sie doch auf."

Claudine erglühte vor Scham über den Ton, den die Frau gegen Albrechts Vater anzuschlagen wagte.

„Lassen Sie uns allein," sagte sie strenge.

Frau Jarnikow dachte: „Na, jottlob jibt et ja noch Schlüssellöcher," und zog sich zurück.

Zögernd stand Claudine im Rahmen der Thür, von dem weißgemalten Holz derselben hob sich ihre Gestalt ab. Der Mann war langsam aufgestanden und sah ängstlich zu der fremden Erscheinung hinüber.

Der helle Märztag sandte sein scharfes Licht in das Zimmer und beleuchtete es in seiner ganzen kalten Anmutlosigkeit.

„Ich bin Claudine,“ sagte sie leise.

Die Finger des Mannes bewegten sich nervös. Eine große Angst kam über ihn. Er wußte nicht, wer das war — und doch — wie eine Erinnerung rang es sich aus seiner umschatteten Seele auf — — o, er hätte weinen mögen.

Seine jammervolle Qual malte sich auf seinen Zügen aus. Er glich einem unglücklichen Kinde.

Claudine kam heran, ergriff seine Hand und suchte mit ihrem klaren, großen Blick sein scheues Auge festzuhalten. In ihrer Seele war weder Furcht noch Abscheu.

Sie begriff gar nicht, daß sie etwas Außerordentliches und sehr Peinliches erlebte; daß sie sich in einer Lage befand, die sich jäh zum Schrecken für sie verwandeln konnte; daß dieser ihr völlig fremde und seiner Sinne nicht ganz mächtige Mann ausfallend gegen sie werden konnte, nicht begreifen könnte, wer sie war und was sie wollte.

Sie fühlte nur, dies war Albrechts Vater. Und ihr Blick mußte ihn beruhigen, ihn, der sonst in große Angst geriet, wenn jemand ihn fest ansah. Sein Ausdruck verlor etwas von der bangen, gehetzten Unsicherheit.

„Ich bin Claudine,“ sagte sie noch einmal, „deines Sohnes Albrecht Braut, lieber Vater.“

Sie sagte das mit einer himmlischen Einfachheit, als hätte sie seit ihren ersten Kindheitstagen nie anders zu diesem Mann gesprochen.

Er faßte ihre Hand fester. „Albrecht,“ murmelte er, „Albrecht.“

„Albrecht ist krank," sprach sie weiter, ihre ganze Seele lag in den Augen, die sie jetzt eindringlicher noch auf ihn richtete, „er ist krank, und ich bin gekommen, dich zu ihm zu bringen, daß du ihn pflegen hilfst."

„Krank? Wo?" stieß er hastig heraus.

„In meinem Hause, bei uns, wo auch deine Heimat ist, lieber Vater," sagte sie langsam.

Und dann, nach dem Zögern einer Sekunde und während ihr Herz schwer zu schlagen begann:

„Er hat diese Nacht einen Schuß in die rechte Schulter bekommen."

Todesstille entstand. Der Mann entzog dem Mädchen die Hand und begann wieder nervöse Bewegungen mit den Fingern zu machen. Er sah ganz seitwärts, atmete kurz, schien nachzudenken, zermarterte sein Gedächtnis .. ach, umsonst. Er stieß einen kurzen Laut aus, einen Ton der Verzweiflung, er suchte, er suchte ...

„Diese Nacht ..." wiederholte er endlich dumpf. Plötzlich ging er im Zimmer hin und her mit hastigen Schritten.

Und wie ein Engel der Gnade, die Seele von dem heißen Wunsch erfüllt, daß sein Gedächtnis sich nicht klären möge, stand Claudine da, ihn mit Sorge und Liebe beobachtend.

Sie hatte keine Scheu vor diesem fremden Mann, auch gar nicht das Gefühl einer Fremdheit.

„Es ist keine Gefahr für sein Leben vorhanden," sprach sie laut. Ihr war, als spräche sie mit einem, zu dem ihre Stimme nur durch Hindernisse dränge.

Er stand still.

„Keine Gefahr — o, das freut mich — ja — ja — das freut mich.“

Er ging an den Tisch und stürzte den Inhalt seiner Kaffeetasse hinunter.

„Komm,“ bat Claudine, „wir wollen zu ihm.“

Er wandte sich ihr zu, sah aber an ihr vorbei.

„Mit Ihnen — dahin — o nein — ich — ich — es geht nicht.“

Claudine ergriff wieder seine Hand.

„Nenne mich doch du, Vater, ich bin deine Tochter,“ sagte sie herzlich, „gewiß kommst du mit mir, an Albrechts Bett ist dein und mein Platz.“

„Diese Nacht, sagst du?“ murmelte er. Claudine erschrak. Sollte dennoch in ihm ein Erinnern tagen?

Hier wurde die Thür aufgerissen. Doktor Thomasius kam herein und blieb verdutzt stehen. Eine vornehme junge Dame? hier?

Claudine hatte den Doktor Thomasius wohl zwanzigmal von Onkel Hans beschrieben bekommen und erriet auf der Stelle, wer das sei.

Sie richtete sich ein wenig auf und nahm, vielleicht unbewußt, eine stolze, ablehnende Haltung ein.

„Mein Herr,“ sagte sie, „Sie kommen in einem ungünstigen Augenblick. Herr von Brandow, mein lieber Schwiegervater, ist im Begriff, mit mir zu seinem verwundeten Sohn zu gehen.“

Doktor Thomasius hatte sich höflichst verneigt.

„Mademoiselle," sagte er, „ich höre mit Schrecken, daß Ihr Herr Verlobter verwundet worden ist. Viel edles Blut ist geflossen auf beiden Seiten! Es komme über die, die gestern das Militär auf die Bürger gehetzt. Ein Versuch der Verständigung mit uns, und Ihrem Herzen, tausend Herzen wäre tödlicher Gram erspart."

Claudine war nicht Lena. Sie hatte nichts zu antworten. Sie erwog auch nicht das Leid der tausend Herzen, sondern nur das des einen!

„Diese Nacht," sagte Brandow, „Thomasius, diese Nacht."

„In welcher Stadtgegend?" fragte Doktor Thomasius, etwas unruhig an seinem Knebelbart zerrend.

„Er hat mit seiner Kompanie an vielen Stellen gefochten. Die Wunde erhielt er auf der Barrikade in der Taubenstraße, an der Ecke der Friedrichstraße," sprach Claudine. Sie stand am Tisch und stützte sich mit der Hand darauf. Ihre Blicke bohrten sich in das Antlitz des Demokraten, fest und befehlend. Sie sah nicht nach rechts, und sah doch, wie durch ein doppeltes Gesicht, daß Brandow mit angstvoll fragenden Mienen den Freund anstarrte. Sie befahl mit ihres Auges ganzer, überweiblicher Kraft:

„Wenn du ein Mensch bist — sprich jetzt eine Lüge der Barmherzigkeit, falls du die Wahrheit ahnst!"

Und Doktor Thomasius sprach mit dem Achselzucken des Unwissenden:

„Also ist auch in jener Stadtgegend gekämpft worden? Ich bin zur Stunde noch nicht völlig orientiert. Wir, Brandow, wir haben an der ruhmreichen Barrikade in der Breitenstraße gekämpft."

„Ach" — sagte Brandow. Es klang wie ein großer Seufzer.

Claudine wußte nicht, hatte dieser Mann gelogen, oder war er wirklich unwissend? Hatte er den Freund von der Seite verloren gehabt, oder neben ihm gestanden, als jener Schuß aus des Vaters Waffe den Sohn niederstreckte.

„Nun, alter Freund, dann eilen Sie zu Ihrem Sohn," ermahnte Thomasius und ging an den Sekretär, zu welchem er, wie Claudine mit Erstaunen bemerkte, den Schlüssel aus seiner Tasche zog.

„Aber Sie hier allein," stammelte Brandow.

„Ich habe zu schreiben. Sie wissen ja, in meiner Wohnung ist es so unruhig," sagte Thomasius.

Als Claudine später Lena die Sache mit dem Schlüssel erzählte, sagte Lena:

„Also das ist's, was sie von Brandow wollten, wozu sie ihn brauchten. Im Zimmer des armen Mannes, dem wohl niemand eine leitende Rolle zutraut, haben sie ihre gefährlichen Korrespondenzen besorgt und ihre Schriftstücke verwahrt."

Und Thomasius kramte, als sei er bei sich, in den Schubladen des Sekretärs.

„So komm denn, Vater," drängte Claudine.

Über Brandow kam von neuem eine große Angst.

Er sollte über die Straße gehen, am lichten Tag, mit dem schönen, vornehmen Wesen da, er in seiner Unbeholfenheit.

Und dann jetzt fort, so fort, mit dem ungestillten, brennenden Durst auf der Zunge? Ihm war, als trügen seine Kniee ihn nicht, als müsse er zusammenbrechen, wenn er nicht vorher sich gestärkt habe.

Er sah nach Thomasius, doch der nahm, ob aus Taktgefühl oder weil er so beschäftigt war, keine Notiz mehr von Brandow, sondern tauchte gerade seine Gänsefeder ins große gläserne Tintenfaß.

Er sah auf Claudine und begegnete ihrem freundlich auf ihn gerichteten Blick.

Ein Zittern lief durch seine Glieder. Er gab sich einen Ruck, griff nach seinem Mantel und Hut und trat auf Claudinen zu.

Dann, als treibe ein unbesieglicher Zwang ihn, kehrte er jäh um, ging an die Kommode, wo neben den Alabastervasen mit den Wachsblumen eine Flasche und ein Gläschen standen, und schenkte sich ein. Als er den Inhalt des Glases hinuntergestürzt hatte, ward ihm besser zu Mute, er kehrte an Claudinens Seite zurück und murmelte: „Also gehen wir.“ Doch wagte er nicht, sie anzusehen.

Sie jedoch hatte seinem Gebahren mit völliger Harmlosigkeit zugesehen. Onkel Hans nahm jeden Morgen seinen Nordhäuser und hatte seiner Schwägerin hundertmal schon auseinandergesetzt, daß er sich damit Doktor und Apotheker vom Leibe halte.

„Ein guter Kornschnaps ist auch 'ne Gabe Gottes und expreß für'n Magen alter Soldaten geschaffen," pflegte er zu sagen. „Einer, morgens früh — Medicin! Zweie — schon Gift."

Sie gingen treppab.

Draußen umfing sie der weiße, kühle Märztag. Keine Farbe, weder am Himmel noch in der Natur, nur Licht, scharfes, schmerzendes Licht, und ein herber Atem in der leicht bewegten Luft.

Das Wasser der Spree flutete schwarzglasig in kleinem Wellengekräusel. Drüben reckte sich, an seinem Fuß umspült vom Fluß, das graue, steinerne Königsschloß empor. Schwarzes Geäst noch kahler Linden drängte sich neben seiner Mauer heraus.

Sie gingen die Militärakademiestraße entlang, um die Brücke zu überschreiten, auf welcher im zeitgeschwärzten Erz sich die gewaltige Reiterstatue des Großen Kurfürsten erhob. Sein gebietendes Antlitz sah unter der Lockenperücke hervor und über den Fluß hinaus. Die Sklaven, zu den Füßen des Monuments, hielten ihre Ketten.

Die Straßen begannen sich schon zu beleben. Neugierige, welche die Verheerungen der Nacht sehen wollten, aufräumende Arbeiter, Studenten, die neue Ereignisse erwarteten, zogen auf dem Schloßplatz hin und her.

An einigen Punkten staute sich die Menge. Man trachtete eine Proklamation des Königs zu lesen, die um sieben Uhr angeschlagen worden war und in welcher der König „seine lieben Berliner" zur Ruhe ermahnte

und alles Vorgefallene zu vergeben und vergessen versprach.

„Gib mir deinen Arm," sagte Claudine. Sie drängte sich nahe an Brandow. Schweigend schritten sie durch die Menschheit, die mehr und mehr anwuchs.

Sie befanden sich inmitten dieser Volksmenge wie in einer völligen Einsamkeit. Sie nahmen keinen Teil an den Erregungen, ihre Herzen klopften nicht stärker bei den Schlagworten des Tages.

Claudine strebte mit der ganzen Sehnsucht ihres Herzens wieder dem Geliebten zu, den sie auf eine Stunde verlassen, und die Ansammlung der Menschen hatte für sie nnr die Bedeutung eines Hindernisses am schnellen Fortkommen.

Der Mann aber an ihrer Seite ging wie im Traum.

Einst, vor Zeiten, hatte auch ein liebes, schönes Wesen an seinem Arm gehangen, umweht von dem Duft der Jugend und Vornehmheit. Das war lange, lange her. Dann schritten sie nur noch nebeneinander, und es war, als gähne zwischen ihnen eine tiefe Schlucht auf. Und immer hatte er getrachtet, hinüberzukommen, von einem Wunder die Kraft dazu erhofft. Aber sie, die drüben neben ihm wanderte, war vorzeitig hingewelkt, in Freudlosigkeit zum Tode eingegangen. Er hatte es nicht verstanden, seine Scheu zu überwinden, die ihn immer fern und ferner von ihr gehalten.

Und diese selbe Scheu beklemmte auch jetzt seine Brust vor der Braut seines Sohnes.

Sah sie das gar nicht? Er zitterte davor, daß ein befremdeter scharfer Blick ihn aus diesen jungen Augen treffen könne — wie er ihn einst getroffen aus den Augen einer andern. Er fühlte: eine unbehaglich verlegene Miene, ein unzufriedener Blick von ihr, und er hätte ihren Arm losgelassen und wäre entflohen. Der helle Märztag, die Volksmenge um sie her, alles war wie ein fernes, unbestimmtes Etwas. Der Mann fühlte nur eines: eine brennende Scham, daß er nicht stolz und aufrecht das liebliche Wesen führen konnte, das sich ihm anvertraut hatte, daß vielmehr sie es war, die ihn führte.

Denn wenn Claudine eng sich an seinen Arm drängte, that sie es nicht im Gefühl, von ihm Schutz zu empfangen, sondern vielmehr in der Vorsicht, ihn sicher zu geleiten und vielleicht auch um die Männer, die ja zuweilen dreist in ihr Gesicht sahen, glauben zu machen, sie habe einen Verteidiger neben sich.

Er versuchte aus seiner gebückten Haltung sich zu einer kühneren aufzuraffen.

Sie näherten sich der Taubenstraße; vom Gendarmenmarkt kommend, mußten sie über den Fahrdamm der Friedrichstraße gehen.

Claudinen wurden die Füße schwer, die über die Stätte schreiten sollten, wo Albrecht gestern gefallen war, hingestreckt von seines Vaters eigner Hand.

Und würde die Umgebung nicht doch die Erinnerung aufwecken in dem unglücklichen Mann?

Nein, Ruprecht Brandow veränderte seinen Ausdruck nicht, als sie über die Stelle hinwegschritten, wo aufgerissenes Pflaster, Reste von zerbrochenem Gerät, schwarze ausgebrannte Feuerstellen im Sande von dem Kunde gaben, was hier geschehen.

Claudine wußte nicht, daß all die einzelnen Bilder des Kampfes gestern und in der Nacht einander zum Verwechseln ähnlich gewesen, und daß vor Brandows jetzt schon erheblich erhelltem Gedächtnis nur eine Barrikade stand, nur ein Pulverdampf sich noch ballte, ein roter, düsterer Schein lohte. Er hatte angestrengt versucht zu denken, aber weil es eben nur dies eine Bild war, was er vor sich sah, konnte er gar nicht auf den Gedanken kommen, daß er willenlos mitgegangen sei, von einer Stätte zur andern.

„Wir sind hier!“ sagte sie sanft und zog die Klingel an der Hausmauer.

Brandow sah sie an, seine Angst hatte schon die bestimmtere Form des Mißtrauens angenommen. Würde sie nun nicht verlegen werden — ihn mißbilligend ansehen — — Aber das Licht der Liebe blieb immer gleich leuchtend in ihren Augen.

„Komm, lieber Vater,“ sagte sie. Der alte Jakob öffnete die Thür. Er verneigte sich tief, wie es seine altmodische Art war und wagte keinen Blick auf den Herrn. Lena hatte ihm gesagt, wer mit Claudine kommen würde, und Jakob war zu ehrerbietig, um Neugier zu verraten, obgleich sie in seinem alten Herzen

brannte. Denn der Schwiegervater von „unsrer Dina" war ihm keine gleichgültige Person.

Claudine hielt Albrechts Vater immer an der Hand und schritt so mit ihm die Treppe empor.

Brandow konnte kaum vorwärts. Gewiß, da oben würden Menschen sein, die ihn verachteten, ihm das zeigten, ihm weh thaten — wie sie ihm immer weh gethan, die er so wahnsinnig geliebt — —

Oben an der Treppe stand jemand, noch ein Weib. Im hellen Licht, das durch das Treppenfenster fiel, schien es Brandow, als ob da aus einem klugen Gesicht spöttische Augen durch eine goldene Brille auf ihn blickten. Claudine preßte seine Hand fester.

„Wie geht es?" fragte sie.

„Albrecht glaubt, du schläfst. Das freut ihn. Er ist etwas matt. Gesprochen hat er kaum. Guten Tag, Herr von Brandow. O, wie freue ich mich, Albrechts lieben Papa endlich zu sehen. Nun lassen wir Sie nicht mehr von uns."

Und Lena schüttelte ihm die Hand und schien gar nicht zu merken, daß das eine kraftlose zitterige Hand war. Und sie sah auch gar nicht spöttisch aus, sondern ganz freundlich.

„Ich — ich danke sehr," murmelte Herr von Brandow. Seine Augen wurden ihm naß. Er versuchte dagegen anzukämpfen.

„Das ist meine Schwester Lena, lieber Vater," sagte Claudine, „du mußt nur wissen, Lena ist viel klüger als ich."

„Ja," sprach Lena lachend und klopfte Claudinen auf die Wange. „Sie müssen schon ein bißchen vorlieb nehmen mit der Schwiegertochter."

Zum Scherzen hatte der arme Mann keine Leichtigkeit der Gedanken. Ängstlich sagte er: „Ich möchte zu meinem Sohn."

„Komm," bat Claudine und zog ihn mit sich.

Lena, mit augenblicklich verfinstertem Gesicht, sah ihnen nach.

„Nein," dachte sie, während ein Frösteln durch ihre Glieder schlich, „daran scheiterte meine Liebe. Das könnt' ich nicht. Harmonisch müßte alles sein, ästhetisch. Einen Vater mit in den Kauf nehmen, vor dem ich keinen Respekt haben könnte — — nein. Ist Claudine so blind oder liebt sie so erhaben?"

Lena schloß sekundenlang die Augen. „Aber man muß das schonen," murmelte sie vor sich hin. „Man muß den Mann um Claudinens willen zart anfassen. Blumen und Kranke vertragen keine harten Griffe. Das Süßeste und das Häßlichste begehrt die gleiche Schonung — wunderlich! Nun, ich muß Mama vorbereiten. Onkel Hans ist gefahrlos. Der kann sagen, was er will, es thut nicht weh."

Claudine stand vor der Thür des Geliebten. Sie klopfte an und rief zugleich:

„Ich bin es."

Ihre Stimme bebte. Sie öffnete die Thür. Ihre Wangen wurden bleich, selbst aus ihren Lippen entwich die Farbe.

Und der Verwundete in seinen Kissen, der sich erwartend halb aufgerichtet gehabt, sank zurück. Auch sein Angesicht überzog die Blässe des Todes.

Er sah seinen Vater wieder.

Der aber ging mit seinen unsichern Schritten bis zum Bett vor und erfaßte die Hand des Sohnes. Er wollte etwas sagen, aber er konnte nicht, er fing an zu weinen, wie ein Kind weint.

Claudine nahm seinen Kopf an ihre Brust und legte mit schützender Gebärde ihre Arme um den weinenden Mann. Sie sah Albrecht an; aus ihren Augen tropften Thränen nieder auf das Haupt des Vaters, Thränen heiligster Barmherzigkeit.

Albrecht schwieg, seine Lippen bebten. In seiner Seele war ein fürchterlicher Zwiespalt. Die heiße, nie erschöpfte Liebe zu seinem Vater rang mit der Scham vor ihr, von der er Mitleid anstatt Ehrfurcht für seinen Vater begehren mußte. Und die furchtbare Angst kam ihm, daß ihre Frauenliebe nie würde vergeben können, was seine Sohnesliebe nicht zu vergeben brauchte, weil sie es nicht als Schuld anrechnete: den Schuß, den er von ihm empfangen!

Er sah das müde Haupt seines armen Vaters an Claudinens Brust, sah die schönen Thränen in ihrem Auge.

Ach, alles vielleicht nur durch die Gewalt der ernsten Stunde so zusammengeführt.

Der weinende Mann konnte sich nicht halten. Er stand auf und verbarg sein Angesicht in dem Vorhang

des Fensters, er wußte nicht, warum er weinte, aber ihm war, als zerflösse seine Seele mit diesen Thränen. Sie thaten weh und thaten wohl.

Albrecht zog Claudine zu sich herab. „Habe Mitleid mit meinem Vater und — und — verzeih — daß er —"

Claudine küßte ihn, damit er schweige. „Er ist dein Vater," flüsterte sie, „er ist mir verehrungswürdig. Ich habe ihn lieb. Ich werde ihn glücklich machen. Nicht wahr, das muß ich doch können?"

Und der Ton rührender Unschuld, mit welchem Claudine diese Frage aussprach, die heilige Einfalt solcher Liebe überwältigte den Mann.

Ein Schauer rann durch seine Nerven. Von diesem Augenblick an wußte er, daß Dankbarkeit, die wahre, heiße Dankbarkeit eines Herzens, welches die Liebe würdigt, die es empfängt, eine göttliche Empfindung ist.

## Siebentes Kapitel.

Endlich hatte Frau von Ahlefeld die Genugthuung, sich dem Freunde gegenüber ausklagen zu können. Ihr war auch, als müsse sie sich entschuldigen wegen all der Ereignisse, als hätte sie eine unerlaubte Selbständigkeit gezeigt, indem sie zugab, daß Albrecht in ihrem Hause verblieb und der ältere Brandow noch obendrein aufgenommen ward.

Bernhard Claudius hörte mit der ihm eignen höflichen Geduld zu, obzwar er die Geschichte jetzt zum drittenmal vernahm. Erst hatte Onkel Hans sie ihm erzählt, als der gekommen war, ihn zu berufen.

„Hören Sie mal, Pastor, Sie müssen schleunigst kommen. Meine Schwägerin ist wie 'n Lamm, dem der Hirt abhanden gekommen ist. Thun Sie mir bloß die Liebe und heißen alles recht, sonst kriegen meine Mädchen das Leben sauer,“ hatte er gebeten.

Und Claudine hatte ihn auf dem Flur abgefangen und in ihrer zutraulichen Art ihm schnell alles zugeflüstert und gebeten:

„Wie Sie auch darüber denken, lieber Onkel Pastor, heißen Sie nur alles gut, sonst hat Onkel Hans Vor-

würfe einzustecken, daß er von seiner Autorität als Mann keinen Gebrauch gemacht hat."

Und nun schloß Frau Edith ihre langatmige Erzählung mit der klagenden Bitte:

„Wenn Sie, lieber Freund, nun auch das Geschehene mißbilligen, so wollen Sie alle Vorwürfe an mich allein richten. Meine Töchter sind so von ihrem Temperament abhängig. Was ihnen im Augenblick als recht und gut erscheint, muß geschehen. Und mein armer alter Schwager ist ebenso. Ich könnte diese drei nur zügeln, indem ich ihnen weh thäte. Und das vermag ich nicht."

Aber Pastor Bernhard Claudius hatte weder an den Thaten der „von ihrem Temperament so abhängigen Töchter," noch von denen des „armen alten Schwagers" etwas zu tadeln. Er entschuldigte sich auch, daß er sich zwei lange Tage nicht hatte sehen lassen. Aber man habe ihn an so manches Sterbebett gerufen, so manches Frauenherz, so mancher Vater habe seines tröstlichen Zuspruchs bedurft.

„Ach," sagte Frau Edith, indem sie ergeben auf ihre Hände niedersah — sie schob mit den Fingern der Rechten an den blitzenden Brillantringen hin und her, die sie am vierten Finger der Linken trug — „ach, auch ich war tröstlichen Zuspruchs sehr bedürftig. Schweres ist uns aufgebürdet! Der Verlobte meiner Tochter ist krank, von düsteren Gemütsstimmungen befangen; sein Vater ist ein beklagenswerter Mann. Meine Töchter in ihrer lebhaften Art ertragen alles leichter, aber wie mich

die Verhältnisse niederdrücken, davon haben Sie keinen Begriff, teurer Freund. Ich empfinde eben zu tief."

Pastor Claudius erwiderte mit artiger Teilnahme und so schleppte sich das Gespräch fort.

Lena war im Eßzimmer gewesen, die Thür stand auf, so hörte sie unfreiwillig einen Teil der Unterredung mit an. Aber als sie die Limonade für Albrecht zusammengebraut hatte, machte sie, daß sie davonkam.

Albrecht saß mit Claudine im Kabinett, welches an das Eßzimmer stieß. Lena trat ein, schloß die Thür hinter sich und stellte die Limonade vor Albrecht hin.

„O Himmel," sagte sie, „wie reden sie wohlgesetzt. Das reine Komplimentier- und Konversationsbuch. Wann werden meine Gedanken und meine Worte je so wohlfrisiert werden, wie die der Mama!"

Albrecht trank mit durstigen Zügen. Seine Zunge war immer wie ausgetrocknet, seine Hände heiß, sein Blick unruhig, obschon der Zustand der Wunde vom Arzt belobt ward.

Als weder er noch Claudine auf ihre Bemerkung antworteten, fragte Lena streng:

„Wovon habt ihr unterdes wieder gesprochen?"

„Nun, du weißt ja!" sagte Claudine traurig.

Weder die Berichte von Onkel Hans, noch das Wiedersehen mit dem Vater, hatte die von Claudine erhoffte Wirkung gehabt.

Onkel Hans hatte eine so lange Bestellung von Albrechts Regiments-Kommandeur ausgerichtet, daß Albrecht sie für erfunden hielt, während ihr Kern doch

wahr war. Denn in der That hatte Onkel Hans den Oberst selber sprechen können und die Worte von ihm vernommen:

„Armer, braver Brandow. Sagen Sie ihm einen herzlichen Gruß."

Zu einer langen Unterredung war keine Zeit gewesen. Die Garderegimenter hatten Marschordre bekommen, der König wollte sich — den Vorstellungen und Bitten von Bürgerdeputationen nachgebend — nur seinen Bürgern anvertrauen; Berlin sollte von allem Militär verlassen werden.

Albrecht, krank wie er war, von Zweifeln an seiner Pflichttreue gepeinigt, glaubte eine solche Kunde nicht, die ihm, dem Offizier, wie heller Wahnsinn erscheinen mußte.

Die Truppen aus Berlin fort? Das war Unsinn, mußte Lüge sein.

Daß kein Arzt vom Regiment kam, nach ihm zu sehen und seine Verwundung vorschriftsmäßig zu bescheinigen, was doch für einen Urlaub nötig war, das konnte Albrecht vollends nicht fassen, obschon es ihm hätte ein Beweis sein müssen, daß Onkel Hans die Wahrheit gesprochen, daß sein Regiment Berlin verlassen habe.

Er kam sich wie ausgestoßen vor, wie losgelöst von aller Gemeinschaft mit den Kameraden, mit seinem Regiment.

Wenn sie wußten, daß er verwundet war, wenn sie durch Onkel Hans erfahren hatten, daß er im Hause seiner Braut sich befände, warum kamen sie denn nicht?

Er grübelte sich hinein in den Wahn, daß man seine Flucht, obwohl er nicht kampfunfähig war, als Felonie betrachte, daß er als ein Deserteur angesehen und von Claudine hier verborgen gehalten werde.

Immer von neuem konnte er mit den ausgeklügeltsten Gründen Claudinen den Beweis führen, daß es so und nicht anders sei.

Dabei stieg seine Erregung mehr und mehr. Seine Wangen bekamen zwei Fieberflecke, seine Hände zitterten.

Endlich war denn Onkel Hans in der glücklichen Lage, schwarz auf weiß seine Berichte belegen zu können, indem er ein Blatt der Vossischen Zeitung und eines der Allgemeinen Preußischen vorwies, worin alles zu lesen stand.

Die Erregung war unnütz gewesen, aber sie war doch gewesen und hatte die Verwundbarkeit von Albrechts Seele gesteigert.

Und nach Art von Kranken empfand Albrecht auch gar nicht eine Erleichterung durch die Erkenntnis, daß seine Qualen unnütz gewesen, sondern er dachte mit nur größerer Erbitterung an die Ursache, aus welcher heraus er dazu kam, sich solchen Phantasien hinzugeben.

Auch die Anwesenheit seines Vaters ward ihm zur Pein, anstatt zur Wohlthat.

Vor Claudine schämte er sich nicht mehr des Armen. Er sah, mit welcher heiteren Güte sie ihm begegnete und wie der scheue Mann begann, ein Zutrauen zu Claudine zu fassen, daß sich in abhängigen Blicken, in kindlichen Gebärden verlegener Zärtlichkeit zu äußern anfing. Auch

wenn sein Vater mit dem Obersten zusammensaß, war er ruhig.

Onkel Hans hatte sich in dem Wohnstübchen neben Albrechts Zimmer angesiedelt. Dort hatte man für den älteren Brandow ein Bett aufgeschlagen, und wenn man dort eintrat, so glaubte man nicht mehr in dem vornehmen, stillen, sauberen Haus der Frau von Ahlefeld zu sein.

Wo Onkel Hans hinkam, wurde es „gemütlich“. Nur daß das, was er mit Gemütlichkeit bezeichnete, andern als verräucherte Unordnung erschien. Cigarrenasche überall, Flaschen und Gläser auf dem Tisch, auf dem Estrich die Spuren von Stiefeln, die den Straßenstaub mit hereingebracht hatten.

Daß Onkel Hans gern redselige Sitzungen bei einer Flasche leichten Rotwein hielt, ward zum Glücke für den armen Brandow, dessen Körper bei zu jähem Wechsel der Lebensgewohnheiten zusammengebrochen sein würde. Dies bedachte auch Onkel Hans ganz sorgsam. Er drückte Albrecht manchmal heimlich die Hand und flüsterte: „So pöhapöh, mein Junge. Es macht sich.“ Aber leider war Onkel Hans nicht immer da; er ging aus, um Neuigkeiten einzuholen, beschaffte aus Albrechts Wohnung, was der nötig hatte und konnte doch auch seine alten Freunde an ihrem Stammtisch bei Lutter & Wegner nicht ganz im Stich lassen.

Und dann kam Albrecht vor Aufregung fast um.

Sein Vater konnte irgend etwas thun, was der Frau des Hauses, was Lena nicht gefiel. Wie sollten denn auch sie Geduld mit ihm haben.

Sie konnten vielleicht über ihn lächeln, sich untereinander über diesen lästigen Anhang des Schwiegersohnes beklagen, Claudinens Los bejammern.

Obwohl Albrechts Verstand ihm ganz klar sagte, daß die Frauen mit ihrem vollkommenen Zartgefühl kaum untereinander über seinen Vater sprechen würden, konnte er dennoch seine Angst nicht bemeistern.

Wenn sie es auch nur dächten — jede heimlich in ihrem Herzen für sich — das war schon genug, schon zu viel.

Sein Vater mißachtet! Derselbe Mann, welcher ihm als der Inbegriff alles Ritterlichen, Edeln, Schönen erschienen war, als er sich einst, ein Knabe noch, an seine Knie geschmiegt.

Die schwersten Schmerzen folterten ihn: die Scham eines stolzen Herzens, das seine geheimen Leiden auf den Markt gezerrt sieht.

Solange er, der Sohn, allein um den Niedergang des Vaters wußte, hatte seine Seele nur Barmherzigkeit und Sorge gefühlt. Jetzt kam ein unnennbares Etwas hinzu, das sich oft fast wie ein Zorn ausnahm gegen die, welche Zeugen seiner Schmerzen wurden. Er wußte, Claudine hatte aus Liebe gehandelt, als sie den einsamen Mann hierher geholt; er wußte, daß sein Vater, in diesen Tagen ganz haltlos der wechselnden Gesellschaft von leichtsinnigen, oder eigennützigen oder unverständigen Männern preisgegeben, sicher den letzten Stoß empfangen haben würde; er wußte, daß das Hiersein Rettung für ihn bedeutete.

Und doch hätte er sein Leben darum gegeben, wenn er seinen Vater jetzt noch den Augen der Frau von Ahlefeld, denen Lenas hätte entziehen können. Beiden mußte sein Vater unerträglich sein. Der ersteren ihrer ganzen Art nach und Lena vielleicht um der Schwester willen, welcher sie ein schattenloses Glück gegönnt hätte.

Auch liebte Lena, weil sie selbst ein sehr gärender Mensch war, das Harmonische über alles.

Sie hatte einmal vor Albrecht gesagt, daß ihr Moral Ästhetik und daß das Schöne auch immer ein Gutes sei.

Albrecht hatte es wohl behalten, denn er hatte ihr damals, an seinen Vater denkend, gesagt, daß sich die Linien eines edeln Bauwerkes zuweilen unter allerlei Dornengestrüpp verbergen und daß so auch das Gute zuweilen überwirrt sein könne von allerlei wilden Schößlingen, darunter ein liebevolles Auge aber doch die reinen und ursprünglichen Linien erkenne.

Er zermarterte sein Gehirn, wie sein Vater fort von hier könne, ohne der Unsicherheit und neuer Versuchung preisgegeben zu sein.

Ja, er sann mit immer sich steigerndem Wunsch darüber nach, wie er selbst fort könne von hier. Dies wagte sich aber nicht fort von seinen Lippen. Denn wie sollte er fort können, ohne Claudine zu kränken durch seine Flucht. Und wie sollte er fliehen und Claudine lassen?

Der Gedanke, sich von ihr zu trennen, schien ihm unfaßbar.

Wohin auch? In das Militärlazarett? Seinem Regimente nach?

Aus Claudinens Pflege in die eines Wärters? Das Regiment würde ihn als noch Fiebernden sofort zurückschieben.

Wohin, wohin?

Den Urlaub benutzen und Berlin, Deutschland verlassen?

Das war es. Daran klammerte seine Seele sich und schien sich aufzurichten.

Aber wie das in Worte kleiden? Wie das aussprechen. —

Einmal war er ans Fenster getreten, um einen Atemzug frischer Luft einzusaugen.

Da fiel sein Auge auf das Haus gegenüber. Dort, in jener Nische hatte er gestanden als ein Fahnenflüchtiger und ein Feiger. Er hatte die Sache seines Königs verlassen, weil er unter den Feinden seinen Vater erblickt. Er fühlte, er fühlte es mit jedem Tage deutlicher: auch wenn die Kugel aus seines Vaters Gewehr ihn nicht getroffen, wenn er diese Wunde nicht empfangen haben würde — er hätte sich entwaffnet gefühlt. Mochten die andern reden und reden und sagen, daß die Wunde ihn kampfunfähig gemacht: vor seinem eignen Gewissen war er aus der Schlacht geflohen! Nun fiel der Name Bernhard Claudius an sein Ohr.

Er kannte den Mann nur wenig. Aber wenn er ihm begegnet war, hatte er immer das Gefühl hinweg-

genommen, einer sehr abgeklärten Natur gegenüber gestanden zu haben.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, sprach er:

„Ich möchte Claudius sprechen."

Die Schwestern sahen sich an.

„Auch du," sagte Lena mit einem gemachten Seufzer, „es scheint, daß seine sanft träufelnde Rede auf alle Wunden, unterschiedslos, heilenden Balsam ergießt."

„Ich habe früher nie gewußt, daß Lena so mokant ist," sprach Albrecht, als sie gegangen war, den Pastor von der Mama fortzuholen.

„Sie ist es nur gegen Onkel Claudius," sagte Claudine, „und da ist es erkünstelt. Gewiß, sie hat eine Neigung zur Kritik. Aber der Pastor steht doch über derselben. Vielleicht, weil sie das fühlt und sie das ärgert, thut sie so, als verspotte sie ihn. Glaube aber kein Wort davon."

„Aber warum die Maske?"

„Spiel!" sprach Claudine. Sie ward verlegen, sie mochte mit Albrecht nicht von dem sprechen, was sie dachte. Es war so zart — —

„Herr Pastor," sprach Lena und streckte ihr Näschen durch die Thürspalte. „Albrecht bittet Sie. Ich glaube, er will Ihnen sein Herz ausschütten."

Frau von Ahlefeld fühlte eine herzliche Aufwallung für Albrecht.

„Der arme liebe Mann," sprach sie mit innigem Ton, „er leidet schwer. Aber er greift nach der rechten Hand! Das beweist sein gesundes Gefühl. Gehen Sie,

lieber Freund, helfen Sie ihm mit Ihrem wunderbar kräftigen Wort."

„Guten Tag, Lena," sagte Bernhard Claudius, als sie durch das Eßzimmer schritten und Lena neben ihm herging, die Hände auf dem Rücken.

„Tag," antwortete sie kurz.

„Die Gewohnheit, mir die Hand zu geben, haben Sie gänzlich abgelegt."

„Ich bin ja kein Kind mehr, welches dem Onkel Vormund artig das Patschhändchen geben muß," sagte sie mit dem gleichmütigsten Gesicht. „Hier sind Albrecht und Claudine, Dina und ich sollen wohl verduften. Wollen Sie auch die Bibel haben, Herr Pastor, um Albrecht gehörig zu sermonieren?"

Bernhard Claudius, dessen höfliches Gesicht mit dem etwas ermüdeten Ausdruck, den es noch vor fünf Minuten gehabt, sich geradezu verwandelt hatte und von Jugendlichkeit und Leben durchgeistigt schien, sah mit seinen blauen Augen fest Lena an.

Ihre Blicke flohen nach rechts und links ab.

„Lena!" sagte er nur.

Sie wurde dunkelrot. Ihre Lippen zuckten. Aber trotzig trat sie an das Fenster.

„Ich bitte euch, hier zu bleiben," sagte Albrecht.

Er wollte etwas aussprechen, das der Heißgeliebten wehe thun konnte.

Rohe Seelen finden den Mut, jemand zu verwunden, leichter in der Einsamkeit, unter vier Augen.

Ein feinfühliges Gemüt bedarf dazu der Zeugen, die er gleichsam darüber anrufen kann, daß die Verwundung unvermeidlich war, die als Richter und als Tröster dienen können.

Er streckte die Hand nach Claudius aus. „Sie haben Dina lieb. So fühle auch ich mich Ihnen nahe, kann ich das?“

Claudius drückte ihm fest die Hand. „Brüderlich nahe!“ sagte er voll Herzlichkeit.

Lena am Fenster dachte: warum sagte er nicht „väterlich“ nahe, wenn er doch unser Stiefvater werden will.

„Während mein Herz von der heiligsten Dankbarkeit brennt, denke ich das scheinbar Undankbarste,“ sprach Albrecht kurz atmend; „während man mich mit der wundervollsten Liebe umgibt, mich und den armen alten Mann, denke ich daran, dieser Liebe zu entfliehen. Alles ist mir unerträglich. Die Güte, denn ich kann sie nicht vergelten. Die Liebe, denn mein Vater und ich müssen sie hinnehmen wie Schwächlinge. All meine Männlichkeit ist von mir genommen. Die Erinnerungen jener Nacht vergiften das Dasein. Ich fühle mich als Feigling, als Flüchtling. Die Mauern selbst scheinen verächtlich auf mich niederzublicken, waren sie doch Zeugen meiner Flucht. Anstatt selber Glück und Ehre geben zu können, anstatt hohe Güter der Geliebten zu Füßen legen zu dürfen, bin ich ein Gegenstand ihrer Barmherzigkeit, bringe ich ihr Unglück und Unehre als Morgengabe. Wohl war ich arm, als ich zuerst um sie warb, aber meine Zukunft lag verheißungsvoll vor mir; durch tapfere

Pflichterfüllung konnte ich in meiner Laufbahn steigen. Wohl kannte ich das heimliche Elend meines Vaters, aber ich durfte hoffen, den teuren Mann an dem Frieden meines Herdes wieder genesen zu sehen, in der Stille. Nun aber ist alles hinausgezerrt in das grelle Licht. Das Mitleid spürt meinen Leiden nach bis in die geheimsten Falten."

Er machte erschöpft eine Pause. Claudine, die neben ihm saß, sah still erwartend vor sich nieder. Es schien beinah, als sei sie weder überrascht noch gekränkt.

„Wie klug er zuhört," dachte Lena und verwandte kein Auge von Bernhard Claudius, „so gesammelt, mit wie wachen Geisteskräften."

„Und deshalb muß ich fort," setzte Albrecht hinzu. „Vielleicht werden die Frauen es nicht begreifen, vielleicht thue ich ihnen weh, besonders dir, Claudine. Sie aber, Herr Pastor, Sie als Mann werden es mir nachfühlen, daß ich an all den Demütigungen, die ich durch das Geschick erlitten, zu Grunde gehen muß. Ich will mich befreien davon. Ich will wieder ich selbst werden. In einer neuen Umgebung meinen Stolz, meinen Mut, mein Selbstvertrauen wiederfinden und vor allen Dingen suchen zu vergessen — zu vergessen."

„Aber deine Wunde!" rief Claudine.

„Sie wird heilen, auch anderswo. Es ist nur eine Fleischwunde. Das Fieber, das mich verzehrt, kommt nicht von ihr. Es hat da seinen Sitz — da!"

Er schlug sich gegen die Brust.

„Sie wollen Claudine und Ihren Vater verlassen?“ fragte Claudius. „Sie wollen ihn hier unter ihrer Obhut lassen?“

„O nein,“ sagte er hastig, während ein tiefes Rot über sein Gesicht ging, „das nicht. Mein Vater soll mit mir.“

Begriffen sie denn nicht, daß er es fern von hier erst recht nicht ertragen würde, seinen Vater der Beobachtung der Frau von Ahlefeld ausgesetzt zu sehen?

„Die Gründe Ihres Unglücksgefühls, lieber Herr von Brandow,“ begann Claudius sanft, „sind ohne Zweifel seelischer Natur. Aber für ihre Fortdauer, für die Unmöglichkeit, sie zu besiegen, müssen sie uns schon gestatten, auch körperliche Ursachen anzunehmen. Sie schätzen die Wunde gering. Vielleicht ist sie auch unbedeutend. Hierin müssen wir uns auf den Arzt verlassen. Aber wenn sie morgen oder übermorgen auch geheilt sein kann, heute legt sie Ihnen noch die Unerträglichkeiten des Krankseins auf — für energische Männer stets ein Zustand der Qual. Sie fühlen sich als Gefangener, müssen sich pflegen lassen. Das macht Sie mutlos und ungeduldig.“

„So will mich denn keiner verstehen, keiner!“ rief Albrecht verzweifelt. „Fühlt denn niemand, daß ich zu Grunde gehen werde an der Scham, an der Erinnerung, an der Sorge! Kann hier nicht jeden Tag ein Ungefähr meinen Vater verraten, daß er es war, er, der mich anschoß! Kann es nicht meinen Kameraden bekannt werden! Ihr schweigt, und mein Oberst schweigt. Aber

wer weiß, ob nicht jener Augenblick Zeugen hatte? Wenn ich genesen bin, heiter und mich selbst wiedergefunden habe, wenn mein Vater wieder der ist, welcher er einst war — dann mag entdeckt werden, was will — aber jetzt, jetzt wäre es sein Tod. O mein Gott, ist dies denn nicht alles so einfach? Und doch versteht ihr mich nicht."

„Ich verstehe dich!" sprach Claudine stark. „Ja, wir wollen fort von hier, fort aus Berlin."

„Wir — wir —" wiederholte Lena, während Albrecht die Geliebte anstarrte.

„Nun ja, wir! Du denkst doch nicht, daß ich Albrecht verlassen werde, jetzt und so?" fragte Claudine.

„Du kannst doch als seine Braut nicht mit ihm reisen," rief Lena, „das erlaubt Mama nicht."

„Ich bin mündig. Und ich weiß, schließlich erlaubt Mama doch alles. Und wenn ich nicht als seine Braut mit ihm gehen kann, werde ich es als sein Weib thun!" sprach Claudine fest.

„Claudine!" rief Albrecht erschüttert. Sie sah ihn aber gar nicht an, sondern sprach weiter:

„Sie, Onkel Pastor, müssen uns trauen, heute oder morgen. Sie müssen es Mama verständlich machen. Sie müssen mir helfen alle äußerlichen Angelegenheiten ordnen."

Bernhard Claudius wurde blaß.

„Sie fordern viel von mir, Claudine! Heute oder morgen soll ich Sie trauen! Und soll alle Formalitäten umgehen," sagte er.

„Ich denke mir, für dergleichen läßt sich nachträglich noch viel, ja alles machen. Sie werden mit der Kirchenbehörde sprechen, es wird Dispense geben. Es muß dergleichen geben. In Zeiten, wie diese sind, wo alle Ordnung gelöst ist, wird doch die Stimme der Menschlichkeit vor der des Gesetzes gehört werden," rief Claudine.

Lena kam heran und fiel ihr um den Hals, stumm, aber sie heftig pressend, wie jemand, der einen leidenschaftlichen Gefühlsausbruch gewaltsam unterdrückt.

Und Albrecht hielt mit seiner Linken die herabhängende Hand Claudinens umklammert und küßte sie immerfort.

Pastor Claudius schritt einigemal im Zimmer hin und her. Schwere Gedanken arbeiteten in ihm.

Als er endlich still stand, wandten sich ihm alle zu, bebende Erwartung im Herzen. Es war Lena, als solle sie ihr eignes Schicksal von seinen Lippen hören. Er atmete tief auf. Und sehr merkwürdig: er sah Lena an als er sprach, als spreche er hauptsächlich zu ihr. Ein hoher Ernst leuchtete von seiner Stirn. „Ich will thun, was Claudine begehrt. Ich will es thun, obschon ich eurer Mutter, meiner langjährigen Freundin, dadurch heftige Aufregungen bereite. Ich will es thun, obgleich ich eine weiß, die durch Claudinens schnelle Heirat sehr, sehr einsam wird."

Ein Zucken ging über Lenas Gesicht. Ein kurzer Laut kam aus ihrem Munde, wie ein unterdrücktes Aufschluchzen. Dazu stampfte sie kurz mit dem Fuß auf und drehte sich schnell um.

„Aber heute, meine Lieben, kann es nicht sein. Ernste Geschäfte liegen auf mir. Die Toten vom achtzehnten wollen erst begraben sein. Morgen früh wird man die Särge der Gefallenen vor der Neuen Kirche am Gendarmenmarkt einsegnen. Die ganze Geistlichkeit wird zugegen sein. Heute nachmittag habe ich zwei andre Tote zu Grabe zu geleiten, deren Angehörige sie in ihren Familiengrüften beisetzen wollen. Morgen abend, liebe Claudine! Dann können Sie übermorgen früh mit Ihrem Gatten und seinem Vater fortreisen."

Claudine war keines Wortes mächtig. Sie legte ihren Kopf an die Schulter des Freundes und blieb so einige Augenblicke in stummer Bewegung.

„Ich will sofort zur Mutter gehen," sagte Claudius und streichelte ihr sanft beruhigend das Haar. „Es wird auch gut sein, den Oberst dazu zu holen, dann ist es ein Gespräch."

„Ach, Onkel Hans!" sagte Lena und lächelte, obschon ihre Lider rot waren und auch ihre Wangen eine verräterische Röte zeigten, „wo ist der! Der hat Albrechts Vater an den Arm genommen und zieht mit ihm herum. Der König hält eine Auffahrt, mit der schwarz-rot-goldnen Fahne heißt es. Und Onkel Hans muß dabei sein. Er will eine Genugthuung fühlen, sagt er, er ist es sich schuldig, sagt er, nachdem ihn neulich seine eignen Dragoner verfolgt haben. Wieso er darin nun eine Genugthuung findet, ist sein unerklärtes Geheimnis. — Kommen Sie, Herr Pastor — ich geh mit Ihnen zu Mama."

Sie dachte nicht daran, mitzugehen. Sie wollte nur einen schicklichen Abgang finden, denn sie fühlte, in diesem heiligen Augenblick mußten Claudine und Albrecht allein sein.

Daher verließ sie auch auf dem Weg zum Wohnzimmer Claudius ganz unerwartet und lief in ihre eigne Stube.

Dort warf sie sich aufs Bett und weinte laut und wild.

Dieser Augenblick hatte ihr gezeigt, daß die Schwester ihr verloren gegangen war. Die Liebe zum fremden Mann hatte in Claudine die Liebe zur Schwester ganz zurücktreten lassen.

Sie ging mit ihm, ohne Besinnen, ohne daran zu denken, daß Lena allein zurückblieb.

Allein, trotz der Mutter.

Denn die Mutter ward von den Töchtern geliebt wie man einen kostbaren, schönen Luxusgegenstand liebt, den man um alles in der Welt nicht verlieren oder gar nur verletzen will. Das tägliche Brot der Liebe gab sie ihnen nicht.

Zerriß es denn Claudinen gar nicht das Herz, von der Schwester zu lassen, deren Leben seit dem ersten Atemzug mit dem ihrigen verknüpft gewesen?

Hatte doch selbst Er eine Mitleidsempfindung dafür gehabt.

Ihre Thränen flossen heftiger.

Und eine qualvolle Eifersucht auf Albrecht zerfleischte ihr Herz.

Der hatte ihr Claudinens Liebe genommen — erst jetzt begriff sie es und konnte nicht fassen, daß sie bis dahin die Verlobung der Schwester nur so angesehen, als habe sie selbst dadurch einen Bruder gewonnen.

Ein Trennungsgefühl war gar nicht aufgekommen. Die Heirat war ein so ferner unbestimmter Begriff, die Voraussetzung so selbstverständlich, daß Claudine in der Stadt bleibe, daß man sich täglich sehen würde.

Durch die schnelle Verbindung und die dann folgende Abreise ward erst ganz klar, daß die Verlobung ihr die Schwester geraubt hatte. Die Zukunft schien so unsicher. Würde man sich überhaupt jemals wiedersehen?

Alles schien zu Ende: das friedliche Kinderglück des schwesterlichen Zusammenlebens, jede Hoffnung auf eine schöne Zukunft.

Und Lena weinte immer mehr. —

Als sie nach zwei Stunden wieder zum Vorschein kam, trug sie das Näschen besonders hoch und sah durch ihre Brille so hochmütig in die Welt, als sei ihr alles, was in derselben vorgehe, ungeheuer gleichgültig.

Ein kühles und erkältendes Element war auch gerade sehr nötig, denn die heißen Wogen der Erregung gingen hoch im Hause.

Alle Welt hatte den Kopf verloren. Die Mama, welche die Haltung bewahren wollte, die Claudius von ihr erwartete, hatte sehr viel mit sich selbst zu thun und versuchte dazwischen doch an notwendige Dinge zu denken. Das Mädchen und der alte Jakob liefen hin und her,

trugen Koffer vom Boden, schleppten mit Kleidern und Wäsche und standen einander im Wege.

„Gott sei Dank. Es gibt hier zu thun," dachte Lena; daß eine so beschleunigte Abreise und Vermählung auch einige Vorbereitung brauchte, hatte sie ganz vergessen gehabt. Nun nahm sie mit kühler Ruhe die Sache in die Hand und stellte der Mama vor, daß sie doch Ruhe und Sammlung brauche und sich nur zurückziehen möge.

Frau von Ahlefeld seufzte befriedigt. „Ach, mein liebes Kind, ich habe mich gefügt, weil Claudius es so wollte. Ich darf sagen, er war freudig überrascht durch meine Haltung. Nun will ich auch konsequent sein. Wir wollen thun, was wir noch vermögen, die Trauung würdig, die Reise bequem zu machen. Ach, Lena, daß wir Claudine so verlieren sollen, gerade sie, auf die ich so stolze Hoffnungen gesetzt hatte!"

Lena führte die Mama in ihr Zimmer, streichelte ihr die Wange und sagte:

„Suche du nur einen Bibelspruch aus und schicke ihn Claudius hin, damit er ihn in die Traurede einflechte."

„Du bist ein gutes Kind!" sprach die Mutter dankbar.

Lena verdiente das Lob in diesem Augenblick gar nicht, das wußte sie wohl, denn sie hatte die Idee mit dem Bibelspruch der Mutter nur so hingeworfen, um sie angenehm empfindsam zu beschäftigen.

Endlich kam auch Onkel Hans nach Haus, sehr animiert und sehr laut. Auch der stille Mann neben ihm

sah ein wenig belebter und wohler aus als sonst. Sie hatten alles gesehen, waren dabei gewesen, als der König zu den Studenten, welche anstatt des Militärs die Wachen besetzt hielten, schmeichelhafte Worte gesprochen, und hatten dann bei Lutter & Wegner eine Flasche Wein auf die baldige Rückkehr der Soldaten getrunken. Denn seit Onkel Hans Männer in bürgerlichen Röcken hatte auf die Wache ziehen sehen, war sein altes Soldatenherz wieder munter geworden. Er hatte vergeben und vergessen, daß „seine eignen" Dragoner ihn beinah überritten hätten. Der Anblick zwanglos umherstehender Männer mit Studentenmützen und nachlässig geschulterten Gewehren hatte ihn ganz aufgeheitert. Hiernach schien es ihm selbstverständlich, daß die Ordnung der Dinge schnell wiederkehren müsse. Was sollte sonst aus einem Staat werden, in dem sogar auf der Wache kein militärischer Comment mehr herrschte?

Man sah es, während er so sprach, vorerst niemand zu Worte kommen lassend, daß der alte Brandow ihm zuhörte, wie ein Kind dem Lehrer, daß der hilflose Geist des verkümmerten Mannes in rührender Ergebenheit an Onkel Hans hing. Und Onkel Hans ging auch mit ihm um, als ob er sein Junge wäre, den er bevormunden müsse.

Als der Oberst dann die große Neuigkeit erfuhr, ward er ganz enthusiasmiert.

„Zu meinen Zeiten, so in den großen Befreiungskriegen, da hab' ich euch mehr als ein Paar vor der Trommel trauen sehen. Das war der Altar, das

Predigtbuch unsres Feldpredigers lag darauf. Da hieß es einfach: ‚Euer Name? Ihr liebt euch? Gott segne euch!‘ Und dann ging der Mann hinaus in die Schlacht, und das Weib zog heim, den Sieger zu erwarten — oder den Witwenschleier, wie es gerade fiel. Das waren euch Zeiten! Da verstand man sich aufs Opfern. Claudine wär' so ein Frauenzimmer gewesen für jene Tage. Donnerwetter! Nimmt das so auf sich — hin — hinaus in die Welt, mit den zwei Männern, — beide krank — beide so — so — Na —"

Er räusperte sich heftig.

„Claudine," vollendete er von Rührung überwältigt, „ich führe dich zum Altar. An meinem seligen Kleinen seine Stelle. Aus meinen Händen soll er dich haben. Und, werd' ich sagen, wenn du sie mir nicht glücklich machst — —"

Die Drohung, was dann mit Albrecht geschehen solle, blieb unausgesprochen.

Onkel Hans war von diesem Augenblick an ungeheuer beschäftigt, ohne daß ihm selbst klar war noch irgend jemand klar ward, was er eigentlich zu thun hatte.

Frau von Ahlefeld hingegen war ganz überrascht, daß die Sache sich so glatt und einfach abwickelte. Wie schnell waren ein paar Koffer gepackt, wie schnell alle Vorbereitungen für die Trauung getroffen.

Daß Lenas schnelle und sichere Hand hierbei so fördernd wirkte, kam ihr nicht zum Bewußtsein. Aber weil die kleinen Hausstandsfragen sich glatt löſten, erschien der Mutter auch die große Frage der Zukunft viel weniger schwierig.

Es gibt Naturen, die so sehr von den geringfügigen Begleiterscheinungen eines Ereignisses oder eines Unternehmens abhängen, daß ihnen der Mut abhanden kommt, den Berg zu erklimmen, wenn die ersten, im Weg liegenden Steine etwas unbequem zu überwinden sind, und die umgekehrt die Ersteigung höchster Gipfel nicht mehr für mühevoll halten, wenn die ersten Schritte auf glatter Bahn vorwärts gehen.

So kam denn Frau von Ahlefeld während der nächsten vierundzwanzig Stunden zu der Überzeugung, daß der Mensch im allgemeinen, und speciell sie, sich immer zu viel Sorge mache.

Eine Überzeugung freilich, von der man nicht wußte, ob sie noch über die entscheidende Stunde hinaus vorhalten werde, denn das Gemüt der Frau war wie von Wachs, jede Situation prägte einen andern Stempel hinein. Für jetzt aber erleichterte die Stimmung der Mutter den Schwestern sehr die Lage. Sie waren beide so beschäftigt, daß sie sich dankbar fühlten, keinen langen Erörterungen standhalten zu müssen.

Lena arbeitete wie eine Magd und beinah schien es, als nähme sie keine Notiz von der Schwester, für die sie sich so abmühte. Es schien, als gehe sie ihr feindlich oder — vorsichtig aus dem Wege. Jedenfalls vermied sie Gespräche unter vier Augen. Claudine bemerkte das kaum, sie hatte nur den einen Gedanken, wie man Albrecht die Reise erleichtern könne. Zwar schien seine Wunde gut zu heilen, aber die Unruhe seines Wesens blieb fieberhaft. So kam der Abend des Zweiund-

zwanzigsten überschnell heran. Alles war bereit, Onkel Hans seufzte erleichtert auf, wie von einer mit großer Arbeit verbunden gewesenen Hetzerei befreit.

Im Wohnzimmer hatte man einen Altar hergerichtet, gerade unter dem Bild der Mutter, wo sonst das Sofa stand. Über das Bild war ein weißes Tuch gehängt, mit erstem Grün geschmückt und zierlich drapiert. Auf dem Altar darunter standen große Armleuchter, dazwischen lag eine Bibel. Auch das übrige Zimmer war mit Pflanzengruppen geziert. Alexander von Humboldt hatte von seiner Säule weichen müssen, damit die große Astrallampe darauf Platz fände. Das Brautpaar wußte nichts von diesen schönen Vorbereitungen.

Es war noch in stiller Sammlung bei einander und harrte des Rufes.

Die Trauzeugen aber standen bereit. Onkel Hans in voller Uniform, mit dem eisernen Kreuz an der Brust, in verhaltener Unruhe sich fortwährend bewegend. Ruprecht von Brandow, festlich gekleidet, mit träumerischen Blicken auf den Altar schauend, und die Mutter, die in ihrem Staatskleide von rauschender Seide sehr vornehm, sehr gefaßt in einem Lehnsessel vor der Wand saß. Nun kam auch Lena herein, die war sehr bleich, ja sie sah elend aus. Sie überflog noch einmal das Zimmer prüfend, zupfte ein wenig an ihrem Kleid zurecht, stellte sich neben die Mutter auf und wartete.

Frau von Ahlefeld hätte gern eine Frage an Lena gerichtet; sie war besorgt, ob das weiße Kleid, welches man schnell für Claudine zurecht gemacht hatte, ihr auch

sitze, denn eben dieses Kleid war in halbfertigem Zustand vorrätig und für Lena bestimmt gewesen, die es demnächst auf einem Fest hatte tragen wollen; die ernsten Ereignisse aber hatten alle Gedanken an Feste und Festkleider weggewischt gehabt. Doch fand sie es nicht schicklich, jetzt nach einer so weltlichen Sache zu fragen, und unterdrückte ihre Neugier.

Niemand sprach ein Wort.

Man hörte die Hausthür gehen. Lena faßte sich fest an die Lehne des Stuhles, von welchem ihre Mutter sich sogleich erhob. Es war Pastor Bernhard Claudius, der gekommen sein mußte. Einige Minuten später trat er dann ein, hinter ihm die Dienerschaft, die bescheiden an der Thür blieb, um bei der heiligen Handlung zugegen zu sein.

Er sah sehr ernst aus. Sein priesterliches Gewand veränderte den Eindruck seiner Erscheinung gegen sonst fast gar nicht. Die ruhige Haltung seines Auftretens war immer dieselbe imponierende.

Sein Eintritt war das Zeichen zum Beginn der Rührung.

Nicht etwa, als ob Frau Edith irgend eine Empfindung heuchelte, oder bis jetzt gewaltsam zurückgehalten hätte, nein, der Anblick des priesterlich gekleideten Freundes bewies einfach, daß nun Wirklichkeit werde, was bis dahin trotz aller greifbaren Vorbereitungen nur wie ein Traum gewesen war.

So kann man sich tagelang auf das Wiedersehen mit einem geliebten Menschen, so kann man sich lange

auf den Tod eines teuren Familienmitgliedes vorbereiten. Die Erfüllung ist doch zugleich Überraschung, weil die Erregung selbst größer ist, als alle Vorstellung davon und immer, im Schmerz und in der Freude, etwas Offenbarendes hat.

Sogar Onkel Hans fühlte beim Anblick des geistlichen Freundes, daß ihm windelweich und gar nicht gut zu Mute ward.

Claudius küßte Frau von Ahlefeld ehrerbietig die Hand, während sie mit der Linken ihr Gesicht hinter dem Taschentuch verbarg, dann reichte er Lena die Rechte. Sie legte ihre eiskalte Hand in die seine und sah nicht empor zu ihm. Aber er sah, daß ein fröstelndes Zittern durch ihre Gestalt ging. Er nahm noch seine andre Hand dazu und preßte die kleinen, kalten Finger, als wolle er sie wärmen. Lena ließ es geschehen. Es war, als habe der Trotz sie verlassen.

Onkel Hans flüsterte ihm zu, daß er das Brautpaar holen werde. Warum er so leise sprach, blieb unverständlich, aber ein lautes Wort wäre ihm jetzt nicht aus der Kehle gekommen.

Er schlich auf den Zehen hinaus.

Claudius trat vor den Altar. Heiliges Schweigen herrschte.

Dann hörte man Schritte und ein Rauschen. Onkel Hans kam herein, hoch aufgerichtet und sehr würdevoll. An seinem Arm schritt Claudine einher. Sie war weiß wie ihr Kleid und mit dem schmalen grünen Kranz auf dem Haar und dem weißen Schleier von Spitzen, der

zu beiden Seiten des Angesichts niederfloß, hatte ihre Erscheinung etwas Klösterliches, Strenges, so daß sie gegen sonst ganz verwandelt schien. Ihre Blicke blieben gesenkt.

Albrecht folgte ihnen. Er trug seinen Waffenrock und den Arm in der Binde. Auch er war bleich, sein Blick ging schnell suchend umher.

Vielleicht hatte er gedacht doch einen von seinen treuen, lieben Kameraden hier zu finden. Umsonst. Sie hatten ihn verlassen und ausgestoßen. Daß sein Regiment mit allen andern Garderegimentern die Stadt verlassen hatte, vergaß er in diesem kurzen Anblick des Suchens und aller Enttäuschung.

Vor dem Altar trat Onkel Hans mit einer ernsten Verneigung zurück und ließ Albrecht sich neben Claudine aufstellen.

Er selbst blieb mit dem Vater Albrechts als Trauzeugen in gemessener Haltung seitwärts stehen.

Mitten in ihrer Ergriffenheit beobachtete Frau von Ahlefeld mit Erstaunen, wieviel hoheitsvolle Würde ihr Schwager an den Tag legen konnte, ganz wie in alten Tagen, wenn er zu repräsentieren hatte, oder sein Regiment führte.

Lena sah das Brautpaar und den Mann, der es verbinden sollte, nur wie durch einen Nebelflor. Ihre ganze Seele horchte. Was würde er sagen!

Und er erhob seine warme, volle Stimme. Er sprach so gar nicht schönrednerisch, so ganz voll klarer, ruhiger Einfachheit, wie sein Wesen immer war.

Von der paulinischen Liebe redete er und ihrer Wunderkraft.

„Nicht jedem Herzen," sagte er, „ist der Mut zur Liebe gegeben. Manches trachtet sich zu verbergen, es ist zu feig, um an das Wunder, das Gott erweckend an ihm vollzogen, zu glauben; ein andres wieder ist zu sehr erfüllt von dem Trotz der Persönlichkeit, die sich nicht in Demut dem zwingenden Gefühl ergeben will; viele sind erfüllt von Mißtrauen oder nicht gesund genug, um die eignen Fehler zu besiegen, die das Glück, sich selbst aufzugeben, um sich in einem andern wiederzufinden, verhindern; und noch andre gibt es, die glauben im Lernen und Wissen sich selbst vergessen zu können. Sie alle hat der Apostel gemeint, als er von dem tönenden Erz und der klingenden Schelle sprach. Ihnen allen mag freilich scheinbar das Glück des Lebens beschieden sein, denn Ehre, Macht, Wissen, Ruhm lassen sich mit kaltem Blut erringen und mit selbstischer Gesinnung festhalten. Aber das wahre, das höchste, das heiligste Glück bleibt ihnen doch verschlossen: das Glück, sich in Liebe hinzuopfern für ein Herz, das ihres Herzens bedarf."

Er sprach von dem erhabenen Beispiel des Erlösers, der sich in Liebe für die ganze Menschheit geopfert habe. Und wenn auch diese ungeheure That des einen für alle von uns armen, kleinen, bescheidenen Menschen nicht nachzuahmen, sondern nur in demütiger Dankbarkeit anzubeten sei, so lehre sie uns dennoch, daß wir den Mut haben dürfen und die Pflicht haben sollen, uns in unserm engen Kreise auch selbst zu vergessen, uns in

Liebe zu opfern, der Nächste dem Nächsten, das Herz dem Herzen, wie das Gefühl, von Gott gegeben, uns zu einander führe.

In Claudinens Herzen wohne der einfache, hohe Mut der Opferkraft und Liebe. In Glanz und Sonnenschein habe ihr Glück begonnen, da sei es eine leichte Kunst gewesen, es zu hegen; nun seien schwere Wolken heraufgezogen und harte Prüfungen gekommen, aber unverzagt schreite Claudine auf dem Wege vorwärts, auf den das Geschick sie verwiesen. So hoher Liebe wohne ein Segen inne, der von Gott komme und dem sein Priestermund nichts hinzufügen könne, als das Gebet; sie möge ihr erhalten bleiben. Denn ihr sei das Glück unverlierbar. Äußeres Ungemach könne kommen, Not und Trübsal, wie der Herr sie auch seinen geliebtesten Kindern nicht erspare. Aber in ihrer Seele werde immer das Licht leuchten, das Gott darin entzündet.

„Denn die Liebe ist stärker als der Tod."

Seine Worte verhallten. Er selbst war bleich vor Erregung, als er nun den Bund vollzog, der das junge, zum freudigen Leben bestimmte Wesen für immer an den Mann schloß, der ernst, blaß und finster neben ihr stand.

Alle weinten. Nur Lena stand und starrte trocknen Auges vor sich hin.

Mitten in die Bewegung hinein, die entstand, als Claudine und Albrecht Mutter und Vater umarmten und als dann Frau von Ahlefeld etwas kühl und mit vorwurfsvoller Miene Herrn Ruprecht von Brandow

die Hand reichte, die dieser aus Schüchternheit nicht küßte, mitten in dieses feierliche Hinundher hinein rief Onkel Hans:

„Pastor, geb'n Sie mir 'nen Kuß! Das haben Sie famos gesagt. Hatte Hand und Fuß."

Er umarmte Bernhard Claudius und man hörte im ganzen Zimmer den knallenden Kuß, den der Pastor auf die Backe bekam.

„Ich kann nu mal die unnatürlichen Salbadereien nich leiden, die mit Bibelsprüchen gespickt sind, wie 'n magerer Braten mit Speck — wird kein nahrhafteres Fleisch davon. Wenn man meiner Minette damals so 'ne Predigt gehalten hätte — so eine wie diese, die einem auf die Knochen geht, da ständ' ich hier auch woll nich als jammervoller Junggesell. Na, gratulier', Frau Schwägerin. Und du, Lena, konnt'st dir auch was hinter die Ohren schreiben, da du nach Claudine wohl von uns die nächste dazu bist. Aber nu man nich heut oder morgen! Hörst du? Du bist nun die alleinige Stütze unsres Alters — mit Permission, Frau Schwägerin, wollt' ich sagen meines Alters, denn Sie sind immer noch die junge, schöne Frau, beinah wie damals. Was Pastor? Also Lena, so ein paar Jährchen bleibst du noch ledig."

Es genierte Onkel Hans nicht, daß niemand zuhörte als der alte Jakob, der vergnügt dazu nickte und lächelte.

Pastor Bernhard Claudius stand vor Lena und sah ihr in die Augen. Ohne den Schutz der gewohnten

Brille waren sie nicht mehr scharf und sicher, die Blicke, sondern verschleiert und weich. Er hatte sie noch nie ohne das Glas gesehen.

Eine merkwürdige Beklemmung kam über ihn. Es war, als ob etwas, das bisher sich immer verborgen gehabt, nun hüllenlos hervorträte. Als sei das Auge nackt geworden.

„Lena," sprach er leise, „ich habe auch für Sie mit gesprochen."

„Das ist Ihr Priesteramt, mit Ihren Worten allen Anwesenden etwas zu geben," sagte sie mit unsicherer Stimme und sah zu Boden.

„Lena," bat er leise, „sehen Sie mich einmal an." Er sehnte sich darnach, ihr noch einmal tief in die Augen zu schauen, die Empfindung zu haben, als seien Schranken gefallen zwischen ihr und ihm.

Sie schüttelte das Haupt.

Onkel Hans trat herzu.

„Hör mal, Lena," rief er, „du hast dich überangestrengt die letzten Tage, du hast ja gar keine Couleur mehr."

In der Tiefe des Zimmers, neben dem Altar, stand Claudine und sprach flüsternd in ihres jungen Gatten Vater hinein. Bald streichelte sie dazu seine Wangen und seine Hand und nahm ihr feines Tüchelein und wischte seine Thränen ab.

Und über sein elendes Gesicht zog langsam ein Schimmer von Freudigkeit.

Albrecht, der daneben an der Wand gelehnt, verbarg die Augen mit der Hand. Auch er hätte weinen mögen,

wie ein Mann und ein Soldat nicht weinen darf: aus Verzweiflung!

Dem herrlichen Geschöpf hätte er Rosen unter die Füße betten mögen, sie in Glanz und Jubel zu hohen Ehren führen, ihr alle Wonnen des Lebens geben mögen. Und nun so — so! Alles von ihr empfangen!

Alles ihr danken! Ihr Mitleid nehmen, das Opfer ihres Lebens!

Claudius hatte etwas in seiner Predigt vergessen! Er hatte nur von dem Mut, sich zu opfern, und von der Kraft, Liebe geben zu können, gesprochen.

Er hätte auch reden müssen von der Kraft, die es erfordert, Opfer zu nehmen! Dazu gehört für einen Mann, der jäh von der Höhe der Jugendfreudigkeit herabgestürzt war, auch Kraft und Mut. Die Kraft der Selbstüberwindung, der Mut der Hoffnung.

Claudine sah seine Haltung. Sie trat schnell auf ihn zu, nahm ihm sanft die Hand von den Augen, sah ihn tief an und sprach:

„Es gibt auch eine Zukunft!“

Mit dem sehenden Gefühl ihres feinen Herzens hatte sie alle seine Gedanken erraten.

Überwältigt zog er sie an sich, den linken Arm fest um sie schlingend.

Onkel Hans dachte schon ein Weilchen darüber nach, wie man aus der hohen Stimmung wieder herauskäme. Es war ihm doch so ein bißchen wie eine Zwangsjacke. Auch spürte er mit einem Male einen starken Hunger.

„Weiß der Deubel," sprach er und klopfte Lena derb auf die Schulter, „mir fällt immer die Rührung auf'n Magen. Sieh mal nach, Kind, ob das Festmahl auch nicht verbrät."

Man that ihm den Willen und ging sofort zu Tisch. Es ward aber ein gar ernstes Hochzeitsmahl. Onkel Hans hielt eine lange Rede auf das junge Ehepaar, eine der konfusesten, gerührtesten Reden seines Lebens und eine der endlosesten dazu.

Und dann, als man sich getrennt, ging Claudine, wie jeden Abend, mit der Schwester in ihre Stube.

Sie entkleideten sich schweigend, Claudine war in tiefen Gedanken und bemerkte die beobachtenden Blicke der Schwester kaum. Sie war früher fertig als Lena und legte sich ins Bett, von der bleischweren Körpermüdigkeit umfangen, welche großen, seelischen Erregungen folgt und die doch durch keinen Schlaf gelöst wird, weil der Geist wach bleibt.

Da warf sich Lena plötzlich über sie.

„Hast du denn keinen Gedanken mehr für mich? Hat der fremde Mann dich mir ganz geraubt!" schrie sie auf und brach in heißes Weinen aus.

Claudine richtete sich erschrocken auf und umarmte die Schwester.

Wenn bei so verschlossenen Naturen, wie bei der Lenas, die Fugen des Wesens sich lösen und die innersten Empfindungen hervorbrechen, hat die Elementargewalt etwas Beängstigendes.

„Niemand auf der ganzen Welt kann mich dir rauben," sagte sie, „wie kommst du auf diese Vorstellung?"

„Weil du nur noch an ihn denkst. Weil du so schnell, so kampflos entschlossen warest, mit ihm zu gehen, uns zu verlassen," rief Lena.

„Ich verlasse euch ja nicht. Wenn man wahrhaft durch Liebe verbunden ist, gibt es keine Trennung. Über Zeit und Fernen bleiben die Seelen bei einander," sprach sie sanft.

Lena trocknete ihre Thränen. „Aber wenn du Albrecht heut so verlassen solltest, wie du morgen uns lässest — würde dir das auch keine Trennung sein?" fragte sie erstaunt.

Claudine dachte eine Weile nach. Ihrem geraden Geist, dem alles Grübeln ein Fremdes war, machte es viel Mühe, eine Selbstverständlichkeit erklären zu sollen.

Ihr war ein wenig zu Mut wie einem Schüler, der plötzlich von den einfachsten Dingen der Welt erfährt, daß sie auch ihre Logik haben und der, weil ihm diese Dinge auch ohne logische Erklärung natürlich und selbstverständlich waren, die ganze Philosophie für einen unsinnigen Gedankenballast ansieht.

„Wenn ich Albrecht so lassen sollte wie ich morgen euch lasse — nein, dann wäre es keine Trennung. Hat Claudius es uns nicht gesagt: die Liebe ist auch noch stärker als der Tod? Auch der Tod ist keine Trennung. Aber siehst du, wenn ich bei euch bliebe oder bei Albrecht bliebe, ungestört ein ganzes Dasein lang, aber in einem

von uns hätte die Liebe aufgehört — dann wären wir getrennt, ob auch unser Leben sich unter einem Dach abspielte."

Sie streichelte der Schwester, der so viel klügeren, verständigeren Schwester liebevoll das Haar.

„Claudine," sagte Lena, ihr Gesicht am Hals der Schwester verbergend, „lehr mich die Kraft, so zu lieben, wie du. Wie soll ich das elendeste aller Gefühle je überwinden, das Mißtrauen in mich selbst, die Eifersucht auf die eigne Mutter! Gott, warum ist sie so schön, so harmonisch, und warum bin ich so häßlich und so schnöde!"

Sie brach abermals in Thränen aus.

Nun aber war es Claudine, deren Augen trocken wurden, deren Atem stockte vor Schreck.

„Du liebst den Pastor!" stammelte sie.

Lena riß sich von ihr los. Sie sprang auf, sie ballte die Hände zu Fäusten und streckte die Arme von sich.

„Wahnsinnig, verzweifelt! Ich hasse mich selbst darum. Es ist ein Gefühl — o mein Gott, mehr schrecklich als schön. Aber ich will es ertöten — — —"

Sie starrte vor sich hin.

Claudine war tief erschüttert. Sie konnte kein Trostwort finden. Denn obzwar sie keineswegs bestimmt glaubte, daß Bernhard Claudius sich um die Mutter bewerbe oder noch jemals bewerben werde, dachte sie doch seit ihrer frühesten Kindheit ganz naiv an den Pastor als an den einstigen Verehrer der Mutter und

war gewöhnt, ihn als einen Mann anzusehen, der wohl niemals heiraten werde und an den sich auch gar keine Mädchenwünsche hinanwagten.

Und diesen Mann, der außerhalb und über aller Leidenschaft zu stehen schien, liebte Lena! Gerade Lena mit ihrem Hang zur Selbstverspottung, zur Härte, zum Zorn, zur Laune — —

Sie wollte dennoch etwas sagen. Irgend ein hilfloses Wort, aber aus dem Lena doch Liebe ersehen sollte.

Da kam Lena ihr zuvor, küßte sie heftig auf die Augen, Stirn, Wangen und rief:

„Kein Wort! Schone meine Wunde! Ich wollte dich nicht ziehen lassen ohne mein Vertrauen. Wir gaben es uns immer gegenseitig. Aber schweige dazu. Deiner Teilnahme bin ich sicher."

So schwieg denn Claudine, und die Nacht verging beiden in schweigsamem Wachen.

Früh forderte der andre Tag viel Mut und gesammelte Gedanken.

Das Ehepaar sollte mit dem Vater nach Dresden reisen. Dorthin ging seit einigen Jahren eine Eisenbahn. Es war der Ort, den man am ehesten außerhalb Preußens erreichen konnte. Denn Albrecht bildete sich ein, daß es in seinem Gemüt Licht werden müsse, wenn er aus der engeren Heimat entflohen sei.

Sie konnten beinah mit der Mühelosigkeit abreisen, wie prinzliche Herrschaften. Pastor Claudius und Onkel Hans hatten alles besorgt: Geld, Urlaub, Pässe. Die

meisten Gänge, die meiste Arbeit hatte zwar der Pastor gehabt, allein Onkel Hans dachte befriedigt, daß man doch mal wieder habe sehen können, daß die Mädchen seines seligen Kleinen ohne ihn nicht fertig werden könnten.

Der Abschied war sonderbar. Albrecht schien bewegter als Claudine.

Ihm kam zum Bewußtsein, was er diesem Haus, dieser Mutter, dieser Schwester nahm, was sie ihm anvertrauten. Eine heiße Dankbarkeit quoll in seinem Herzen auf, und in sein Auge trat es wider seinen Willen, feucht.

Sein Ausdruck befriedigte Frau von Ahlefeld.

Claudine hatte ein fröhliches Gesicht. Ihr Blick allein versenkte sich tief in die Augen der Schwester, als wolle sie sie noch einmal daran mahnen, daß es keine Trennung gebe.

Als der Wagen davon gerollt war — Onkel Hans brachte die Reisenden zum Bahnhof — sprach Frau von Ahlefeld:

„Ich begreife mein Kind nicht. Habe ich so viel Muttertreue bewiesen, um so leicht vergessen zu werden!“

Ihre Stimme bebte mehr von verhaltener Bitterkeit, als von Schmerz über die Trennung.

Claudius sah seine Freundin an, in deren schönes, vornehmes Gesicht die Zeit weder die Spuren von Leiden noch von Gedanken gegraben.

Ihm war es nicht zweifelhaft, in welcher Brust das kühlere Herz wohnte, in der der Mutter oder in der der Tochter.

„Claudine hatte eine heilige Einfalt des Herzens,“ sprach er nur.

Die Mutter verstand nicht, was das Wort ihr sagen wollte. Lena aber verstand es. Und in wahrhaftem Trotz sagte sie scharf:

„Einfalt ist nicht jedermann gegeben. Was kann eine Frau dafür, wenn sie nicht fühlen kann, ohne zugleich zu denken!“

Und Bernhard Claudius sah sie traurig an.

## Achtes Kapitel.

So reisten sie denn in die Welt hinein, diese drei, die ein sich schnell entscheidendes Geschick zusammengeführt hatte.

Ruprecht von Brandow war noch niemals auf der Eisenbahn gefahren, sein Gütchen in der Mark war immer der Schauplatz seines Lebens gewesen, bis er es verkauft hatte, um nach Berlin zu ziehen. Ein Umzug, der mit großen Lastwagen und in einer Postchaise bewerkstelligt wurde. Claudine zwar hatte schon kleine Reisen gemacht, die aber über eine ein- oder zweistündige Eisenbahnfahrt nicht hinausgekommen waren.

So schauten der ältere Mann und die junge Frau wie zwei neugierige Kinder in die Welt hinein.

Das verloren gegangene Gefühl einer Überlegenheit kann für ein krankes Gemüt durch eine ganz zufällige Äußerlichkeit wenigstens für Augenblicke wiederhergestellt werden. Albrecht fand sich ein wenig in die Rolle des Mentors und Erklärers gerückt, weil er schon einmal diese Strecke befahren hatte. Und das that ihm wohl. Freilich nur für Augenblicke, denn in der bittern Selbst-

beobachtung, der er sich seit einiger Zeit ergab, sagte er sich alsbald, daß fortan seine ganze Autorität darin bestehen würde, daß er gelegentlich mehr Weltgewandtheit und Erfahrung zeigen konnte, als seine beiden Reisegefährten besaßen. Er war in einem Irrtum befangen, der bei sehr vielen Männern im Liebes- oder Eheleben vorkommt, bei ihm aber seine ganz natürliche Begründung hatte in den Beobachtungen, welche er an seinen Eltern gemacht; er glaubte, daß mit der Liebe einer Frau, wenn sie dauern solle, auch notwendig ein Demutsgefühl verknüpft sein müsse, daß eine Frau aufhören werde zu lieben, wenn sie in dem Mann nicht auch zugleich den Herrn und Schützer verehren könne. Und ein solches Gefühl konnte er, der im Gemüt Umdüsterte, der körperlich Verwundete, jetzt Claudine doch unmöglich einflößen.

Er wußte noch nicht, daß es eine „Erhabenheit der Liebe“ gibt, die nicht nach männlichen oder weiblichen Vorrechten fragt, nicht über Art und Wesen nachdenkt, sondern nur groß, menschlich und ewig wechselvoll empfindet; wechselvoll, indem sie heute herrschen, morgen dienen kann, heute beschützt und verteidigt und morgen in ergebener Hilflosigkeit sich selber beschützen läßt, die im Mitleid gleicherweise wächst wie im Stolz, und die immer im Geliebten den König sieht, weil er durch die Liebe zum Herrn ihres Geschicks geworden.

Claudine empfand in ihrer Liebe gar keinen Unterschied zwischen Geben und Nehmen. Sie empfand nur das eine — sein! —

Man kam in Dresden an.

War das eine andre Stadt als Berlin? Eine andre Luft? War man über eine Grenze gegangen?

Albrecht erinnerte sich eines Besuches in Dresden, den er vor bald drei Jahren gemacht. Damals hatte er sich einige Urlaubswochen in der Familie von Freunden aufgehalten, und damals hatte ihn fortwährend die Beobachtung gepeinigt, daß er in einer deutschen Stadt die Empfindung haben mußte, in der Fremde zu sein. Es war eine Reise gewesen von Preußen nach Sachsen, eine Reise in ein andres Land, in welchem er andre Interessen, andre Institutionen vorfand.

Und nun schien es, als befinde man sich in der gleichen Atmosphäre, die in Berlin geherrscht. Man war über keine Grenze gegangen!

Man war nicht von Preußen nach Sachsen gereist; man war in Deutschland geblieben.

Albrecht fragte sich voll Erstaunen und voll Schmerz ob dies der Atem der Revolution oder der erste Hauch der Einheit sei, der durch die Lande wehe.

Vielleicht beides zusammen, sagte er sich, denn in den entfesselten Leidenschaften besinnen sich Menschen wie Völker auf ihre guten Kräfte.

Mit heißem Herzklopfen aber dachte er daran, daß sein eignes Blut, vergossen von seinem eignen Vater, an den Ereignissen klebe. Wehe, wenn es umsonst geflossen war.

Von dem Augenblicke an, wo ein schreckliches Unglück ihn aus den Reihen seiner Kameraden gerissen,

hatte sich sein Inneres mit der schnellen Entwickelung, welcher nur leidende Seelen fähig sind, sehr weit von den Formen seines bisherigen Standes entfernt.

Er fühlte, daß er bisher nur Soldat gewesen war, und obschon er in alle Zukunft hinein nie etwas andres hätte sein mögen als Soldat, waren ihm doch jetzt manche Schranken gefallen, und er sah mehr hinaus und hinein in die bewegte Welt der großen Zeitfragen.

Nur fühlte er, daß er das innere Gleichgewicht hier so wenig wiederfinden könne als in Berlin.

An der Wirtstafel, in der Eisenbahn, im Kaffeehaus wie auf den Straßen hörte man nur das eine Thema besprechen: die Tage in Berlin, die Straßenkämpfe und den Stand der innerpolitischen Folgen. Man rühmte sich in Sachsen, auf friedlichem Wege dem Könige konstitutionelle Zugeständnisse abgerungen zu haben, man war gehoben von einer freudigen brüderlichen Stimmung. Und daneben stritt man sich, ob der König recht gethan, dagegen zu protestieren, daß der König von Preußen erklärt habe, sich an die Spitze Deutschlands stellen und den vereinigten Landtag zu einem deutschen Parlament erheben zu wollen. In dem großen Strom der Begeisterung zeigten sich hier und da Strudel und Wirbel; man wollte großdeutsch sein und doch nicht aufhören, Preuße oder Sachse zu bleiben.

Welche Unklarheit! Welches Umhertasten der Gefühle!

Albrecht deuchte es plötzlich, als sähe er, wie alles war: es war, als hätten Säemänner mit großen

Gebärden Saat auf ein noch nicht vorbereitetes Ackerfeld geworfen; es war, als wolle man mit Maschinen ein Gewebe herstellen, wo doch weder die Maschine fertig erbaut, noch die Webekunst gelernt war.

Und dann diese Erzählungen, die er und die Seinen unfreiwillig anhören mußten: die Berliner Straßenkämpfe, ohnehin schon entsetzlich genug, wurden zu schaudervollen und geschmacklosen Anekdoten ausgebeutet. Man berichtete, daß Bruder gegen Bruder, Söhne gegen Väter gekämpft haben sollten.

„Wahr! Wahr!" schrie es in Albrecht auf. Und der nächste heiße Wunsch war: Weiter, immer weiter!

Sie reisten ab. Claudine meldete in einem langen Brief nach Hause, daß Albrecht seine Ruhe nicht eher finden werde, als bis an sein Ohr kein Wort mehr dringe, das ihn an den Schrecken jener Nacht erinnere.

Wieder nahm die Eisenbahn sie auf und führte sie in einem Tage bis nach Reichenbach.

Der ältere Brandow atmete auf, als er hörte, daß man von da aus die Reise zu Wagen fortsetzen solle, denn die vielen und schnell wechselnden neuen Eindrücke ängstigten seinen müden Geist zu sehr.

Und dann war ihm auch die Qual zu groß, stundenlang im engen Eisenbahncoupee neben dem jungen Ehepaar sitzen zu müssen, ohne daß er aussteigen konnte.

Neben dem Wagen konnte man einherwandern. Und die fixe Idee, die ihn plagte, daß er an seinem Durst vergehen müsse, konnte sich beruhigen: im Wandern ver-

mochte er wohl hier und da heimlich Einkehr zu halten, ohne daß Claudine es bemerkte.

Seine Liebe zu ihr konnte sich gar nicht zu einer beglückenden Freiheit entfalten, weil immer das Gefühl einer drückenden Scham dabei war.

Noch hatte die Eisenbahn nicht gelernt, Felsen zu durchbrechen und Gebirge zu überschreiten.

Durch das weit gedehnte, hügelige Voigtland ging die Reise zu Wagen. Das herbe Land mit seiner Schönheit ohne Grazie stand noch im rauhen Vorfrühling. Auf breit hingelagerten Bergzügen wehte in kalten Schauern ein Wind, der die Knospen zurückhielt, keimend hervorzubrechen, der die Sonne verhinderte, letzte Schneespuren aus Klüften und Schattenwinkeln aufzulösen zu quellendem, befruchtendem Tauwasser.

Und doch, die harte Natur that ihnen allen drei wohl.

Die Unbarmherzigkeiten des Menschenlebens machen die Herzen krank; die Unbarmherzigkeiten der Natur entfachen den Mut.

Jetzt drang kein Wort mehr an Albrechts Ohr, das ihm weh thun konnte.

Auch stählte die neue Not, die ihm auferlegt ward, seine Sinne.

Die Wunde, welche in schneller Heilung begriffen schien, hatte er kaum mehr gespürt. Er konnte zwar den Arm recht wenig und nur mit Schmerzen bewegen, aber glaubte mit Claudinen, daß vielleicht irgend ein Nerv zerrissen worden war durch den Schuß, und daß dies sich erst allmählich wieder geben könne.

Das Fieber, das ihn leise aber merklich jeden Abend durchrüttelte, schrieb er auf seinen unglücklichen Gemütszustand zurück. Er glaubte keine Genesung nötig zu haben, als die von seiner peinvollen Erinnerung.

Und nun, durch die Fahrt im stoßenden Wagen auf schlechten Wegen, nun spürte er einen häßlichen Schmerz, einen ganz greifbaren Schmerz, der seine Nerven oft kalt erbeben ließ. Er mußte sich sagen, daß die Wunde nur oberflächlich und vielleicht zu früh zuheile.

Aber seine Lippen blieben geschlossen, wenn auch der Schauer einer Schmerzensblässe oft über seine Wangen flog.

So konnte seine Manneskraft doch noch etwas: konnte noch Leiden verbergen, um die Teure, Sonnige, Eine nicht zu ängstigen.

Mit immer wachsender Ehrfurcht, mit einem Entzücken, das ans Übermenschliche ging, fühlte Albrecht sich der Geliebten ergeben.

Er sah, daß sie kindlich, mit immer heiterer Stirn den Tag und seine Mühen trug, nie ermüdete in der Sorge für den Vater und für ihn. Und was er einst gedacht, daß in dieser abgeklärten Heiterkeit eines engelreinen Gemütes vielleicht der Mangel verborgen sei — ein Mangel, den er ihr nie, nie angerechnet haben würde — leidenschaftlich zu empfinden, auch das war ein Irrtum gewesen. Sie war sein Weib. In den heiligen Stunden ihrer geheimsten Zusammengehörigkeit fühlte er auch in ihr die Kraft der Leidenschaft emporlodern. —

Aus dem Voigtlande gingen sie in das Fichtelgebirge über. Die breiten, klotzigen und niederen Bergformationen wandelten sich in gedrängtere, steilere. Felder und Obstbäume verschwanden, Tannenwälder umrauschten ihren Weg.

Und als sie sich an den jenseitigen Hängen auch dieses Gebirgs befanden, wehten ihnen mildere Lüfte entgegen.

„Der Frühling!“ rief Claudine jauchzend und breitete die Arme aus, als sie den ersten blühenden Obstbaum, aus schwarzer Erdscholle ragend, sein weißdurchwirktes Geäst vor silberig blauem Himmel ausrecken sah.

Ja, der Frühling!

Die Zeit der Wonne und des Grams, die Zeit der Sehnsucht und Erfüllung, der Wünsche und Begierden, der gegenstandslosen Thränen und des grundlosen Jauchzens.

Was kann dem Menschenherzen der Blütenbaum sein, was dem wunden Gemüt ein knospendes Grün, was der kranken Seele das einförmige Zwitschern des Vogels, der mit vier Tönen sein kleines Lied traulich und unverändert in den Zweigen schwatzt — was? Und doch, die heilige Kraft der Erlösung wohnt ihnen inne.

Nicht die Tröstung des neuen Werdens, die der leidenden Seele zuzuraunen scheint: Auch dir kann ein neuer Frühling aus den Grabschollen erwachsen, die die Vergangenheit decken!

Nein, die Tröstung der Ewigkeit, die der starken Seele sagt: Mag dein kleines Menschenschicksal vergehen

und die Zeit mit dir; immer neu und ewig offenbart sich das Wunder der Natur und wird nach dir Tausende erquicken, wie es dich erquickt.

Die Größe des Erstehens lehrt die Kleinheit des Versinkens.

Und Claudine war von diesen starken Seelen, die die Kraft haben, nicht immer auf sich selbst zurückzukommen. Sie vermochte sich freudig zu vergessen, vor den Schönheiten der Welt. —

Als sich die Reise wieder der Eisenbahn näherte, freute Albrecht sich, während Claudine und der Vater zu klagen begannen, daß man auf die laute Straße zurück müsse. Claudine fand das Fahren im Postwagen, das Ankommen in kleinen stillen Städten, das Schmettern des Posthorns im Walde so romantisch. Ihre kindliche Phantasie ergötzte sich immer von neuem in der Vorstellung von allerlei Abenteuern, die ihnen etwa begegnen könnten. Sie ahnte ja nicht, daß Albrecht körperlich litt, sie glaubte nur, daß die Gespräche der Mitreisenden in den Postkutschen ihn quälten, denn selbst in den verstecktesten Gebirgswinkeln gab es nur ein Thema: die revolutionäre Bewegung. Der ältere Brandow seinerseits schien ganz vergessen zu haben, daß er dabei beteiligt gewesen. Nie verriet ein Wort oder eine Miene das leiseste Unbehagen. Entweder träumte er vor sich hin oder staunte Claudine und seinen Sohn an.

Dies Staunen war so auffällig, daß Claudine schon mehr als einmal gefragt hatte:

„Vater, worüber wunderst du dich denn eigentlich so?“

Er wurde dann rot und sah weg, ohne zu antworten.

Sie kamen in ihr letztes Nachtquartier.

Am andern Morgen sollten sie in Neumarkt wieder die Eisenbahn nehmen, um bis Nürnberg zu fahren. Dann hieß es wieder mit der Post bis Donauwörth reisen, um von da nach München zu gelangen. Warum nun Albrecht gerade nach München wollte, blieb Claudinen ein Rätsel.

Sie schrieb an die Mutter und Lena, daß Albrecht vielleicht in den Kunstwundern, die König Ludwig in München geschaffen haben sollte, Vergessenheit zu finden hoffe, und versprach sich in der That das Beste davon.

Albrecht hingegen hatte nur den heimlichen Gedanken, dort einen berühmten Chirurgen konsultieren zu können.

Die beiden großen Kinder, Claudine und ihr Schwiegervater, hatten an dem letzten Abend ihrer Postreise Glück. Sie machten Quartier in einem kleinen Städtchen, welches Claudinen von allen Reizen der Romantik überschüttet schien.

Albrecht lächelte liebevoll zu ihrem Enthusiasmus. Sie waren noch durch keine Gegend gekommen, die Claudine nicht reizvoll gefunden hatte.

Es schien, als durchglühe sie mit der Wärme ihres Innern alles um sich her; die kargste Natur beleuchtete sie mit dem Licht ihrer Seele, sie sah Schönheit und Anmut in die Dinge hinein, wenn keine darin waren.

Albrecht hatte oft mit Erstaunen bemerkt, daß sie niemals einen Menschen häßlich fand. Man mochte an Wirtstafeln oder in den Postwagen Personen gegenüber sitzen, über deren Häßlichkeit er sich heimlich entsetzte, so war die erste Äußerung, welche Claudine nach langer, stiller Beobachtung that, gewiß die:

„Hast du bemerkt, welch ein angenehmes Lächeln der Mann hatte?" Oder: „Hast du gesehen, wie fein und schön der Haaransatz an den Schläfen bei der Dame war?" Oder: „Was für ein hübsches Wangenprofil das Mädchen hatte, wenn es sich dreiviertel umwandte?"

An diesem letzten Abend nun fühlte Albrecht sich am Ende all seiner Kräfte. Er sehnte sich nach Einsamkeit, um nur eine arme kleine Stunde lang ein schwacher Mensch sein zu können. Der stete Zwang, einen brutalen Schmerz zu verbergen, zehrte an seinen Nerven allmählich fast noch mehr wie die Erinnerung an jene Nacht und die fixe Idee, daß er seine Fahne verlassen habe. Willenskräftige Menschen gestehen sich nie gerne ein, daß sie ihrem Körper schließlich unterthan sind. So nahm auch bei Albrecht seine Schwäche die Form eines ohnmächtigen Zornes gegen sich selbst an.

Er bat nach dem frühen Abendmahl, daß man ihn allein lassen möge. Er kannte Claudinen schon genug, um keinerlei Erklärungen hinzuzufügen. Sie fragte niemals ängstlich „warum?" Da sie niemals eine üble Laune oder Heimlichkeiten hatte, setzte sie auch nie bei andern dergleichen voraus.

„Komm, Vater," sagte sie, „Albrecht will allein sein. Laß uns spazieren gehen."

Sie hatten in der Wirtsstube zu Abend gegessen. Der große, weiß getünchte Raum, niedrig und gewölbt, wie er war, kam Claudinen wie ein Klosterrefektorium vor.

Der Sand auf dem sauberen Estrich, der unter ihren Füßen knirschte, machte ihr Spaß. Sie sagte der Wirtin etwas Angenehmes über das Essen, das ihr vortrefflich gemundet habe; sie fragte den Wirt nach einem hübschen Spaziergang und erklärte, daß sie das Städtchen und die Gegend bezaubernd fände. Die Leute sahen ihr entzückt nach, wie sie dann dahinging, sich in fröhlicher Zärtlichkeit dem Herrn an den Arm hängend.

Sie gingen in die friedliche Landschaft hinein, über welche ein langsam hinsinkender Aprilabend seine feuchte, bläuliche Dämmerung breitete. Sanfte Waldhügel schlossen hinter dem Städtchen den Horizont ab, sie verhüllten sich schon in schwärzliche Schatten, und der frische Abendwind, der sich aufmachte, schien von ihren Höhen zu kommen. Der merkwürdig hohe Kirchturm des Ortes stand zwischen dem rotgrauen Häusergehocke zu seinen Füßen, wie ein langer Schäfer, um den sich die Schafe zur Ruhe gelagert haben.

Ein Flüßchen kam von den Bergen her und wand sich rechts um den Ort, ihn wie in einen Halbrahmen schließend. Das Wasser floß munter, mit schuppigem Gekräusel, aber geräuschlos in seinem Bette weiter, fern überschlug eine stegartige Brücke das Flüßchen,

dessen Lauf ein leiser, fein dampfender Nebel überschleierte.

Eine Pappelgruppe erhob sich neben der Brücke; die karg belaubten Astrippen streckten sich bündelweise himmelan. Über ihr stand in der blassen Luft die gelbrötliche Mondsichel in ihrem letzten Viertel.

Lange gingen sie schweigend. Die Abendstille legte sich mit ruhvoller Andacht um Claudinens Seele.

Der Mann aber mußte immer daran denken, daß dies seit jenem Morgen, wo Claudine ihn geholt, der erste Augenblick ihres Alleinseins war, und eine Frage brannte auf seinen Lippen, in seinem Herzen.

„Claudine," sagte er leise, „wie kannst du Albrecht lieben, jetzt, wo er, anstatt dein Herr zu sein, dein Schützling ist?"

Claudine schrak aus irgend einem süßen Traum auf.

„Kann man denn nur einen Mann lieben, wenn er uns fortwährend männliche Kraft zeigt?" fragte sie erstaunt. „Muß denn die Hingebung eines Frauenherzens notwendig mit dem Gefühl von Schwäche, von Schutzbedürftigkeit verbunden sein? Das verstehe ich gar nicht. Wie kommst du darauf?"

Sie waren gerade auf der kleinen hölzernen Brücke angelangt. Sie blieben stehen und stützten ihre Ellenbogen auf das Geländer. So nebeneinander lehnend sprachen sie, und schnell fühlte Claudine, daß der Mann neben ihr nur zu reden vermochte, weil seine Augen in das rinnende Wasser oder in die verdämmernde Ferne sahen.

„Ich komme darauf, weil meine — weil Albrechts Mutter nur die Stärke lieben konnte. Und ich, Claudine, ich war immer ein zager Mann,“ sprach er sehr leise.

„Erzähle mir doch von ihr,“ bat sie herzlich. Und sie dachte an die Beschreibung, die Onkel Hans von dem Porträt der verstorbenen Frau von Brandow gemacht: „Streng! mit der muß nicht gut Kirschen essen gewesen sein!“

„Ach, Claudine, das ist so schwer. Ich kann so wenig sagen. Sieh, Kind, das ist immer mein Unglück gewesen,“ sagte er.

Sie rückte ihm ein bißchen näher, daß sie Schulter an Schulter mit ihm kam, und flüsterte beinahe:

„Aber zu mir kannst du reden, Vater. Denn es hat dich noch nie jemand so lieb gehabt. — Sieh, wie die Ferne verschwimmt und wie blaugrau sich das Städtchen überschleiert, wie mit dichtem Flor.“

Die kleine Naturbeobachtung sprach sie aus, sie wußte selbst nicht warum. Aber ihr war, als gäbe sie dem Mann damit mehr Unbefangenheit.

„Ja, du hast mich lieb. Und du hast Albrecht lieb, obschon du ihn schwach siehst,“ begann er stockend. „Aber freilich, seine Schwäche ist auch nur vorübergehend. Und deine Art ist auch ganz anders, wie die meiner Frau war. Claudine, wenn ich sagen wollte, sie war bedeutender als du, thäte es dir weh — denn thust du nicht immerfort das Größte? Aber doch, weißt du, die Leute nennen es so. Ich weiß nicht, was es ist.“

„Sie war gewiß viel klüger und gebildeter als ich?“ fragte Claudine ganz naiv, und ebenso naiv antwortete Brandow eifrig:

„Ja, so auf die besondere Art! Weißt du, schon als ich ein Knabe war, hatte ich immer Angst vor ihr. Und liebte sie zugleich über alles! Die ganze Gegend sprach davon, daß sie so klug, so geistvoll, so energisch sei. Ich aber dachte nie daran, sie mir zu erringen.“

„Wie kam es dann doch?“ fragte Claudine.

Der Mann sah lange auf das unter ihm fortwirbelnde Wasser hinab.

„Ja, so unerwartet, so traurig wunderbar. Ihr Vater machte bankerott. Jedermann hatte ihn für reich gehalten. Alle Bewerber zogen sich zurück. Da, in jenen Tagen wagte ich es, ein wenig von dem zu zeigen, was in meinem Herzen war. Nie vergesse ich den langen, seltsamen Blick, mit dem sie mich ansah. Nachher habe ich's begriffen: sie hatte gedacht, aus Charakterstärke habe ich meine Liebe verschwiegen, solange ich sie reicher glaubte als mich. Ach, und ich hatte es nur aus Feigheit gethan. Und ich wagte es auch jetzt nur, ihr meine Verehrung zu zeigen, weil sie fühlen sollte, es gäbe einen, der ihren Wert nicht nach dem Rahmen schätze.“

Er seufzte tief auf.

„Ihr Vater kam mir entgegen. Er sagte mir, daß sie mich liebe. Sie selbst hat es mir nie gesagt. Und da fand ich den Mut, schriftlich um sie zu werben. Sie, großmütig, stolz, bitter gegen die andern,

wollte mich belohnen für mein früheres Schweigen und sagte ja.

Von da an begann mein unglückliches Glück. Ach, Claudine, Sie war mir so sehr überlegen. Ich war ein einfacher Landjunker, sie war bis in ihre Fingerspitzen hinein eine große Dame. Sie war belesen und hatte so viel Kenntnisse. Und sie hatte ihre Ansichten, wie ein Mann sein sollte. Ganz anders, ganz anders wie ich."

Seine Stimme ward von keimenden Thränen verschleiert.

„Siehst du, und ich liebte sie jeden Tag mehr, aber immer ferner, so wie ein Unterthan die Königin. Und sie, das begriff ich, wollte beherrscht sein. Wie sollte ich das beginnen, im Gefühl, der Kleinere zu sein?! Wie das noch verstehen, als ich es begriff? Ja, wenn ich gleich — vom ersten Tag an geahnt hätte — aber auch dann vielleicht nicht. Das ist wie beim Fahren: wenn du die Zügel nicht gleich fest nimmst, kannst du's nachher nicht anders, als mit der Roheit eines Peitschenhiebes erzwingen. Und wie hätte ich auftrumpfen sollen gegen eine Frau, die über mir stand? Kraft welchen Rechtes?! So waren wir beide elend."

„Aber wenn sie dich wahrhaft geliebt hätte, Vater, dann hätte sie gar nicht dies Bedürfnis gehabt, von dir beherrscht zu werden. Wenn sie eins mit dir war, galt es ja gleich, wer zufällig der stärkere Teil war," sagte Claudine sanft.

Der Mann richtete sich auf und sah das junge Weib in starrem Schreck an.

„Meinst du das?“ stammelte er. „Daß sie mich nicht geliebt hat?“

„Ja, das meine ich,“ wiederholte Claudine, die der Frau noch im Grabe zürnte, ihres Albrechts Vater kein Glück gegeben zu haben.

Er sank wieder in sich zusammen.

„Das erklärt viel,“ murmelte er, „auch dein Leben mit Albrecht. Denn du liebst ihn. Das fühlt er, ich fühle es. Und sie hat mich nicht geliebt — nicht — meinst du?“

Er fuhr nach einer Pause fort:

„Immer stand die Hoffnung hinter mir. Ich wartete immer auf ein Wunder. Ich dachte, es müsse mir noch gelingen, sie glücklich zu machen. O, Claudine, sie konnte früher manchmal lächeln — als Albrecht geboren war, und als er in seiner früheren Kindheit reizend wie ein Engel war und ein so drolliger kleiner Kerl! Und siehst du, das war nun meine Hoffnung: wenn es mir gelingen sollte, auf ihre stolzen, strengen Züge noch einmal ein solches Lächeln zu zaubern! Noch einmal diesen schönen Ausdruck von mildem Glück in ihrem Gesicht zu sehen. Aber sie ist hingegangen, ohne daß es mir gelang. Ihre Lippen haben sich auf ewig geschlossen, ehe sie mir lächelten.“

„Armer Vater,“ flüsterte Claudine und legte ihren Arm um ihn.

„Das ist wie ein Fluch auf einem Menschenherzen,“ fuhr er fort und starrte in die Weite, „sich hinopfern wollen und nicht können, nicht dürfen! Sich täglich zu

sagen, daß man sein Leben hingeben würde, um die eine glücklich zu machen und es doch nicht zu können!"

Ein Frösteln schlich durch Claudinens Glieder. Es war fast dunkel geworden, und das letzte bißchen Wärme, das den Tag über die Sonne in den Erdboden hineingestrahlt, war von den herbstfeuchten Dünsten ausgelöscht.

Claudine zog den Mann fort, der ganz in seine Erinnerungen versunken war.

Er hatte jetzt seinen Arm in den ihren gelegt und ließ sich von ihr führen. Oftmals stand er im Schreiten still. Was nun einmal angerührt war, mußte ganz aufgedeckt werden. Seine Seele drängte ihn unwiderstehlich, sich dem jungen Wesen zu offenbaren, welches ihn verstand, mit ihm fühlte, ihn niemals verdammt hatte.

„An ihrem Sarge stand ich noch und betete: Gott, laß ein Wunder geschehen und thue noch einmal ihre Lippen auf. Schweigsam war sie immer gewesen, und ihr Herz hatte auch in der Liebe zu ihrem Sohne wenig Worte gefunden. Sprechen sollte sie nicht — ich wollte sie auch nicht fragen: warst du denn wirklich so ganz elend? Nur noch einmal lächeln sollte sie. Nur lächeln! Damit ich sähe, ob sie wenigstens meinen heißen Willen erkannt habe. In dem Willen, sie glücklich zu machen, in der Ohnmacht, es nicht zu können, hab' ich all meinen Stolz verloren gehabt."

Claudine drückte zärtlich seinen Arm an sich.

„Dann kamen gute Freunde, Verwandte, und sprachen auf mich ein. O Gott, Claudine, sie lügen so ge-

wöhnlich an Särgen, und man ist so klein, die Lügen zu glauben. Warum macht sich der platte Alltag gerade an so heiliger Stätte breit? Ich habe so viel darüber nachgedacht. Es ist so viel in unserm armen Menschenleben, das ich nicht begreife. Auch nicht, warum mir alle damals vorlogen, daß meine Frau mich stets gerühmt und das Glück gepriesen, was sie durch mich gefunden. Noch weniger, warum ich das glaubte, denn ich wußte doch, sie war nicht das Weib, Freunden oder Tanten ihr Glück oder Unglück zu offenbaren. Aber ich redete mir ein, daß ihre keusche, herbe Art ihr verboten habe, sich mir liebevoll zu zeigen. Ich fing an, glücklich zu werden, mitten in dem Gram um ihren Tod."

Er stand still, und Claudine fühlte, wie ein Zittern durch seinen Körper ging.

„Einmal," fuhr er fort, „nach Wochen, kam ich über ihren Schreibtisch. Es war alles darin so ordentlich, so peinlich gehalten, wie ihre eigne Person stets war, fast steif und pedantisch. Sie erschreckte viele durch ihre übertriebene Ordnungsliebe. Ja, klar und sauber war ihr Wesen. Die wenigen Briefe lagen in Bündel zusammengebunden. Im Band steckte je ein Zettel mit dem Namen des Schreibers. Ihre Rechnungsbücher waren musterhaft geführt. Man sah so, sie war ein Mensch gewesen, in dessen Leben es keinen Schatten gab. Aber auch kein Licht."

Seine Stimme ward hier ganz leise, er sprach sehr schnell und schritt zugleich hastig vorwärts.

„Ich fand ein Tagebuch. Damals schrieben alle Frauen eins. Ich dachte aber nicht, daß sie eines geführt hatte, denn sie liebte nicht die schönrednerischen Selbstgespräche. Ich erinnerte mich genau, daß sie einmal gesagt hatte: Tagebücher verleiten zu selbstgefälliger Bespiegelung eigner Vorzüge und eigner Leiden. Und nun hatte sie doch eines geführt? Aber es war keine Schönrednerei darin, keine Selbstgefälligkeit. Kurze, eiserne Sätze. Sie fielen auf meine Seele wie Hammerschläge. Ich sah bitterste Lebensweisheit, die eine einsame unglückliche Frau niedergeschrieben.

Ich las und las. Ich erfuhr, daß sie sich vorwarf, einst in einem Gemisch von Dankbarkeit gegen mich und Verachtung gegen die andern schnell mein Weib geworden zu sein. Und ich las, daß sie nach Glück gedürstet hatte, daß ihr das Herz hart geworden, weil sie es nicht gefunden, daß sie mich — verachtete, weil ich nicht verstand, der Stärkere zu sein."

„Vater!" rief Claudine entsetzt.

Er nickte mehrmals vor sich hin.

„Meine Frau hatte nicht einmal meinen Willen erkannt, sie glücklich zu machen," fuhr Albrechts Vater fort, „nicht einmal mein heimliches Lieben und Hoffen verstanden!"

„Siehst du, es war in einer stillen Nacht, als ich das las. Und ich las es immer wieder. Jeden Abend, wenn der Tag zu Ende war, schloß ich mich ein mit dem Buch. Und in mir wuchs eine Verzweiflung — — ich schlief nicht mehr, ich aß nicht mehr — ich hätte

auf dem Kirchhof mit diesen meinen Nägeln ihr Grab aufkratzen mögen, um ihr noch einmal zuzurufen: Lebe und höre mich! Aber Gräber bleiben stumm.

Und einmal, als ich wieder so die Nacht herauwachte, in ohnmächtiger Verzweiflung, stand zufällig eine Flasche Wein auf meinem Tisch — ich trank sonst abends niemals Wein — aber ich hatte Albrecht mit einem Kameraden erwartet — sie waren nicht gekommen. Und da trank ich, ein Glas. Es that wohl. Mehr — die ganze Flasche. In jener Nacht schlief ich zuerst tief und fest, seit dem Tode meiner Frau.

Ach, Claudine, mein Kind! Der Schlaf! Du weißt nicht, was der Schlaf ist für eine Seele, die sich martert, für ein Herz, dem jeder Schlag die Fortdauer schrecklicher Leiden bedeutet, für einen Menschen, der sich in Verzweiflung, in Sehnsucht hinzehrt. Sich sehnen nach verlorener Liebe ist das größte Elend der Erde — nach einer Liebe die nicht Glück gefunden! Kein verklärendes Erinnern naht tröstlich deinen Gedanken. Der Schlaf, das ist die Vergessenheit und zugleich der Weg zur Genesung.

Von da an suchte ich oft — — mir Schlaf zu verschaffen," schloß er flüsternd.

Claudine fiel ihm um den Hals.

„Vater!" rief sie, „nicht Vergessenheit, sondern Genesung sollst du suchen. Das Glück deiner Kinder wird sie dir bringen, glaubst du nicht?"

Er weinte. Es waren Thränen der Befreiung. Er fühlte sich Claudinen nahe. Die unsichtbare Schranke

war gefallen, er fühlte sich nicht mehr durch ein drückendes Schamempfinden klein vor ihr. Sie würde ihm helfen, wieder stark zu werden.

Als sie heimkehrten, sah Albrecht, der bei einer kargen, kleinen Öllampe saß und zu lesen versuchte, ein neues Leben im Angesicht seines Vaters, einen fremden, schönen Ausdruck von Mut.

Und Claudinens Augen strahlten freudiger denn je.

Mit dem feinen Ohr der Liebe hörte Albrecht auch heraus, daß diese beiden Menschen, ihm die teuersten auf der Welt, eine andre Klangfarbe wie vordem in ihren Stimmen hatten, als sie miteinander sprachen. Inniger noch und doch zugleich auch unbefangener. Wie zwei, die plötzlich vertraut geworden sind.

Er ahnte, daß irgend eine Aussprache zwischen ihnen stattgefunden hatte.

Und er fühlte, daß sie für seinen Vater eine Wohlthat gewesen war.

Staunend sah er sein junges Weib an. War denn die Wunderkraft ihres Mitleidens unerschöpflich?

War sie sich des Segens bewußt, den sie um sich verbreitete?

Nein, er hatte längst begriffen, daß Claudine niemals von dem Vorsatz geleitet war: „Ich will meinem Nächsten Gutes thun", sondern daß sie ohne Vorsatz kraft der Reinheit und Selbstlosigkeit ihres Herzens unmittelbar sich gedrängt fühlte, allem wohlzuthun, was sich ihr in Leiden nahte.

## Neuntes Kapitel.

In München im Hotel fanden sie Briefe aus Berlin vor. Die ersten, seit sie die Heimat verlassen, denn bei ihrem ruhelosen Vorwärtswandern hatten sie keine Adressen anzugeben gewußt.

Bei dem Anblick der Schriftzüge brach Claudine in Thränen aus.

Diese Gemütserschütterung war ihr so überraschend als den beiden Männern; da sie nie von Claudinens Lippen ein Wort der Sehnsucht nach den Ihrigen vernommen, nie auch einen Laut des Heimwehs, so konnte es nicht ausbleiben, daß Vater wie Sohn sich ihre Gedanken darüber gemacht hatten. Ein scheinbar so völliges und schmerzloses Loslösen von der angeborenen Familie konnte, nach Albrechts Meinung nur darin begründet sein, daß Claudine sich eben in dieser Familie nicht glücklich gefühlt hatte. Er vergegenwärtigte sich die kühlvornehme Mutter, das ganze stille, korrekte Hauswesen, dessen heimlicher Leiter und Herrscher der Pastor Bernhard Claudius war. Zu zartfühlend, um mit Fragen an diesen Dingen zu tasten, baute Albrecht sich ein ganzes Gebäude von Trugschlüssen auf. Und nun diese Thränen?

So hatte Claudine denn doch heimlich gelitten und es heldenmütig verborgen? So war selbst die innere Genugthuung, welche er darüber empfunden, ihr durch seine Liebe Entschädigung geben zu können für entbehrtes Familienglück, so war auch diese Genugthuung ein Selbstbetrug gewesen? Sie hatte sich immer still von seiner Seite fortgesehnt, zurück zu den Ihren?

Albrecht ging in jeder Stimmung immer bis an die äußerste Grenze derselben. Anstatt das Natürliche anzunehmen, daß Claudine in allem Liebesglück doch nebenbei auch die Trennung von Mutter und Schwester empfand und am liebsten alle Teueren vereint um sich gehabt hätte, geriet er in neue Selbstquälerei.

„So kann ich dir denn gar kein Glück geben, gar keins?! So wenig vermochte ich deine Gedanken zu erfüllen, daß sie doch immer zurückgingen zu den Deinen!“ rief er aus.

Daß Claudine unter ihren Thränen lächelte, hatte er gar nicht bemerkt.

„Du bist doch gerade wie Lena. Die glaubt auch, daß man die einen über die andern vergessen muß,“ sagte sie. „Warum ich weinen muß? Ach, das weiß ich nicht. Heimweh? Nein. Ich habe gar kein Heimweh.“

„Und dennoch Thränen,“ bemerkte er bitter.

„Vor einigen Jahren,“ sprach sie nachdenklich, „war Mama nach England gereist, um einmal noch ihr Vaterland wieder zu sehen. Ich weiß es noch: ich fühlte mich ganz wichtig und stolz, als machte ich selbst die

Reise. Ich hatte keinen Tag Sehnsucht nach Mama. Ja, heimlich waren Lena und ich ein bißchen vergnügt, daß wir nun wilder sein durften als sonst und mit Onkel Hans so viel Spaziergänge machen, die Mama sonst nicht erlaubt hatte. Wir kehrten sogar einmal ein. Unter den Zelten, dort tranken wir Schokolade in Wein, Bavaraise hieß das Getränk — Lena und mir hatte noch nie im Leben etwas so gut geschmeckt, und wir waren noch nie in einem Wirtshaus gewesen. Und ich erinnere mich genau, daß Lena und ich uns damals wie aus einem Munde zuflüsterten: Ach bliebe doch die Mama noch ein bißchen weg. Und dann . . ."

„Nun und dann?" fragte Albrecht, der ihren träumerischen Gesichtsausdruck voll Eifersucht beobachtete.

„Dann, als Mama wiederkam, als sie über die Schwelle trat, ganz neu, eine fremde, schöne Frau und doch unsre Mutter, unsre eigene, teuere Mama, da fingen Lena und ich an zu weinen, als sollte uns das Herz brechen, und wir hingen an ihr und schrieen: Mama, geh nicht wieder von uns! Und doch, wir hatten sie gar nicht entbehrt." Während Claudine so erzählte, feuchteten sich ihr noch in der Erinnerung die Augen.

„Was will das sagen?" fragte Albrecht.

„Das will vielleicht sagen, daß man sich der alles durchdringenden Kraft der Liebe nicht beständig bewußt ist; sie ist kein Alltagsgespräch, man scheint sie oft zu vergessen über der Arbeit oder den Pflichten, die der Tag bringt. Aber sie ist immer in uns, ist uns immer

der gewisse Besitz. Und wenn uns durch besondere Umstände einmal dieser Besitz so recht klar wird, erschüttert uns das Glück so, daß wir weinen müssen," sagte sie.

Albrecht küßte ihr beide Hände.

„Ich sehe," sprach er bescheiden, „ich bin noch ein Lehrling in der Kunst, ein vornehmes Frauenherz zu verstehen."

Sie errötete. Es war ihr immer schwer, eine Gefühlsäußerung erklären zu sollen. Wenn sie es aber gethan hatte, mochte sie nicht darüber gelobt sein.

Nun, da sie bei Albrecht eine Regung der Eifersucht auf die Ihrigen bemerkt hatte, machte es sie ein wenig verlegen, ihre Briefe zu lesen. Sie saß auf einem Stuhl am Fenster und sah auf das Treiben der Maximilianstraße hinab und dachte immerfort, ob es Albrecht wohl sehr schmerzen werde, wenn sie sich über die Nachrichten freue und ob wohl gute Nachrichten in diesen Briefen seien.

Albrecht, der mit seinem Vater vor dem andern Fenster gestanden, kam plötzlich auf sie zu. Er hatte erraten, was in ihr vorging.

Er küßte sie zart auf die Stirne und sagte leise:

„Du beschämst mich. Lies und laß mich nachher mit dir froh sein über die Berichte aus der Heimat."

Der Brief von der Mutter schien nur kurz, der Umschlag konnte nur wenig Blätter enthalten.

Als Claudine ihn öffnete, wurde sie plötzlich rot.

Mein Gott, wie eigen! Sie selbst war nun auch eine verheiratete Frau, wie einst die Mama gewesen.

Sie war ihr beinahe gleich gestellt in fraulicher Würde. Wie sonderbar ihr das nun zum Bewußtsein kam!

Und beinah schien es, als ob auch die Mama eine unfreie, verlegene Empfindung gehabt hatte. Der Brief war so ceremoniös. Er bewegte sich in allgemeinen Ausdrücken, sprach nur von der Lücke, die Claudinens Fortgang gebracht, von der Hoffnung, daß es der Tochter gut gehe, und fragte an, ob irgend welche Aussicht auf baldige Rückkehr sei; in solchem Falle wolle die Mutter sich um eine Wohnung, und die Aussteuer und Einrichtung bemühen.

Claudine suchte aber auch nicht nach ausdrücklichen Liebesworten. Sie fühlte zwischen den Zeilen das Mutterherz, das sich nach der Tochter sehnt, dies nicht zu sagen weiß und für die neue Lage nicht gleich den richtigen Ton finden kann.

Aber der Brief von Lena, das war ein ganzes Manuskript.

Wenn Albrecht vermieden hatte, seine junge Frau anzusehen, während sie den mütterlichen Brief las, so durfte er nun ruhig Claudine beobachten. Während sie die vielen, vielen fein beschriebenen Blätter las, die Lena verfaßt hatte, ging bald sonniges Lächeln, bald tiefer Ernst über ihre Züge. Lena mußte eine gute Briefschreiberin sein, jedenfalls vermochte sie ihren Leser zu fesseln, denn immer, wenn Albrecht einmal dachte, nun sei Claudine fertig, sah er sie ganz vertieft, mit allen ihren Gedanken und Gefühlen fern von hier.

„Meine liebe, kleine, thörichte, ungebildete Schwester! Große, gute, kluge, einzige junge Frau! Denk Dir an, indem ich mich hinsetze, Dir zu schreiben, steigt ein Gefühl in mir auf, welches der Vorfreude auf einen edeln Genuß auf ein Haar gleicht. Dasselbe Gefühl, wie ich es habe, wenn ich ein schönes Buch in die Hand nehme und weiß: nun wird mich eine Stunde lang niemand in der Wonne des Lesens stören. Diese Freude, Dir schreiben zu können, erstaunt mich fast, sie scheint zu beweisen, daß Du mir durch die Ferne näher gerückt bist. Das klingt unsinnig. Aber meine Gedanken sind munterer als meine Zunge, Du weißt es, und in der Stille des Abends rings um mich, allein mit der Lampe und dem ganzen Stoß weißen Postpapiers, das ich vielleicht noch alles voll schreiben werde, wenn Du lange fort bleibst, lösen sich mir diese Gedanken freier aus.

Höchst wahrscheinlich hat meine Dina so zudringliche Augen, denn für zudringliche Fragen ist ihr Herz zu vornehm. Wie sollte es sonst kommen, daß ich Aug' in Aug' mit ihr so viel verschwiegen habe?

Süßes Kind, es bleibt doch dabei, daß wir unsre Taufscheine vertauschten? Ich habe die Disposition zum Ältersein, ach ja, vielleicht zum Altsein, schon in der Wiege gehabt. Du erinnerst Dich, daß selbst bei den Unarten, die wir vollführten, ich stets eine gewisse Kaltblütigkeit entwickelte, die sonst nur das Alter und die Reife gibt, während Du auch beim Zerschneiden von Mamas indischem Shawl zu Puppenkleidern eine gewisse naive Selbstverständlichkeit bekundetest und nachher nicht

einmal eine Entschuldigung hervorzubringen vermochtest. Ich aber war damals schon so klug, zu wissen, daß wir eine Unart begingen, und schon so logisch, daß ich auf Mamas Entsetzen nur antwortete: ‚Warum hat der Shawl denn auch in unsrer Spielstube herumgelegen?‘

Dieser Hang, oder wenn Du willst, dies Talent, mir die Situation klar zu machen, hat mir alle Jugendfreudigkeit geraubt. Ich neide Dir Deinen Wagemut. Du schiffst immer im Kahn der Hoffnung und des Glaubens einher. Schiller hat das ‚frisch hinein und ohne Wanken, seine Segel sind beseelt‘ so recht für Dich gesungen. ‚Nur ein Wunder kann Dich tragen‘ . . . Ja wohl, ich bin aber nicht der Mensch, an Wunder zu glauben. Ich will immer Beweise, und wenn mir niemand etwas beweist, beweise ich mir selbst alles.

Zum Beispiel seit langer, langer Zeit habe ich mir nun bewiesen, daß ich keinen größeren Wahnsinn begehen konnte, als diese Liebe zu Bernhard Claudius in mir wachsen zu lassen. Aber vielleicht wächst das so, ohne daß man es bemerkt. Es ist beinah wie ein Fruchtkern, den der Zufall irgendwo in den Boden geworfen. Ein kleines Pflänzchen keimt hervor. Es ist eine Freude, die kleinen, winzigen, harmlosen Blättchen zu sehen, man ist überzeugt, daß der erste Frost es vernichten wird, daß es gar keine Kraft hat, zu wachsen, denn das ist ja nicht sein Boden, seine Statt. Seine Art gehört auf den Ackerboden da drüben. Hier steht sie falsch placiert, zwischen allerlei Wegerich. Aber sieh an: das Pflänzchen ist im andern

Frühling doch noch da. Es scheint sogar ein bißchen gewachsen. Aber vielleicht scheint es nur so, denn was man täglich sieht, sieht man nicht mehr wachsen. Und dann kommt irgend ein Fremder, der ganz ahnungslos ist, und sagt: O, was für ein großer, prachtvoller Baum. Und man erkennt's: er hat seine Wurzeln verbreitet, tief und viel verästelt, und er reckt sein Gezweig gen Himmel, kraftvoll und schön, und es scheint, daß kein Sturm den Stamm brechen kann.

Der Fremde, d. h. das Ereignis von außen kommend, welches mich erkennen ließ, wie das Pflänzchen meiner Liebe gewachsen ist, war Deine Verlobung mit Albrecht. Liebe sehen müssen, ist eine Qual für Herzen, die selbst lieben. Man bemerkt, wie süß, wie erlösend es sein müßte, Gegenliebe zu finden. Die Eisrinde des Trotzes gegen ein hartes Geschick löst sich und wird zermürbt durch den Wunsch: wäre auch Dir das Glück beschieden.

Aber nicht wahr, mein Kind, auch Du mit Deinem Herzen, welches die wunderbare Kraft hat, vorwärts zu marschieren, ohne nach rechts oder links zu sehen, auch Du siehst ein, daß mein Fall hoffnungslos ist?

Ich, Lena mit der Stumpfnase, Lena mit den kurzsichtigen Augen, Lena mit den bösen Launen, Lena mit dem Hang zur Kritik (welcher beinah ein weibliches Laster ist), Lena, die Abscheuliche, an der nichts warm und weich ist, wie ihre Liebe zu Dir und Onkel Hans — ich liebe Pastor Bernhard Claudius!

Das Papier hat es ausgehalten, die Schrift ist nicht in Flammen aufgegangen, Du wirst es also lesen. Aber

ich fürchte beinah, nicht ganz mit dem Entsetzen, wie ich es schrieb. Denn Dein Gemüt ist wie eine schöne, norddeutsche Abendlandschaft. Und da kann man Zonen nicht begreifen, in welcher tolle Schönheiten von Palmen, Wunderblumen, Gluthimmel neben verstaubten, stachlichten Kakteen und steilen, steilen Felsenhängen existieren.

Denke nach, Claudine. Du liebst es nicht. Ich weiß es. Nicht weil Du nicht denken kannst, sondern weil Du eine zweifellose, merkwürdige Entschlossenheit der Gefühle hast. Sieh aber ein, daß mir eine solche, selbst wenn ich sie hätte, hier nichts hülfe. Also denke mit mir nach.

Ich liebe den Mann, der meine Mutter einst geliebt hat, ihretwegen, wie man sagt, unvermählt geblieben ist, dem man heute noch eine unerloschene Neigung zu ihr zuschreibt und von dem die Welt erwartet, daß er doch noch um die, zwar zwei Jahre ältere, aber immer noch so schöne Frau werben wird. Denn alle Welt kann sehen, daß diese Frau geistig in einem ganz absonderlichen Grade von ihm abhängt.

Die Thatsache ist konstatiert. An sich ist sie einfach, vielleicht nicht einmal ein seltener Fall.

Denn es ist ganz natürlich, daß das, was der Mutter gefiel, auch der Tochter sympathisch sein muß; ja, ich glaube, die Hypothese aufstellen zu dürfen, daß je mehr Mutter und Tochter sich gleichen, innerst eines Wesens, gleicher Art sind, je mehr müssen sie denselben Mann lieben und derselbe Mann sie. Denn dies hört man alle Tage, daß ein Mann in der Tochter der Jugend-

geliebten sein einstiges Ideal wiederfindet und sich mit ihr verheiratet. Warum soll auch eine Frau nicht die Schwiegermutter eines Mannes werden, der ihr einst ehrfürchtige Liebe geweiht? Ich sehe keine ethischen Gründe, die das verbieten, sondern nur eine Fülle zartester Fäden, die ein solches Schicksalsgespinst sehr reizvoll machen können und sehr schön.

Aber dies alles ist eben nicht mein Fall.

Ich bin von Mama so verschieden, daß ich manchmal denke, ein Zigeunerweib hat die echte Lena, Edith Guilfords Kind, aus der Wiege gestohlen und mich dafür hineingelegt.

Von Mama zu Dir sieht man schon eher hinüberleitende Eigenschaften. Deine harmonische Ruhe ist der ihren gleich, wenigstens in der Erscheinungsform, wenn sie auch anders gearteten Vorzügen entspringt. Es ist aber doch immer etwas.

Hingegen ich: Denke Dir, ich hasse die Harmonie an allen Menschen, außer an Dir. Wenn ich Dir doch klar machen könnte, daß sie mich auch an Claudius empört! Aber Du wirst nicht begreifen, daß man an einem Mann etwas hassenswert findet, den man liebt.

Vielleicht ist es Trotz. Vielleicht wird mir durch jede Eigenschaft, die mir mißfällt, die Kluft so recht klar gemacht, die mich von ihm trennt. Vielleicht ist es der Neid, die Gewißheit, nie ebenso werden zu können.

Wäre ich nun die Tochter, welche das Ebenbild redivivus ihrer Mutter ist, läge mein Fall entweder nicht hoffnungslos oder doch versöhnlicher. Ich denke

mir, das Entsagen mit einem ‚wenn‘ darin ist leichter. Hier gibt es gar kein ‚wenn‘. Mama, sein früheres Ideal — Gott weiß vielleicht auch noch sein jetziges — blüht neben mir in erstaunlich wohlerhaltener Schönheit.

War sie, ist sie sein Ideal, so muß er alles an mir hassen.

Auch könnte man wohl so erwägen: entweder war sie sein Ideal und ist es nicht mehr, weil er im Lauf der Jahre die Art, wie sie sich seelisch entwickelte, beobachtete und ihm ihre Entwickelung nicht gefiel, dann könnte allerdings sich sein Herz einer völlig gegensätzlichen Erscheinung zuwenden, also mir. Aber würde dann nicht durch diese Wandlung seiner Seele der Frau seiner früheren Liebe eine tödliche Kränkung zugefügt? Und da diese Frau meine Mutter ist, könnte ich das geschehen lassen?

Oder sie ist noch sein Ideal, und es ist völlig ausgeschlossen, daß sein Herz an mir teilnimmt.

Claudine, Schwester! Manchmal, in kurzen, seligen Schreckensminuten ist mir's, als wäre der erste Fall mein Fall. Aber dann besinne ich mich und erkenne: er will mich nur erziehen, mir helfen, harmonisch zu werden, an mir arbeiten, wie es seine Pflicht als mein Vormund, als Mamas Freund, als unser ‚Seelsorger‘, wie man das so nennt, ist.

Aber ich will nicht, will nicht erzogen sein. Will nicht von andrer Gnade harmonisch werden.

Ich bin selbst ein Mensch, des Rechtes der Selbsterziehung lasse ich mich nicht berauben. Ich will Ich

bleiben. Gute Menschenware, schlechte Menschenware, egal! Aber meine eigene Marke. Nicht geprägt von Herrn Bernhard Claudius. Ich will keine Demut lernen, weder von ihm, noch vor ihm!

Gesetzt, er und ich stünden einander frei gegenüber, Mann und Weib, ohne die Nebenverhältnisse, die jede Freiheit nehmen; auch dann, wenn er mich lieben sollte, würde ich ihm sagen: Ich kann nur neben Dir stehen, — —nicht unter Dir. Ich will Dein andres Ich sein, Dein Gefährte, Dein Weib. Ich will nicht mein Selbst aufgeben, sondern es dem Deinen zufügen, das es ein Doppelwesen sei und als solches doppelt reich.

Denn dies ist mein Glaube: jeder Mensch, sei er noch so klein, hat irgend eine Eigenschaft, irgend einen Kern zum Guten oder gar zum Großen in sich, den der andre nicht besitzt. In der Freundschaft wie in der Liebe, ist alles ein Bereichern auf Gegenseitigkeit, wenn Du mir den Ausdruck gestattest.

Aber selbst, wenn Mama und die Jugendliebe und all diese Komplikationen nicht wären, selbst dann würde ich gar nicht in die Lage kommen, so zu ihm sprechen zu können.

Er würde niemals um mich werben, weil er so vieles an mir einfach gräßlich findet.

Er, der auf der hohen Warte steht, der ruhig und leidenschaftslos in das Getümmel der Zeit sieht, er kann es offenbar nicht fassen, daß ich mich zur Leidenschaft darüber erhitze und mit Onkel Hans streite, wobei Onkel Hans immer schnell meiner Ansicht wird, was

mehr schmeichelhaft für meine Beredsamkeit, als für Onkel Hans' politische Selbständigkeit ist. Hier sieht es nämlich traurig aus. Bald sind sechs Wochen verflossen, an welchem Dein Albrecht uns blutend ins Haus fiel. Und schon liegt eine Atmosphäre über der Stadt, über dem ganzen politischen Leben! Wie nenn' ich sie doch?! Ich finde nur das schlimmste aller Worte: die der Langeweile, die der Erschlaffung. Nach der Zeit der Schreier ist die der Schreiber gekommen. Ein Schrei nach Thaten ging durch die Lande, und es ist bei dem Schrei geblieben. Die That ist nicht geschehen. Wenn ich das Wort ‚Parlament' lese, wird mir übel. Ich sagte neulich: wäre ich doch ein Mann!

Da maß Bernhard Claudius mein Figürchen lächelnd und guckte mir in die Augen — ich hatte meine schärfste Brille auf — und sagte: ‚Sie wären gar nicht militärbrauchbar.'

Mein Gott, ich bin nun einmal nicht für das Strümpfestricken. Übrigens soll eine Maschine erfunden sein, sie zu weben, was ich als ein persönliches Glück betrachten würde.

Zu einer Pastorenfrau eigne ich mich sicher nicht! Weder möchte ich für arme Leute Suppen kochen, noch sie hintragen, denn arme Leute riechen schlecht, und ich kann den Schmutz nicht leiden. Ich finde, frische Wäsche, viel Wäsche sind mit der Moral eng verwandt. Und kann nie ein Mißtrauen überwinden, daß solches Volk betet, um sich vom Herrn Pastor Nutzen zu schaffen.

Ist denn nicht selbst Mamas Frömmigkeit ein wenig — zum mindesten in der Intensität ihrer Äußerungen — von dem Wunsch diktiert, Claudius zu gefallen?

Ich werde nächstens Claudius weismachen, ich glaube an nichts und sei eine komplette Heidin, nur um ihm einmal die Auffrischung durch einen Zweifel zu vergönnen.

Daß ich also mit reger Teilnahme verfolge, was um mich her vorgeht, ist ihm offenbar ein Greuel. Nun, wenn es der Wille meines Schöpfers gewesen wäre, daß ich nur unter Blumen träumen sollte, dann hätte er mich als Hindumädchen neben einem Lotusstengel geboren werden lassen, aber nicht in Berlin, nicht häßlich, mit dem Spürchen Intelligenz im Hirn, das ich doch pflegen muß, weil es mein einziges Gut ist. Ich kann meine Augen nicht zumachen, und ich will sie gar nicht zumachen. Darin bin ich, wie in so vielem, widerborstig. Ich will mich erhitzen für mein Vaterland, denn ich bin eine Deutsche. Nicht nur Männer sollen sich begeistern. Frauen, die Mütter sind, sollen ihre Begeisterung auf ihre Söhne überpflanzen. Und obzwar ich nur eine alte Jungfer werden werde, will ich mir nichts verkümmern lassen von der Kraft, zu empfinden.

Das habe ich ihm neulich scharf, klar, ich fürchte sogar, schnöde, gesagt, als er Onkel Hans gegenüber bemerkte: ich hätte den kämpferischen Geist der Ahlefeldt geerbt. Nachher sagte er denn, ich fasse jegliche seiner Bemerkungen als provokatorische auf. Er habe mich doch nicht kränken wollen.

Er schenkte mir am andern Tag einen Band Gedichte. Sie sind erst im vorigen Jahre herausgekommen und von einem jungen Grafen Strachwitz. Liebeslieder, politische Gedichte, alles sehr schön, wenn auch zuweilen mit etwas zu sichtbarem Willen zur Kraft vorgetragen, an die man nicht glauben mag, weil sie so betont ist. Er hatte mir eine Stelle angestrichen:

‚Wenn der gordische Knoten fertig ist,
Schickt Gott den Alexander.‘

Ach, Claudine — — — — — — — — — — — —

Nach dieser Zwischenbemerkung in der bequemen Sprache der Gedankenstriche, noch etwas:

Also ich bedankte mich schön für das Buch und den Allerweltstrost in der angestrichenen Stelle und machte mich an die Lektüre.

‚Sie mit ihrer Lesewut,‘ sagte Claudius lachend zu Mama, ‚vergißt uns sofort, wenn sie etwas frisch Gedrucktes sieht. Es wäre egoistischer, ihr keine Bücher zu schenken.‘

Denke Dir, ich ärgerte mich nicht einmal. In diesem Augenblick schätzte ich ihn beinah gering. Aber ich vergaß das sofort, denn mir fiel ein wunderbares Gedicht auf. Hier aus dem Gedächtnis die drei Strophen, die ich in jenem unseligen Augenblick auch laut vorlas. Natürlich mit Pathos. Das Wesen des Pathos ist ja wohl das Übertriebene, d. h. über die gewöhnliche Grenze Emporgetriebene. Das kann sehr schön sein, aber auch sehr lächerlich wirken. Kurz und gut, ich trug ihnen, d. h. der Mama und ihm, dies vor:

Auf den Knien bete, bete,
Daß der Herr dich nicht zertrete,
Vor dem Zaren
Der Tartaren
Er dich möge treu bewahren,
Denn Sibirien ist gar nah,
Sieh dich um, Germania!

Daß sich Fürst und Volk vertraue,
Dir kein Pfaff' das Licht verbaue,
Daß kein Marat
Dich verführe
Und dich dann septembrisiere,
Denn die Marats sind schon da,
Wahre dich, Germania!

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüte,
Völkerwehre,
Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere,
Und dein Wort sei fern und nah
Und dein Schwert, Germania!

Mir war ganz heiß in der Brust, Du weißt, wenn mich etwas schön erregt und völlig hinreißt, ist mir's, als brenne ein großer trockner Fleck auf der Brust unter dem Halse. Merkwürdig überhaupt, daß seelische Erregungen sich sofort körperlich äußern.

Und als ich nun die Mama und ihn ansah, ob sie nicht auch von den mannhaften Versen und ihrem edeln Stolz begeistert seien, da sah ich —

Mein Gott, was kann man nicht alles in einer Sekunde denken! Hast Du das schon einmal erprobt?

Mit Blitzesschnelle ziehen Dutzende von Vorstellungen und Erkenntnissen durch die erschreckte Seele.

Genug, ich sah, daß Claudius und Mama einen lächelnden Blick wechselten.

Sie mokierten sich über mich. Der künftige Stiefvater deutete sein nachsichtiges Wohlwollen an, das er mit den Schwächen der Stieftochter haben werde. Oder der treue Freund wollte sagen: Du siehst, ich kann nicht um dich werben, solange diese überspannte Tochter im Hause ist.

Alles konnte in diesem lächelnden über mich gewechselten Blick liegen. Und ich legte alles hinein.

Ein wahnsinniger Zorn faßte mich. Ich schämte mich. Ich mußte irgend eine Tollheit begehen.

Ich weiß nicht, vielleicht stieß ich irgend einen Schrei aus, irgend einen Wutlaut.

Ich schleuderte das Buch, das von ihm geschenkte Buch von mir. Warf es hin, ihm vor die Füße — —

Dann brach ich in Thränen aus. Meine Füße trugen mich nicht. Ich wäre sonst davon gelaufen.

Es entstand eine große Stille im Zimmer.

Und obschon sie nur zwei Minuten gedauert haben mag, kam sie mir wie eine Ewigkeit vor, und in ihr hatte ich Zeit, zur Besinnung zu kommen über das, was ich gethan.

Ich hatte wie ein unartiges, albernes Kind gehandelt. Ich hatte mir eine ganz furchtbare Blöße gegeben. Und vor allen Dingen: meine Besinnungslosigkeit mußte ihm ganz unverständlich sein.

Er konnte nicht ahnen, daß eine Eifersucht mich überfallen hatte, so plötzlich, so wild, daß etwas Tödliches in ihr war. Ich entsetze mich noch in diesem Augenblick vor ihrer zerstörenden Kraft.

Vielleicht haben sie in der schrecklichen Stille mein Herz schlagen hören. Mir war wenigstens so, als ob man es ganz laut hören müsse.

Und ich wartete, was nun geschehen möge. Ich betete vor mich hin: Lieber Gott gib, daß Mama schweigt. Einen Tadel von ihr hätte ich nicht ertragen. Aber noch viel weniger, wenn sie, die Gute, die Vornehme, mich vor Claudius hätte entschuldigen wollen. Kinder sollen immer kindlich bleiben. Aber erwachsene Kinder kommen doch manchmal in inneren Konflikt mit ihrer Kindlichkeit. In diesem Augenblick war meine Seele zu wund; sie wollte nicht daran erinnert sein, daß sie einer Mutter unterthan sei. Aber Mama schwieg. Wahrscheinlich war sie so erstaunt, eine unlogische Handlung von mir zu sehen. Du weißt, sie hat einmal gesagt: Lena ist anders als ich, aber obschon ich fast immer anders handeln und sprechen würde, als Lena, versteht man stets vollkommen, was sie thut und warum sie es thut.

Nun, hier verstand Mama mich ganz gewiß nicht.

Also ich wartete, was geschehen würde. Vielleicht haben Verbrecher ein ähnliches Gefühl, die auf ihr Urteil warten.

Da neigte er sich, Bernhard Claudius; mit einer seiner ruhevollen, beherrschten Bewegungen — die mich

jetzt mehr demütigten als je — nahm er das Buch auf.

Er kam auf mich zu. Er hielt mir das Buch hin. Ich getraute mich nicht, aufzublicken.

Da sagte er: Lena!

Wenn ich Dir doch dies ‚Lena‘ beschreiben könnte. Kein Vorwurf, keine Frage, nicht einmal Erstaunen war in seinem Ton. Sondern etwas, daß ich noch in keiner Menschenstimme gehört, wenn sie zu mir sprach.

Claudine, lach mich aus! Sage mir, daß ich eine Thörin bin. Aber — ich glaube — es war — Zärtlichkeit.

Nein, nicht wahr, es ist ganz unmöglich? Es kann keine Zärtlichkeit gewesen sein?

Oder doch vielleicht väterliche Zärtlichkeit. Vielleicht hat mein Ohr das Gedächtnis für Papas Ton verloren, und es war eben so ein Ton.

Aber er zwang mich aufzusehen, dieser Ton. Und wie ich da das kluge, edle Männergesicht über mir sah, da that ich den zweiten Wahnsinn.

Ich küßte die Hand, die mir das Buch gab, und lief davon, gehetzt, in schrecklichen Ängsten.

Das war gestern. Ich traue mich nicht, ihm wieder unter die Augen zu kommen. Denn ich bin so klein geworden, so namenlos klein.

Was hat mir nun meine ‚Intelligenz‘ genützt? Fort war sie. Dumm bin ich gewesen, wie ein Schulkind, das noch nicht lesen kann. Dumm wird mir der Kopf, wenn ich nur an jene Augenblicke denke.

Ich schäme mich!

Was das für ein Seelenzustand ist, kannst Du nie begreifen. Ein schmachvoller, elender, feiger.

Und ich hasse meine Bücher und die Politik und alles. Vor acht Tagen hab' ich mich noch mit dem Professor Burgmeier auf Tod und Leben über den Preßkrieg gestritten, den die Birch-Pfeiffer und der Auerbach über ‚Dorf und Stadt' haben, wobei Burgmeier das geistige Eigentumsrecht Auerbachs in Schutz nahm und ich behauptete, daß durch die Dramatisierung durch die Birch-Pfeiffer die Novelle populärer geworden und also der Autor nicht benachteiligt ist. Es ist mir ganz egal. Vor ein paar Tagen sagte der Präsident von Betzow zur Mama mit einem Seitenblick auf mich: Damen mit einem Stich ins Demokratische seien unweiblich; wenn eine Frau sich schon für Politik interessiere, müsse sie konservativ sein. Worauf ich ihm bewies, daß das, was zu gewissen Zeitläuften für konservativ gilt, als es entstand, auch einen revolutionären Charakter hatte, und selbst, wenn ein Kurfürst sich aus eigener Machtvollkommenheit zum König mache, sei das eine That, die Bestehendes umstoße und manchem treuen Brandenburger seiner Zeit mißfallen habe, als zu umstürzlerisch. — Ach, es ist mir ganz egal. Ob es nun eine stockpechrabenschwarze Reaktion gibt oder nicht, es ist mir ganz egal.

Nur e r soll wieder etwas besser von mir denken. Ich werde mich nie mehr aus meiner Kleinheit vor ihm erheben können!

Arme Lena!

Wein ihr eine stille Thräne nach, liebe Dina! Sie hat sich manchmal über Dich und andre überhoben, weil sie ein bißchen Helligkeit in ihrem Kopfe zu haben glaubte.

Sie ist bestraft, es ist aus und vorbei mit ihr. Sie liegt im Staube. —

So, nun habe ich Dir nichts mehr zu sagen. Mein Brief ist aus. Aber Du möchtest wohl hören, wie alles sonst hier geht und steht? Hältst Du auf Details? Dann laß es mich wissen, und ich schreibe Dir ein andermal, mit wem sich Alice von Betzow, einem dumpfen Gerücht zufolge, beinah neulich verlobt haben sollte; ich schreibe Dir, was Frau Professor Burgmeier und ihre vier Töchter auf unsrer letzten Theegesellschaft anhatten, was gesprochen wurde; ich schreibe Dir jeden kleinen Klatsch. Und alle Bonmots, die der König gemacht hat, und was Humboldt thut und alle unsre andern großen Leute. — Ich, die ich nicht viel von Details halte, kann Dir nur sagen, die große Contour ist immer dieselbe; es ist die der Korrektheit, und sie umschließt unglaublich viel Gefühlchen und Gedänkchen.

Von zwei Menschen aber wirst Du noch etwas hören wollen. Vom alten Jakob und vom Onkel Hans. Der alte Jakob zählt die Tage bis zu Eurer Heimkehr. Er ist es nicht gewohnt gewesen, auch nur einen Tag seines Lebens von Dir und mir entfernt zu sein, und seit Du fort bist, hat er die Schranke des Respekts ein wenig durchbrochen und ist zutraulich geworden. Ich klatsche

manchmal ein bißchen mit ihm. Warum soll ich nicht auf seine Interessen eingehen und mich nicht mit ihm empören, daß Pröhles Hausdiener mit der Jungfer der Frau Geheimrat von Liebetreu nebenan von Liebe spricht, seit er weiß, daß sie — die Jungfer — etwas von einem Onkel geerbt hat? Warum nicht mit ihm darüber sprechen, daß der Tabak immer teurer und schlechter wird? Das sind nun Jakobs Sorgen.

Jedem die seinen. Ich weiß wie es ist, keine Teilnahme finden für das, was einem selbst wichtig scheint. Übrigens hat Deine Abreise ihn erst begreifen lassen, daß wir nicht seine Herrschaft, sondern ganz einfach sein Leben sind. Dazu hat er neuerlich etwas Rheumatismus im rechten Arm, und ich hab' ihm denselben voll Pflaster geklebt.

Onkel Hans läßt Dir sagen, er schriebe Dir bald einen langen Brief. Und ich sage Dir, Du wirst diesen Brief nie erhalten. Onkel Hans ist noch aus den Zeiten, wo man mehr darauf hielt, den jungen Kriegern eine elegante Degenführung als eine elegante Federführung beizubringen. Ich fürchte, ich fürchte, er und die Orthographie sind Todfeinde. Onkel Hans befindet sich vortrefflich. Er bildet sich ein, durch die Rolle, welche er bei Deiner Heirat gespielt hat oder gespielt zu haben glaubt, endlich in Mamas Augen eine Autorität geworden zu sein. Dies bereitet ihm ein riesiges Behagen. Übrigens: welche kluge Ökonomie, mit seiner Anerkennung sparsam zu sein! Mama äußert sich so selten lobend — Claudius und wir sind ausgenommen

— über einen Menschen, daß ein wohlwollender Blick von ihr schon genügt, jemand stolz zu machen.

Es war ja etwas leichter, als wir unsrer zwei zum Zuhören waren bei Onkel Hans' Erzählungen. Indessen mit ihm habe ich immer Geduld! Er ist eben unser einziger, herrlicher, drolliger, unvergleichlicher Onkel Hans!

Und am Ende jetzt noch der einzige Mensch, vor dem ich nicht klein bin.

Man braucht eben doch sein Publikum. Onkel Hans ist mein Publikum, ich bin das seine.

Wenn Mama sich mit Herrn Pastor Bernhard Claudius verheiratet, dann ziehe ich mit Onkel Hans zusammen!

Adieu, Claudine! Deine Lena."

Das war nun so ganz Lena.

Auf zahllosen Bogen hatte sie ihre Gedanken im Zickzackflug spazieren gehen lassen, um zum Schluß jäh, trocken, bitter abzubrechen.

„Wenn Mama Herrn Pastor Bernhard Claudius heiratet — —"

Es war Claudine, als raune ihr eine innere, prophetische Stimme zu, daß dies niemals geschehen werde.

„Ein langer Brief," sagte Albrecht und sah all die vielen, dünnen weißen Bogen an, die sich neben Claudinen auf dem Fensterbrett gehäuft hatten.

„Ob sie mir nichts von dem Inhalte des Briefes sagen wird?" dachte er.

Sie aber schwieg und verfiel in ein tiefes Nachdenken, welches den Rest des Tages vorhielt.

Den Schluß von Lenas Brief, ihre Bemerkungen über die Burgmeier und die Betzow, sowie den Bericht über Onkel Hans hatte sie ganz vergessen. Es trat so zurück vor dem Inhalt der ersten Briefbogen.

Lenas Leidenschaft für Claudius erschütterte sie tief. Wie sie die Schwester kannte, war das ein lebenbeherrschendes nie zu überwindendes Gefühl. Sie siebte in ihrem Gedächtnis alle Stunden durch, die sie mit Lena und Claudius verlebt, um etwas zu finden, irgend einen Anhaltspunkt, an den sich ihr weiblicher Spürsinn klammern konnte, um zu ergründen, ob der Mann ihre Schwester, ihre Mutter oder keine von beiden liebe. Umsonst. Claudine fühlte, daß sie ehemals zu harmlos gewesen war, um eine gute Beobachterin zu sein.

Ein tiefes Mitleiden mit Lena ergriff sie. Sie konnte es nicht fassen, wie man so verschieden von einander sein kann, wenn man doch aus einem Nest geflogen ist. Lena konnte das Freudigste erfahren, sie würde immer irgend einen Tropfen Bitterkeit herauszupressen verstehen. Und sie selbst — Claudine — konnte das Härteste ertragen müssen, sie würde immer noch einen Schimmer von Milde und Schönheit spüren.

Claudine versuchte sich in Lenas Lage zu versetzen und fühlte sicher, daß sie in derselben weder unglücklich, noch ungebärdig, noch herbe sein würde! Lena wußte doch immer eines für gewiß: wenn Bernhard Claudius sie auch nicht mit der Liebe des Mannes umfing, mit einer väterlichen oder brüderlichen Liebe doch gewiß. Und war das nicht schön, nicht entschädigend, nicht beglückend?

Claudine wurde so zu einer Erkenntnis förmlich gedrängt.

„Es ist offenbar,“ sagte sie sich, „es kommt gar nicht auf das Schicksal an, das uns trifft, nicht darauf, wie düster es ist, sondern nur darauf, wie wir es ansehen.“

Von der Leidenschaft ihrer Schwester zu ihrem Gatten zu sprechen, verbot ihr ein keusches Gefühl.

Keine Falte ihrer eignen Seele hätte sie dem geliebten Mann verbergen mögen. Aber die Schwester stand ihm doch nicht so nah.

Und sie ahnte nicht, daß ihr Schweigen dem Manne zur Qual ward.

Seine Phantasie, seit Wochen immer bereit, nur Schrecken zu sehen, schuf sich ein Bild von dem Inhalt des Briefes Lenas.

Sicher, dafür kannte er Claudine, sie hat nicht geklagt. Aber ihr selbst unbewußt mochte in ihren Briefen nach Hause ein Ton geherrscht haben, den die Schwester mit ihrem scharfen Verstand und dem eifersüchtigen Herzen sogleich herausgefunden und verstanden hatte. Und nun tröstete Lena die arme junge Frau. Plauderte ihr in ihrer kapriziösen Art allerlei bunte Geschichten vor, um sie zu zerstreuen, und Claudine wieder, nicht minder fein als die Schwester, begriff, daß man sie trösten wolle.

Es wäre doch zu natürlich gewesen, daß Claudine ihm den Brief gab, ihn vorlas, wenn er heiter und amüsant war. Daß sie ihn für sich behielt, ihn so völlig beschwieg, schien zu beweisen, daß Dinge darin standen, die Albrecht kränken mußten. Vielleicht lief in Berlin gar ein Gerücht

um über seinen Vater, über seine eigne Flucht aus dem Kampf —

So grübelte Albrecht weiter und weiter und geriet im Laufe des Abends in eine unfreundliche Laune.

In dieser geschah es, daß er Claudine heftig anfuhr.

„Albrecht!" rief der ältere Brandow, der vor Schreck Herzklopfen bekam.

Auch Claudine erschrak, eine Sekunde lang stieg es bitter und schmerzvoll in ihr auf und ihr wurden Hände und Füße bleigewichtig. Aber eben nur eine Sekunde lang.

Dann stand sie auf, ging nahe an Albrecht heran, nahm seinen Kopf an ihre Brust und drückte einen sanften Kuß auf sein dunkles Haar.

„Mein armer Albrecht," sagte sie leise. Er zitterte vor Beschämung und Unglück. Was lag nicht alles in ihrem Ton! Er besagte: „Wie krank mußt du sein, daß du dein Weib so anfährst!"

Er nahm ihre beiden Hände und küßte sie wieder und wieder in leidenschaftlicher, stummer Abbitte.

In der Nacht lag er schlaflos und dachte über sich nach.

War er nicht früher ein lebensfrischer, heiterer Mensch gewesen? Vielleicht gar ein liebenswürdiger? Jedenfalls einer, dem männlicher Frohmut aus den Augen geleuchtet.

Und hatte sich seine ganze Natur so umwandeln können, infolge der einen Nacht?

Wenn diese Umwandlung durch äußerliche Ereignisse geschehen war, mußte er doch in sich die Kraft haben,

das neue, fremde, kranke Element wieder aus seinem Wesen zu stoßen. Oder war doch auch in seinem Blut ein Tropfen von der Zagheit seines Vaters? War es sein trauriges Erbteil, nicht vergessen und nicht überwinden zu können? Welcher Zukunft ging dann Claudine entgegen?

„Ich will sterben oder wieder ein Mann werden," sagte er sich verzweifelt.

Am andern Morgen fand er die Gelegenheit zu dem berühmten Chirurgen zu gehen.

Nachdem er in einem übervollen Vorzimmer durch anderthalb Stunden gewartet hatte, konnte er endlich, blaß, abgespannt und widerwillig in das Sprechzimmer treten.

Der Enthusiasmus seines Vertrauens zu dem berühmten Manne hatte sich während des Wartens ganz verflüchtigt. Stimmungen lassen sich nicht bewahren, und das Vertrauen zu einem Menschen, welchen man nur vom Hörensagen kennt, ist schließlich nur Stimmungssache.

Auch der große Mann war abgespannt und hatte seine Uhr neben sich liegen, auf welcher er schon während der letzten Konsultationen den immer näher rückenden Zeitpunkt sich nicht entgehen lassen wollte, an welchem er seine Sprechstunde schließen und zu seinem Mittagessen gehen durfte.

Albrecht trug seine Krankengeschichte vor, aber nicht mit jener persönlichen Wärme, die den Hörer ergreift, und deren er noch vor anderthalb Stunden bei seinem Eintritt in das Haus fähig gewesen wäre.

Der Arzt hörte genau zu, mit einer kalten Gewissenhaftigkeit. Dann untersuchte er das Wundmal an Albrechts Schulter. Er fand eine frische Narbe und konnte keinerlei beunruhigende Momente finden. Daß Albrecht innerlich noch oft starke Schmerzen habe, sei natürlich und als Albrecht ihm nun vollends andeutete, daß er große seelische Leiden ausgestanden, war der Mann ganz befriedigt. Das war ja gerade seine rühmliche Specialität, den Zusammenhang des ganzen Seelen- und Körperzustandes eines Patienten mit dem Verlauf einer lokalen Erkrankung nachgewiesen zu haben. Ganz schnell hatte er nun den Rat: auf das allgemeine Befinden einwirken, gut und heiter leben und im übrigen der Jugendkraft vertrauen.

Albrecht trug wenig Mut mit hinweg aus dieser Unterredung. Er versuchte zu glauben, daß der Arzt recht haben könne, und fühlte doch tief, daß er einen Krankheitsstoff in sich trage.

Er kam in das Hotel zurück, als die Wirtstafel schon begonnen hatte. Obschon sie mit aller Bequemlichkeit reisten, reichten ihre Mittel doch nicht zu dem Luxus, sich außer den beiden Schlafzimmern, deren sie benötigten, noch einen Salon zu mieten. So mußten sie alle Mahlzeiten in den Speiseräumen der Gasthöfe einnehmen. Und hier wurden sie immer und überall Ohrenzeugen von Gesprächen, die Albrecht peinigen mußten.

Auch heute saß Claudine wieder wie auf Kohlen und zitterte vor dem Moment, daß ihr Gatte kommen werde und hören müsse. Ihnen gegenüber saßen zwei Männer,

die eifrig kannegießerten. Der eine mußte aus Gott weiß welcher Weltabgeschiedenheit daher kommen, denn der andre erzählte ihm die ganze Geschichte: wie man die Lola Montez vertrieben und den König Ludwig zum Abdanken gezwungen habe, wieviel Vertrauen man dem König Maximilian entgegenbringe. Und mit dem Stolz des Bayern fing er an, die revolutionäre Bewegung der andern deutschen Reiche zu besprechen. Das hatte sogar schon Claudine auf ihrer Reise beobachtet, daß jeder glaubte, sein Land, seine Residenz habe die Angelegenheit am überlegensten geleitet. Daß alsbald die Sprache auf Berlin kommen werde, war ihr gewiß.

Kaum saß Albrecht, so legte das Gegenüber denn auch los. Vielleicht hatte der Mann an ihrer Sprache sie als Preußen erkannt, vielleicht witterte er sogar in Albrecht den Offizier in Civil, vielleicht gab er der gemeinen provokatorischen Händellust nach, welche politische Dilettanten so oft auszeichnet; genug, er verbreitete sich über alle Fehler, die in Berlin gemacht worden waren, sprach von roher Soldateska und Bürgerfeigheit, die zu rasch zu Kreuz gekrochen sei, hatte für den König und sein Ministerium Worte, die Albrecht nicht anhören durfte.

Er gab sich Mühe, nicht zuzuhören oder sich den Anschein zu geben, als höre er nicht. Aber er bemerkte ganz wohl, daß der eifernde Mann eigentlich für ihn sprach, und weiter bemerkte er mit Schrecken, daß sein Vater mit dem verkümmerten jungen Gesicht und den staunenden Augen ganz unverhohlen mit den Blicken an

dem Redenden hing. In dem Moment, wo der Sprecher das auch bemerken und Ruprecht von Brandow anreden würde, konnte die Lage für Albrecht mehr als peinlich werden.

Aufzustehen schien gewagt. Es würde wie eine schweigende, aber kränkende Demonstration aufgefaßt werden und konnte den Streit doch noch hervorrufen, den Albrecht vermeiden wollte und mußte.

Nun fing der Mann an, seinem unwissenden Freund zu erzählen, was sich alle Welt erzählte, was man noch monatelang in allen Zeitungen in Einzelbeispielen novellistisch eingekleidet las: daß Brüder auf Brüder, Väter auf Söhne geschossen haben sollten.

„Nun, das ist eben der Bürgerkrieg, nicht wahr, mein Herr?“ schloß er, sich an Ruprecht von Brandow wendend.

Claudine erhob sich plötzlich.

„Ich habe tödliches Kopfweh,“ stammelte sie und war infolge ihres Mutes, ihrer Lüge und der allgemeinen Aufmerksamkeit wie mit Blut übergossen.

Albrecht und sein Vater begleiteten sie hinaus.

In ihrem Zimmer warf sie sich zitternd an Albrechts Brust.

„Du hast gelitten,“ rief sie weinend.

„Und auch du! Denke nicht immer nur an mich,“ sprach er mit zuckenden Lippen.

„Gott sei Dank, daß um Vaters Seele sich dichte Vergessenheit gelegt hat.“

„Wir müssen fort! Weiter! Wo kein Mensch mehr von alledem spricht."

Und so zogen die Rastlosen weiter. Ruprecht von Brandow konnte es gar nicht fassen, denn es hatte ihm in München gut gefallen. Der eine Vormittag, den er mit Claudine in den Gemäldesammlungen umher gewandert, war ein Lichtblick in seinem Leben. Er hatte so viel Schönes noch nie gesehen und nicht geahnt, daß es dergleichen gäbe. Sein Dasein war das eines Landjunkers gewesen, der sich auf seiner Scholle redlich plagt. Ihm dämmerte nun ein Ahnen auf, daß seine weiche Seele einer andern Nahrung bedurft und bei einer solchen sich auch so entfaltet hätte, daß seine verlorene, geliebte Frau sich ihm geneigt haben würde.

Und er konnte das alles so vertraulich mit Claudine besprechen. Es kam ihm immer vor, als ob sie gleichaltrige Genossen wären, der alternde Mann und das kindliche Weib. Das kam, weil sein Leben und seine Seele so unerfahren und so keusch waren, wie das ihre, wie die ihre. Er hatte so gar keine Erfahrungen. Der einzige große Schmerz seines Daseins hatte ihn so erfüllt, daß er ihn sogar gegen die Roheiten und Schrecken der letzten Zeit unempfindlich gemacht. Alles war an ihm spurlos vorbeigegangen. Deshalb schien auch sein Gedächtnis wie betäubt. Und er klammerte sich an Claudine mit der naiven Selbstsucht des Ertrinkenden an seinen Retter. Durch sie allein konnte er ein andrer Mensch werden — durch eigene Kraft nicht mehr.

Die Reise ging weiter, im Wagen, in Postchaisen. Tag um Tag.

Sie näherten sich den Wundern des Gebirges. Daß sie Deutschland ganz verlassen wollten, war bei Albrecht zum Entschluß geworden. In der tiefen Einsamkeit irgend eines Tiroler Dorfes hoffte er endlich eine Stätte zum Rasten und Genesen finden zu können.

Der Anblick einer erwarteten Größe täuscht immer. Meer und Menschen, Bauten und Berge erscheinen geringer, als man dachte, gegen das Phantasiebild der Vorstellung. Claudine nicht nur, auch die Männer konnten gar nicht begreifen, daß das Gebirge nicht geheimnisvoller, nicht gewaltiger sich vor ihnen auftürme. Sie hatten von einem unvermittelten Übergang aus dem Flachland in hohe Felsenwirrnis geträumt und fanden sich durch das Idyll lieblich sich ausbreitender Vorhügel enttäuscht. Die fernen weißen Zackenhäupter über jenen Vorhügeln konnten ihnen auch keinen Begriff von unerreichbarer Höhe geben.

Aber in dem Maß, als die Tage sie näher hineinführten in die neue Welt, fingen sie an, ihre Erhabenheit zu ahnen. Zuerst hielten sie sich auf der großen Straße, die zum Brennergebirge führte. Aber da wimmelte es von Postkutschen, Frachtwagen und Wandernden. Denn der Zug der Reisenden von Italien ging über diesen Weg. Dann wandten sie sich von Kufstein ostwärts. Aber wieder gerieten sie in den großen Verkehr, der von Salzburg nach München ging. In allen tirolerischen Wirtshäusern war gute Einkehr. Da nahm man die

Reisenden noch auf wie Freunde, da entließ man sie mit Grüßen an den Wirt des nächsten Ortes, der ein Vetter oder Ahne des vorigen Wirtes war. Da gab man ihnen gute Ratschläge für Wegeswahl und gegen Wetterungunst.

Und langsam verhallte der Lärm der Zeit hinter ihnen. Es war, als ob an der Majestät der Gebirgseinsamkeit das kleine, vergängliche Geräusch von Menschenkämpfen zerschelle.

Es war Ende Mai geworden, als sie endlich eine Stätte fanden, so einsam, so groß und so ernst, daß Albrecht glaubte, hier aufatmen zu können.

Im nördlichen Tirol war es zu Waidring in dem stattlichen Wirtshaus, das mehr einem alten Feudalpalast glich mit seinen gewölbten Korridoren und großen, weißen Wänden mit der spärlichen Stuckverzierung, als einer Fremdenherberge, wo man ihnen den Namen „Sankt Adolari" nannte.

Aus dem mäßig weiten Thal, das die wilden Felsenschroffen der Loferer Steinberge überragten, führte durch Tannenwald ein Weg, schmal und für ein Wägelchen nur mühsam befahrbar, hinein in eine schmale Felsenschlucht. Zwischen den steil anragenden Klippen, an die sich da und dort eine Tanne mit klammernden Wurzeln hielt, rauschte in der Tiefe ein weißschäumendes Gebirgswasser. Einen Weg hatte Menschenkunst am Fuß der Felsen diesen abgesprengt. Die Schaumperlen der thalabwärts kochenden Gischt sprühten darüber hin und netzten zuweilen gar noch die Felswand jenseits. Von hoch

droben sah ein schmales Stück Himmel in die kellerartige Enge der Schlucht hinein.

Hatte man sich durch die kühlen Schauer ihrer sonnenlosen, finsteren Schönheit gewunden, so kam man in ein schmales Waldthal. Hier brauste der weiße Bach zwischen dem satten Grün bemooster Tannen einher. Der Weg stieg und erhob sich hoch und höher über das steinige Bett der stürzenden Wasser, er ging in einer Brücke über sie hinweg und führte jenseits weiter bis zum Pillersee, der tief eingebettet, weißgrün und mit schuppig schillernder Fläche zu Füßen der wilden Steinberge lag. Vorher zweigte sich ein andrer Weg ab und stieg rasch, in gleicher Linie, über die Straße empor. Er führte am Berghang hin und ging auf eine kleine Platte, die aus dem jähen Absturz der bewaldeten Gebirgswand vorsprang.

Eine Kapelle, weiß getüncht und mit silbrig schimmerndem Schindeldach, streckte hier ihr graues Türmchen zwischen den Tannenwipfeln empor. Ihr gegenüber lag auf dem kleinen Plateau noch ein Gebäude. Ein Bauernhaus mit steinbelastetem Dach und winzigen Fenstern, deren grüne Läden zurückgeschlagen waren und unter denen sich eine Galerie hinzog. Ein Zeichen über der Hausthür, das aus der weißgekalkten Mauer vorsprang, kündete, daß das Haus zugleich ein Wirtshaus sei.

Als Albrecht und Claudine zuerst hier standen und von der Platte, die fast einem natürlichen Balkon glich, hinabsahen in das grüne Thal und den brausenden Bach und hinüber zu dem Gebirge, das sich aus tannenum-

gürtetem Fuß grau, nackt, schroff und drohend aufreckte, weiteten sich ihre Seelen.

Das Schweigen in der großartigen Natur wirkte wie priesterliche Weihe gleicherweise auf sie beide ein.

Als Albrecht nach langem, staunendem Schweigen fragte:

„Wollen wir hier bleiben? Ist es dir nicht zu einsam? Es ist so schön und friedvoll,“ rief sie mit freudigem Herzen: „Ja!“ Denn es war das erste Mal, daß der geliebte Gatte in einem Ton zu ihr sprach, aus welchem eine tiefe, erlösende Zufriedenheit klang.

## Zehntes Kapitel.

So hatten sie denn eine Art vorübergehender Heimat gefunden, wo sie bis zu dem Tag weilen konnten, an dem Albrecht gesund an Leib und Seele den Wunsch fühlte, zu seinem Beruf in die Welt zurückzukehren.

Dem älteren Brandow war die Einsamkeit wie ein beängstigender Druck, die herbe Gebirgsluft machte ihn frösteln. Aber er wagte nicht, die Freude seiner Kinder durch die Äußerung eignen Unbehagens zu stören. Er fühlte sich plötzlich, er wußte nicht wie und durch welche Gedankenverbindung, mit einer erschreckenden Lebhaftigkeit an seine Frau erinnert.

Auch waren ihm die kleinen Bauernstuben qualvoll. Sein ganzes Leben lang hatte er keinen Luxus gekannt und nie nach solchem getrachtet. Der Bauerntisch, die Holzbänke, der große, grüne Ofen, um den die Bank lief, die harten Betten in den karg ausgestatteten Gaststuben, alles war ihm gleichgültig und erregte höchstens nur deshalb seine Beachtung, weil er dachte, ob Claudine nicht zu viel entbehren werde. Aber die Decke so nahe über seinem Kopf zu fühlen, das war ihm gräßlich. Er hatte immer die Empfindung, als müsse er sich in die Haare fahren, etwas abschütteln, was ihn da drücke.

Claudine schien nichts zu bemerken, nichts zu entbehren. Sie packte ihre Koffer aus und machte ihre Stube so wohnlich als möglich. Sie versuchte sich mit der Wirtin zu verständigen wegen der Verpflegung und zeigte nur Vergnügen an der Schwierigkeit, zu verstehen und verstanden zu werden.

Die ersten kurzen Wochen brachten noch allerlei Beschäftigung: es galt passendes Schuhwerk zu besorgen, und der Spaß Claudinens war groß, als sie ihre feinen Füße zuerst in den benagelten Schuhen sah, die ihr der Schuhmacher in St. Ulrich am Pillersee, dem nächsten kleinen Dorf, gemacht hatte. Daheim thaten sie ihr gar zu weh, aber wenn man auf den schmalen Waldwegen an den Berghängen herumwandern wollte, mußte man sie wohl tragen. Lange freilich hielt sie es nie aus. Und dann mußte Albrecht eine Lodenjacke haben und sich kostümieren lassen wie ein Jäger. Dies alles schien Claudine als eine lustige Maskerade anzusehen. Oder schöpfte sie nur aus diesen kleinen Nichtigkeiten Stoff, um Albrecht mit harmlosen Scherzen zu unterhalten?

Ruprecht von Brandow fragte es sich täglich.

Und dann das Essen! Zwar die Wirtin that, was sie konnte, und es gab Tage, wo gebackene Hähne vor ihnen auf der Schüssel prangten, und Forellen konnte man alle Tage haben. Aber dazwischen kamen andre Mahlzeiten, die dürftig und geschmacklos ausfielen und an denen man froh war, einen Schmarren zu bekommen anstatt der Forellen, die als immer wiederkehrende

Lückenbüßer ihren Charakter als Delikatesse verloren hatten und der geheime Schrecken des älteren Brandow geworden waren.

Hatte Claudine kein Gefühl für diese Entbehrungen? Er bemerkte, daß sie viel Milch trank und wenig von den oft in sonderbarem Fett schwimmenden Speisen, den faustgroßen Knödeln und den wunderlichen Suppen aß. Demnach empfand sie es doch. Warum klagte sie nicht?

Und hatte sie je nötig gehabt, mit Nadel und Faden bewaffnet dazusitzen und Kleider zu flicken? Wenn es noch ihre eignen allein gewesen wären! Aber alle drei hatten sie ihre Gewänder auf der langen Reise zerschlissen, und Neues ließ sich hier nicht beschaffen, außer eben den Gebirgstrachten. So nähte Claudine munter Knöpfe an und machte neue Säume um ausgefaserte Ränder. Als Brandow einmal eine Weste, seine eigne Weste, in ihrer Hand sah, färbte sich ihm die Stirn rot.

Sie aber schien alles ganz selbstverständlich zu finden. Sie saß bei gutem Wetter vor der Thür, und Nadel wie Zunge gingen munter. Denn aus der schweigsamen Claudine war längst eine beredte geworden. Sie hatte einmal bemerkt, daß sie plaudernd aus Albrecht viel herauslocken könne und daß ihm wohler ward, wenn er von seinen Kameraden, von ihren gemeinsamen Erinnerungen sprach. Die Geschichte ihrer Liebe ward von Claudine immer wieder neu durchgenommen, bis auf die allernichtigsten Nebenumstände: welches Kleid sie damals im Garten ihrer Freunde angehabt, und ob sie Syringen oder Narcissen in den Händen getragen.

Sie übte vom Morgen bis zum Abend die feine weibliche Kunst, die Kleinigkeiten des Alltags mit Anmut und Heiterkeit so zu umgeben, daß sie unterhaltend wirkten. Alle Unruhe der Reise war aus ihrem Leben gestrichen, es gab keine Themen mehr zu besprechen, die das Fahren, Einkehren, die neuen Gegenden mit sich brachten.

Sie waren auf das angewiesen, was aus ihrem eignen Innern an Gedanken, Einfällen, Gefühlen hervorquoll.

Und war diese junge Frauenseele denn ein unerschöpflicher Born?

Brandow konnte es nicht fassen. Er hatte selbst einmal gesagt, daß seine Frau „bedeutend“ gewesen sei. Sicher, sie hatte so klug zu sprechen gewußt. Sie hatte so viel Bildung besessen. Und Claudine konnte Fragen thun, welche einem Schulmädchen Ehre gemacht hätten. Und doch war keine Minute der Langeweile, der Unfreiheit, des Unbehagens in ihrer Nähe denkbar.

Woher nahm sie die Kraft und die Weisheit zu alledem?

Der Mann fragte es sich wieder und wieder. Längst hatte er aufgegeben, Claudine zu loben, ihr zu danken, sie zu fragen.

Denn auf all solche Äußerungen hatte sie ihn verwundert angesehen und gesagt:

„Wie du nur sprichst, Vater! Das thun doch alle Frauen!“

Man durfte ihr nicht einmal sagen, daß sie Auserlesenes that. Sie hätte es nicht geglaubt, nicht begriffen, und höchstens die andern Frauen als Ausnahmen betrachtet.

Aber aus seinen Beobachtungen und seinem Erstaunen erwuchs ihm allmählich ein Ehrgeiz. Er wollte nicht immer vor ihr als der schonungsbedürftige Mann erscheinen, der auf ein gebrochenes Leben zurückblickt. Er besann sich darauf, daß er erst fünfzig Jahre alt war, und daß andre Männer dies als ihre besten Jahre ansehen. Wohl war es schwer, hier Arbeit zu finden und sich zu bethätigen. Aber er stieg auf Höhen, die sie nie erklomm, weil Albrecht beim Steigen Schmerzen bekam, und brachte ihr seltene Blumen, er ging für sie durch die Schlucht jeden Tag nach Waidring, um auf der Post nach Briefen zu fragen, er zimmerte eine Schutzhütte aus Brettern, damit sie auch an Regentagen im Freien sein könne.

Seine Wangen bräunten sich, und sein Auge bekam Glanz, und seine Hand ward fester. Er fing an, seinem Sohn sehr ähnlich zu sehen.

Albrecht sah dies mit einer freudigen Dankbarkeit, welche fast der Wonne seiner Liebe zu Claudine gleichkam.

Für ihn aber war dies kein Wunder. Er hatte längst begriffen, von welcher Art Claudinens Zauber war, der auf alle wirkte.

Es war die sittliche Kraft ihrer Selbstlosigkeit.

Auch seine Seele begann durch ihre Macht zu gesunden.

Niemand rührte mehr an seiner peinvollen Erinnerung. Wenn die Bauern und die Jäger, die auf ihren Geschäftswegen hier Rast machten und bei fürchterlichem Tabak und köstlichem Wein in der Wirtsstube saßen, von den Händeln der Welt sprachen, erzählten sie sich nur ungenaue Nachrichten vom Krieg, den der Radetzky in der Lombardei führte, und von der italienischen Gesinnung der Welschtiroler. Aber dann schlug einer die Zither, und sie sangen ihre Lieder, mit halber Stimme, in jener eigentümlichen, traurigen und dünnen Tonmischung des Quartsextaccords.

Und wenn er dann auf Claudine sah, die in ihrem städtischen Kleid vornehm und ruhevoll dabei saß, träumerisch lauschend, durch keine Miene verratend, ob ihr der Tabakrauch und der Leutegeruch auch lästig seien, dann war es ihm wie ein Märchen, daß er sich mit dieser selben Claudine vor einigen Monaten noch in der ersten Berliner Gesellschaft bewegt, daß er dann schreckliche Stunden des Bürgerkriegs durchlebt, daß sein eigner Vater ihn verwundet und daß er in fluchtartiger Eile die Heimat verlassen hatte, getrieben von dem Wahn, ein fahnenflüchtiger Mann zu sein.

Alles, was gewesen, entrückte in dämmerige Zeitfernen. Der völlige Unterschied zwischen der Kulturzone, in welcher sie sonst gelebt und in welcher sie jetzt lebten, schien zwischen dem Vergangenen und der Gegenwart eine Kluft zu schaffen, die der Wirklichkeit nicht entsprach.

Was Albrecht erlebt, ward allmählich des Bitteren und Persönlichen entkleidet. Er sah sein Unglück nicht mehr als ein schimpfliches Sonderschicksal an, sondern als einen Zufall, der jeden in seiner Lebensstellung hätte treffen können — als einen notwendigen kleinen Farbenfleck im Gemälde der Zeit.

Nur freilich — die Wunde ließ sich nicht vergessen. Fort und fort nagte ein geheimes Leiden an seiner Kraft, und er ward immer hagerer. Das Fieber kam allabendlich zurück, kaum merklich zwar, aber es kam doch.

Wenn er nur gesunden könnte! Er fühlte, daß im Besitz der alten Körperfrische auch die letzten Schatten aus seinem Gemüt weichen müßten.

Längst hatte Claudine den Fall mit ihren Wirtsleuten besprochen. Die Wirtin, ein entschlossenes Weib mit blassem Gesicht, in dem dunkelbraune Augen funkelten und eine Adlernase über dem schmallippigen Mund stand, riet, man solle den alten Doktor aus Lofer einmal fragen, der habe mit Kräuterumschlägen schon Wunderkuren gemacht. Aber Claudine und Albrecht hatten das Vorurteil der Großstädter gegen Wunderkuren. Der Wirt, ein schweigsamer Mann, der immer mit den Händen in den kunstreich umstickten Hosentaschen herumbummelte und nur zuweilen mit dem Braunen und dem Wägelchen davonfuhr, um Geschäfte zu besorgen, von denen er immer mit schwerfälligen Bewegungen und klein-verschwommenen Augen zurückkehrte, der Wirt sagte lakonisch in seinem Dialekt:

„I main halt, ma sollt's wieder aufi schnaiden."

Diese Ansicht, welche Claudinen erst sehr barbarisch vorkam, deckte sich mit derjenigen von Onkel Hans. Natürlich hatte Claudine über Albrechts Zustand nach Berlin geschrieben, und Frau von Ahlefeld hatte lange Unterredungen gehabt, sowohl mit dem Hausarzt als auch mit dem Doktor, welcher Albrecht verbunden und behandelt gehabt. Lena, die sich allmählich zur alleinigen Korrespondentin aufgeworfen und der Mama angewöhnt hatte, nur einen kurzen Gruß einzulegen in die Briefe, Lena schrieb darüber:

„Es versteht sich von selbst, kleine Schwester, daß jeder von uns seine eigne Ansicht in der Sache hat und daß jedermanns Ansicht die richtigste und beste ist. Denn ein gut erzogener Deutscher erkennt keine Autorität an, besonders in Angelegenheiten des Heilverfahrens weiß jeder das Richtigste, ob es sich nun um Beinbrüche oder Typhus, um Zahnweh oder die Cholera handelt. Wir kritisieren immer, den Ärzten gegenüber sind wir am allerkritischsten. Gott weiß warum. Vielleicht ist dies auch bloß eine verhüllte Form der Lust am Leben. Und da ist es denn sehr symptomatisch, daß ich gar keine Ansicht in ärztlichen Fragen habe und nicht einmal die Leistung der Doktoren in Albrechts Fall kritisiere. Wozu nebenbei auch die andern kein Recht haben, meine ich, denn Albrecht ist davongelaufen, als seine Wunde zu heilen schien.

Also unser Hausarzt, der Medizinalrat Wenzel, sagt, Albrechts gesunde Jugend, das stille Leben, die

Gebirgsluft und das Glück würden ihn schon heilen, und wenn wirklich unter der geheilten Oberfläche der Wunde ein Wundkanal und in diesem Giftstoff wäre, so würde er diesen kraft der aufgezählten Momente schon allmählich verarbeiten.

Ansicht zwei, des behandelnden Doktors Schneider: Wenn Albrecht nicht so schnell sich seiner, des genannten Herrn, unfehlbaren Kunst entzogen hätte, wäre die ganze Geschichte schon vergessen, wogegen man keine Beweise führen kann. Wenn aber noch ein kleiner Eiterherd — hunderttausendmal Pardon für das greuliche Wort — unter der obenauf geheilten Wunde vorhanden wäre, würde Albrecht längst in schweren Fiebern sterbenskrank daniederliegen. Er würde wohl nervös sein.

Ansicht drei von Mama — also inniger gemeint wie die zwei obigen, aber naturgemäß noch wertloser: irgend ein englischer Arzt habe ein neues Mittel erfunden, es heißt Chloroform, damit solle man Albrecht betäuben, dann könne man ihn, ohne daß er es merkt, schmerzlos untersuchen.

Von den übrigen vier Dutzend Ansichten, die sämtliche Freunde, Bekannte und Verwandte des Hauses Ahlefeld abgegeben, erwähne ich nur noch die von Onkel Hans. Er wird sie dir ‚nächstens' selbst brieflich mitteilen und hat wie immer ‚einstweilen' mich beauftragt. ‚Die alten verfluchten Kerls', sagte er ‚können mit ihrer Studierweisheit auch keinen Hund vom Ofen locken. Schuß-, Hieb- und Stichwunden, da versteht 'n alter Krieger mehr von, als so 'n Civilist, der sich noch nie

die blauen Bohnen hat um die Ohren sausen lassen. Da war 'n alter Kamerad von mir, der alte Pöttnitz, Kind, du weißt doch, der alte Pöttnitz, der seine erste Frau sich dunnemals mit aus Frankreich gebracht hatte und sie immer einsperrte, wenn er ausritt, weil ihm so was schwante, daß sie ihm doch noch ausrückte! das mußt du doch wissen! Und ich hab's euch doch erzählt, daß sie eines Tages richtig çaduc war — aus 'n Fenster raus und ihre Juwelen mit, und von seinem Geld bloß soviel, als sie bis nach Frankreich brauchte, denn per Pedes konnte sie ja doch nicht hin. Und als der Bescheid kam, so nach 'n Jahrer zehn, daß sie tot sei, heiratete er 'ne Plüskow, von den Mecklenburger Plüskows, und sagt, auch in dieser Hinsicht heißt es: bleibe im Lande und nähre dir redlich. Er sagte immer dir. Na, der Pöttnitz hatte auch 'ne Schußwunde am Schenkel. Und er war ein Bombenkerl, gesund, jung, kräftig. Heilt uns der Kram binnen 'ner Woche total zu. Aber kann dir der Mensch vor Schmerz doch nicht gehen. Na, da kam unser alter Feldscher — ein Mann, sag ich dir, dem unser Herrgott den Verstand gegeben hatte, mit Mensch und Vieh gleich forsch umzugehen, beguckt sich den Fall und sagt: Das darf noch nicht heilen, das muß wieder auf, da muß 'ne Fontanelle 'rein. Und macht die Wunde wieder auf mit einem kleinen Schnitt und legt dir da 'ne Erbse rinn. Na und denn heilte die Geschichte von innen her und nicht von außen 'rein, das darf sie nicht, sagte der Feldscher, so was will Luft haben.'

Ich habe dir Onkel Hans' Äußerung ziemlich wortgetreu wiederholt, wenn ich auch fürchte, daß ich einige Lebensdaten des alten Pöttnitz unterschlagen habe, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß Onkel Hans noch die Genealogie des Hauses Plüskow eingeflochten hat oder den Feldzug in Frankreich um die Gestalt der ersten Pöttnitzgattin gruppierte.

Um nun auch meinerseits doch eine Meinung zu äußern, so denke ich, Ihr kämt am besten wieder. Schließlich ist man doch auf ärztliche Kunst angewiesen, und schließlich ist diese doch am zuverlässigsten da, wo der Arzt ein persönliches Interesse am Kranken und seiner Familie hat.

Du willst sonst noch von hier etwas wissen? Mein Gott, die ganze Welt ist in einem Zustand der Verwunderung. Die Berliner wundern sich, daß sie eine Revolution gemacht haben, die Regierung wundert sich, daß sie Zugeständnisse gemacht hat.

Und ich wundere mich, daß auch ich mich revolutioniert habe. ‚Sich revolutionieren', ich glaube, das ist gar kein Wort. Wozu sich gegen ein Geschick aufbäumen? Noch mehr aber wundere ich mich, daß ich Dir mit einer langschweifigen Mitteilung von meinen sogenannten Leiden das Herz schwer gemacht habe.

Ich bitte Dich, liebste Menschenseele, sei meinetwegen ruhig. Ich leide gar nicht mehr. Seit dem Strachwitzbombardement, ich meine, seit ich Bernhard Claudius den Band Strachwitz vor die Füße kegelte und ich nachher die Tollheit hatte, seine Hand zu küssen, seitdem

reden wir nicht mehr miteinander. Er hat wohl Angst, daß ich noch öfter einige Bände Lyrik als Wurfgeschosse benutzen möchte.

Das heißt, wenn ich sage, wir reden nicht mehr miteinander, das ist nur dem tieferen Sinn nach wahr. Wir sprechen, was wir müssen: guten Tag und adieu, das Wetter, Euer Ergehen und sonst noch allerlei. Seine Worte gehen an meinem Ohr vorbei, die meinen an ihm, wie der Lärm auf der Straße vorüberrollt: er gehört zum Bild der Umgebung, aber er geht einen doch nichts an.

Fremd, fremd, fremd!

Und ich möchte manchmal schreien und ihm sagen: wir gehören doch zusammen! Deine Hoheit und meine Wildheit, deine Reife und mein Gären!

Dina, holdes Menschenkind, Bild Du der Reinheit und Ruhe, einziges Schwesterherz! Was gärt, kann sehr verschieden werden, nicht wahr? Edler Wein oder auch Essig.

Nun, ich bin auf dem Wege, eine essigsaure alte Jungfer zu werden. Kein Mensch wird mich in Zukunft lieben außer Dir. Du bleibst immer treu

Deiner Lena."

Lenas Briefe versetzten Claudine immer in große Bekümmernis. Der vorliegende hatte ihr erst ein Lächeln voll Entzücken entlockt. Sie sah ihren lieben alten Onkel Hans förmlich vor sich und las Albrecht die Stelle vor, die von diesem handelte. Aber Lenas Leidenschaft für Bernhard Claudius war doch ein großes

Unglück. Nach und nach schien es ihr gewiß, daß er sich nichts aus Lena mache, denn sonst konnte er sie nicht leiden lassen. Sie selbst und Albrecht hatten sich schon seit dem ersten Blick in seliger Sicherheit aufeinander verlassen.

Albrecht und sein Vater entrissen sie dem Nachdenken. Beide waren der Meinung, daß der Medizinalrat Wenzel recht haben und die Jugendkraft Albrechts allmählich das Fieber überwinden werde. Claudine wagte nichts zu sagen. Eine innere Stimme raunte ihr zu, daß Onkel Hans und der Wirt recht haben müßten. Aber ihre Gedanken wandten sich zugleich schaudernd von der Vorstellung ab, den geliebten Gatten einer martervollen Kur unterworfen zu sehen.

Albrecht schrieb an sein Regiment und bat um eine Verlängerung seines Erholungsurlaubes bis zum fünfzehnten Oktober. Er wollte bis Mitte September hier bleiben und hoffte dann ganz genesen zu sein.

Als dieser Entschluß gefaßt war, geschah etwas Merkwürdiges.

Es entstand eine große Stille, und das Leben, welches durch seine Neuheit die ersten Wochen Reiz gehabt, erschien plötzlich sehr eintönig.

Konnte sich die Stimmung in den Menschen, ja auch die in der Landschaft plötzlich ganz verändert haben durch den einzigen Augenblick der Gewißheit, daß man so und so lange hier bleiben werde?

Selbst Claudine fühlte, nachdem der Entschluß freudig begrüßt und nach allen Seiten erörtert worden

war, eine plötzliche Erschlaffung. Sie wehrte mühsam den leisen Furchtgedanken ab: noch zwei und einen halben Monat unter diesen Bauern.

Selbst die majestätische Natur, die zackigen Felsenschroffen und unter ihnen der düstere, ernste Gürtel schweigender Tannenwälder schien jetzt mehr drückend als erhebend zu wirken.

Aber dies verspüren und dagegen ankämpfen, war für sie eines.

Sie begann sich einen Arbeitsplan zu machen und den Tag einzuteilen. Sie gab der Tochter der Adolariwirtin, der zwölfjährigen Madei, Stunden und half deren schwachen Lesekünsten auf, die sich bislang auf mühsames Buchstabieren einiger Worte erstreckt hatten, sie fing an, ein wenig für ihren eignen Tisch zu kochen, um nach und nach diesem den allzu derben Charakter zu nehmen. Sie regte Albrecht an, zu fischen, mit dem Jäger und den Bauern sich näher anzufreunden und von diesen manches zu lernen.

„Sie kennen die Natur besser als wir," sagte sie, „das ist eine merkwürdige Weisheit, wie mir scheint."

Stille Wochen schlichen hin. So einförmig, daß man kaum die Tage zählte und in der Erinnerung keinen mehr von andern unterscheiden konnte. Höchstens rechnete man nach einem Unwetter oder erinnerte sich, daß einige Fremde eingekehrt waren, denn in der Gegend zeigten sich im Sommer einige Vergnügungsreisende. Aber viele Tage verschmolzen wie zu einem, wenn es

gleichmäßig geregnet hatte, oder wenn längere Zeit schönes Wetter gewesen war.

Jeden Abend um sieben Uhr mußte der Wirt von St. Adolari das Glöcklein in der Kapelle läuten lassen. Die hellen, kläglichen Töne riefen das Ave Maria hinaus und verirrten sich mit ihrem dünnen Klang bis hinauf zu einem Gehöft, welches zwischen Wäldern versteckt noch oberhalb am Gebirg lag, und hinab gegen den Pillersee, wo an der Straße nach St. Ulrich noch einzelne Bauern wohnten.

Die Sonne umgab noch die grauen Felsenhäupter der Steinberge mit rötlicher Glut. Im Thal aber und selbst auf der halben Höhe war schon Schatten. Bläulich breitete er sich aus und vertiefte sich zu schwarzen Tinten. Allmählich erstarrten auch die Farben der schroffen Bergspitzen zu kalten Tönen. Es wurde Nacht über der gewaltigen Gebirgseinsamkeit.

Wie oft hatte Claudine schon das Glöcklein läuten hören, wie oft nach seinem Klang das Hereinbrechen der Nacht erwartet — wie oft am kleinen Fenster oder auf der Galerie gestanden und das Sternenheer angestaunt, wie oft sich abgetrennt gefühlt vom Leben, von den Ihren, von allem, was bisher ihres Daseins Inhalt gewesen. Wie oft?

Sie zählte nicht die Wochen und fühlte kaum ihre Last. Sie rang nur mit sich, die Sorge keine Macht bekommen zu lassen über ihren Mut; denn Albrechts Zustand blieb derselbe, das Wesen seines Vaters aber verlor die Frische, die es einmal einige Wochen gezeigt.

Das Unglück ist so vielgestaltig. Wenn es mit jähem Entsetzen kommt und geht, kann es wohl den Menschen für eine Weile beugen, aber er erhebt sich desto kraftvoller nachher zum Bewußtsein, daß er vermochte, sich nicht brechen zu lassen.

Aber wenn es langsam geschlichen kommt und sich mit bleierner Seßhaftigkeit im Hause breit macht, wenn es mit seinem Schatten jeden Ausblick in die Zukunft verbirgt, dann ist es doppelt furchtbar.

Mit kühnem Schwert kann man dem Ansprung eines Löwen begegnen; das geräuschlose Herankriechen und Umwinden einer Schlange findet auch den Tapfersten wehrlos.

Und der stille Mut des Ertragens kostet oft viel mehr Herzblut, als der laute Mut der Verteidigung.

Claudine hatte wahrlich Gelegenheit genug, sich im stillen Mut zu üben.

Ihre einzige geistige Anregung waren nahezu Lenas Briefe. Bücher ließen sich schwer über die Grenzen schicken. Auch erstarb allmählich das Interesse an so vielen Dingen, die ehedem wichtig und wissenswert geschienen hatten. Indem sie mehr und mehr Teil an den Sorgen ihrer Wirte, an den Ereignissen der Natur nahmen, entfernten sie sich mehr von der Welt.

Lena schrieb sehr ungleich, oft mit einer gewollten Kürze und Trockenheit, dann sprühend, in welcher Laune sie meist jegliches Gefühl für Bernhard Claudius als erloschen hinstellte, dann wieder voll flammender Leidenschaft.

Einmal bekam Claudine auch einen längeren Brief von Bernhard Claudius selbst. Und dieser gab ihr sehr zu denken.

„Meine liebe Dina! Ich habe Dir aus manchen Gründen bis jetzt keine andern Nachrichten gegeben, als zweimal einige geschäftliche Notizen über die Art, wie ich Dein Vermögen angelegt habe und wo Du fortan die Zinsen zu erheben hast. Durch Deine Heirat bist Du meiner Vormundschaft entwachsen, was ja ohnedies auch im Winter an Deinem einundzwanzigsten Geburtstag der Fall gewesen wäre. Die schriftliche Quittung, welche Du mir gesandt hast, genügt nicht, weil sie nicht notariell beglaubigt war, allein diese Formalitäten können nach Eurer Heimkehr im Oktober erledigt werden.

Ich vermochte nicht zu Dir so herzlich und vertraulich zu sprechen, wie ich es ehedem gewohnt war. Du, liebe Dina, mein Patenkind, die älteste Tochter meines unvergessenen Freundes, hast mir immer besonders nahe gestanden — ich darf wohl sagen: schwesterlich, denn die Jahre haben einen gewissen Ausgleich gebracht. Deshalb wäre es mir schwer gewesen, Dir mit einem weniger freien Blick zu begegnen, als ehedem. Verhehlen aber kann ich mich nicht, und so hättest Du doch gespürt, daß mich irgend etwas drückt. Ich habe mich entschlossen, offen zu Dir zu sprechen, damit, wenn es Thatsache wird, was ich fürchte, Du die tieferen Gründe weißt.

Ich glaube, daß die Verhältnisse mich zwingen werden, Berlin zu verlassen. Nicht etwa die politischen,

denn Du weißt, diesen stehe ich ganz fern, und es liegt vielleicht in meinem Wesen mehr ein betrachtendes als angreifendes Moment. Der Mensch ist mir zu wichtig, ich sehe zu viel Einzelleiden, habe zu viel persönliche Not zu lindern, als daß ich mich mit den Fragen der Ganzheit viel beschäftigen dürfte. Ich bin vielleicht mehr Gärtner als Pflüger auf dem Boden der Menschheit. Darum halte ich meine Thätigkeit nicht geringer. Sie ist mir heilig. Ich bin befriedigt, wenn ich den Frieden in eine Seele, in ein Haus tragen kann.

In Euer Haus aber trage ich den Unfrieden. Und deshalb werde ich Berlin verlassen müssen, denn bleiben und mit dem Haus Ahlefeld brechen, das ginge Euretwegen und meinetwegen nicht, das thäte noch weher als das Fortwandern.

Es wird mir nicht ganz leicht, Dir die Lage zu schildern. Sie ist sehr delikat. Genug, daß Lena offenbar glaubt, in mir so etwas wie einen künftigen Stiefvater hassen zu müssen.

Daß ich eine schwärmerische Jugendneigung für Eure Mutter hatte, meine liebe Claudine, ist zu oft erzählt worden, und ich bin zu oft darob vom Onkel Oberst in Eurer Gegenwart geneckt worden, als daß es Dir oder Lena ein Geheimnis sein könnte. Früher habe ich dazu gelächelt, freundlich, wie man zu der Erinnerung an ein schönes Jugendgefühl lächelt, das man zärtlich achtet, weil es rein, weil es edel war. Aber in den letzten beiden Jahren, ja fast schon seit Eures Vaters Tod sind mir diese Neckereien eine große Pein, in den

letzten Monaten sind sie mir aber unerträglich geworden. Man zerrt dadurch nicht nur ein Gefühl in den Staub, welches so zart war, daß es kaum die Einkleidung in Worte vertrug, man bauscht es auch zu mehr auf, als es war.

Als Dein Vater seinerzeit mit mir nach England ging, trennten mich sechs Jahre von ihm. Ein Altersunterschied, der bei einer Männerfreundschaft sehr erheblich scheint, denn ein Mann von vierundzwanzig und ein Jüngling von achtzehn leben noch in verschiedenen Stufenjahren der Entwickelung. Daß wir uns dennoch so liebten und verstanden, lag in unsern Charakteren. Aber daß ich, der achtzehnjährige Jüngling, zu der schönen Edith Guildford, die bald meines Freundes Braut ward, nur aus scheuer Ferne aufsehen konnte, versteht sich von selbst. Was ich für sie fühlte, war vielleicht mehr Begeisterung als Liebe.

Denke Dir, liebe Dina, daß meine Empfindung für Eure Mutter dem holden Rausch verwandt war, in welchen man mit achtzehn Jahren durch die Lektüre einer wundervollen Dichtung versetzt werden kann. Die Jahre fliehen, man entwickelt sich, man reift. Und wenn man sich wieder, um schönste Erinnerungen aufleben zu lassen, in die einst begeistert genossene Dichtung vertiefen will, merkt man mit Erstaunen, daß sie einem in der vorgeschritteneren Phase des Lebens nichts mehr gibt.

So mag es mit allen ersten, reinen Liebesgefühlen gehen. Aber weil sie nur ein Jugendtraum war, soll ein ernster Sinn sie nicht gering achten, er soll im

Gegenteil immer eingedenk bleiben, was er einst für stärkende Kraft aus ihnen sog. So soll er ihrer mit Ehrfurcht und Dankbarkeit denken.

Selten mag es geschehen, daß ein Mann so der Frau, welcher sein erstes scheues Empfinden galt, nahe bleibt, wie ich Eurer Mutter nahe bleiben konnte. Seit mehr als zwanzig Jahren haben wir uns fast täglich gesehen, hat ihr Leben und das meine sich im gleichen Kreise abgesponnen. Sie ist mir immer, als Gattin meines besten, einzigen Freundes, als Eure Mutter die verehrungswürdigste Frau geblieben. Ich bin glücklich, daß ihre so schutzbedürftige Art an mir einigen Halt findet, daß ich die Bitte Eures sterbenden Vaters: ‚Verlasse die Meinen nicht‘, erfüllen durfte. Aber niemals würde ich um sie geworben haben. Erwacht aus dem ersten, zarten Traum, fühlte ich schon vor vielen, vielen Jahren, daß Edith Guildford nie das Weib gewesen wäre, um welches ich in Liebe geworben haben würde.

Es ist wohl sehr eigenartig, daß ein Mann einer Tochter sagt: Ich denke nicht daran, um deine Mutter zu werben. Ich würde, wenn die Gelegenheit es so forderte, Eurer Mutter, meines Freundes geliebter Gattin, Blut und Leben opfern. Aber dies würde nur eine That der Freundestreue sein.

Lenas Art hat mich dazu gedrängt, Dir das alles mitzuteilen. Ihr Verdacht hat jeden Frieden aus unserm kleinen Kreis verscheucht. Jüngst ereignete sich ein Vorfall peinlichster Art. Ich hatte ihr einen Band

Gedichte geschenkt. Sie, in ihrer eifrigen, hochintelligenten Weise, alles Neue zu erfassen und sich mit allen ihren Geisteskräften zu freuen oder zu entrüsten, je nachdem das Neue ihren Ansichten entspricht oder widerstreitet, sie las sogleich einige Strophen patriotischer Art aus dem Buch vor. Es ist dann so wunderbar anzusehen, wie ihr Angesicht sich im Schein der Begeisterung verschönert, von welcher Anmut ihre Gebärden, ihr Ausdruck sind. Ich wechselte mit deiner Mutter einen lächelnden Blick der Freude, Sie aber, Lena, glaubte offenbar, daß wir über sie spotteten, und warf mir das Buch vor die Füße. Es war einer ihrer selbstquälerischen Anfälle, an denen sie so oft leidet und von denen ihre unruhevolle Seele befreien zu dürfen, eine herrliche Aufgabe sein müßte. Wahrlich, der Mann, der dies reich begabte, unausgeglichene, herbe und heiße Wesen einmal zum Glück der Liebe führen darf, der helfen darf, ihr Harmonie zu geben, der ist zu beneiden.

Seitdem nun ist sie so fremd und so feindlich, daß ich mich nicht einmal mit ihr über das Mißverständnis aussprechen kann. Aber sie läßt es deutlich merken, daß ihre Feindseligkeit besagen soll: Wenn du etwa denkst, mein Stiefvater zu werden, so irrst du, wenn du glaubst, ich werde dir als solchem die mindeste Ehrfurcht zeigen.

Ich kann sie nicht fort und fort in dieser irrigen Vorstellung sich verrennen lassen. Immer, wenn sie sähe, daß das von ihr Erwartete heute nicht geschieht, würde sie wähnen, es geschähe morgen.

Deine Mutter, ohne sich Lenas Launen erklären zu können, die ich allein durchschaue, leidet schwer und glaubt, Du habest als mildernder Schutzgeist neben Lena gestanden und ihre vielen Dornen überdeckt. So wird die Mutter ungerecht gegen die Tochter, und ich kann nicht, wie zu Dir, zu ihr die Gründe nennen, die Lena ungebärdig machen.

Im Grunde ist es wohl ein ganz alltägliches Gefühl, daß erwachsene Söhne und Töchter sich gegen einen Stiefvater und eine Stiefmutter feindlich wehren. Lena nun zu zeigen, daß es ihr gar nicht bevorsteht, in mir einen Stiefvater zu bekommen — wozu ich mich unter anderm auch so viel zu jung fühle, daß mich der Gedanke lächeln macht, Dir, Dina, Vater sein zu sollen, geschweige denn Lena — gibt es nur zwei Wege: eine offene Aussprache, und die kann ich nicht veranlassen, ohne vielleicht das Feingefühl Deiner Mutter zu verletzen, oder Trennung.

Und deshalb will ich suchen, mir einen andern Wirkungskreis zu suchen. Später, wenn ich ihn gefunden habe, und wenn ich fern von Berlin bin, sage Lena, daß sie sich irrte. Dir aber, die Du so fern weilst, war ich schon jetzt Offenheit schuldig, denn wenn man Dir bald schreibt: Bernhard Claudius verläßt uns! hätte Dein treues Herz, das Untreue nicht begreifen kann, staunend gefragt: ‚So bewährt er seinen Schwur? so hält er die Freundschaft? er trennt sich von uns ohne Not? — Daß solche Not, daß ein Zwang vorlag, habe ich Dir nun mitgeteilt.‘“

Vornehm und vertrauend hatte er nicht einmal die Bitte hinzugefügt, für jetzt gegen Lena zu schweigen. Er wußte, daß Claudine keiner unzarten Vermittlerdienste fähig war.

Claudine sah aus dem Briefe dies eine: daß Bernhard Claudius ihre Mutter nicht liebte. Es fiel ihr doch wie eine große Last vom Herzen. Obschon sie ein wenig mehr jetzt vom Leben verstand, als vordem, und sich bemühte, gerecht zu sein, wäre es ihr doch sehr seltsam vorgekommen, die eigne Mutter als Braut zu sehen.

Aber ob Claudius Lena liebte, das konnte sie nicht aus diesem Brief erkennen. Und doch — er verheimlichte den Kuß, den Lena auf seine Hand gedrückt — er sprach davon, welche herrliche Aufgabe es sein müsse, sie zum Glück zu führen — warum löste er denn nicht kühn den Knoten? Fürchtete er vielleicht der Mutter damit weh zu thun? Glaubte er sich von der Mutter geliebt? Und mit welchem Grund?

Hier stieg es Claudinen rot bis in die Augen.

Dann freilich war für die Mutter wie für Lena das Unglück gewiß und Claudius' Flucht der einzige Ausweg.

Auf diesen Brief zu antworten, ward ihr wahrlich schwer. Sie brachte es über einige mühsame Reden nicht hinaus, aus denen der Empfänger kaum ihre warme Anhänglichkeit hätte herauslesen können, wenn er sie nicht auch so gekannt.

Und eine heiße Sehnsucht kam in ihr Herz, den Ihren nahe sein zu können.

Oft ging ihr Blick nach Norden, eine Felswand verschränkte die Aussicht und schien zu sagen! Du bist gefangen.

Aber weder mit Blick noch Wort verriet sie Albrecht, daß sie Heimweh habe. Nur heimlich zählte sie auf dem grobgedruckten Kalender die Tage und all die rot- und schwarzgedruckten Namen der katholischen Heiligen wußte sie schon auswendig, die auf dem Papier noch aufmarschierten vor dem Tag der Abreise und Heimkehr. Schon war der Monat August seinem Ende nahe.

Ungewöhnliche Hitze hatte ihn begleitet, in der reinen, warmen Luft konnte man spät im Freien sitzen. Die Wirtsleute sprachen davon, daß am ersten September das Vieh von den Bergen herunter muß. Jetzt weideten die braunen Kühe und Kälber zwischen den Bäumen des Waldes bergan, und die Sennerin in ihren Männerhosen stieg mit den Milcheimern dem Klang der Glocken nach, die die Tiere um den Hals trugen. Das robuste Weib in seiner häßlichen Tracht und den Spuren harter Arbeit in Gesicht und Gestalt sah fast wie ein Mann aus. Claudine mit ihrem feinen Sinn für das Schöne entsetzte sich immer von neuem.

Die Wärme aber hatte Albrecht nicht gut gethan. Er fieberte immer mehr und fing selbst an zu erwägen, ob man nicht zu dem alten Doktor nach dem Städtchen Lofer fahren wollte. Und an einem schwülen Augustabend, als ihm der stechende Schmerz gar zu fühlbar ward, setzten sie für den andern Morgen die Fahrt

fest. Mit dem dürftigen Wägelchen mußte man durch die Schlucht nach Waidring fahren, und von da auf guter Straße nach Lofer. Es würde wenig über zwei Stunden dauern, bis man hinkäme, und Claudine ließ sich erklären, daß das Städtchen jenseits der Steinberge läge und daß auf deren halber Höhe ein Pfad hinüberführe, den die Jäger benutzten.

Die bevorstehende Fahrt war ein großes Ereignis, und man beklagte, daß der ältere Herr von Brandow nicht mit könne; das Wägelchen hatte nur Platz für zwei Personen. Der Wirt, auf den Rand des Wagengestells sitzend, mußte fahren.

Man ging zeitig zur Ruhe. In den niedern Stuben war es schwül. Draußen schien die Totenstille noch dunkler und lastender als sonst.

Albrecht lag sehr unruhig und hielt mit Mühe leise Schmerzenslaute zurück. Seine Hände waren heiß und trocken.

„Ich glaube, es gibt ein Gewitter," sagte er endlich auf Claudinens besorgte Fragen. „Seit ich diese verwünschte Stelle habe, fühl' ich jedes Wetter voraus."

Die Stunden schlichen hin. Claudine konnte nicht zur Ruhe kommen, weil sie sah, daß Albrecht litt. Wohl zehnmal machte sie Licht und sah nach der Uhr. Wie bleiern gehen doch schlaflose Nachtstunden. Und immer trat sie auch ans Fenster. Draußen die immer gleiche, finstere, sternenlose Nacht. Heute erregte diese schweigende Schwärze die Furcht der jungen Frau.

Es mochte fünf Uhr sein, als Albrecht zum unendlichsten Male nach seinem Wasserglase tastete, um zu trinken. Schon war Claudine emporgefahren.

„Der Rest in der Flasche ist warm, ich will dir frisches Wasser holen."

Unter ihrem Fenster am Fuße der Hausmauer rieselte ein Quell aus seiner Röhrfassung. Das melodische, immer gleiche Gerinsel war so oft ihre Schlummermusik gewesen.

Albrecht wollte selbst hinunter gehen. Ein liebevoller Streit entstand, in dem Claudinens freudige Pflegsamkeit wie immer Siegerin blieb.

Sie nahm den Leuchter, auf dem ein leckendes Talglicht qualmend brannte, und stieg, den Krug in der Hand, treppab. Es wurde spät Tag, und die Hausleute begannen ihr Tagewerk stets mit dem Licht der aufsteigenden Sonne. Noch aber kroch kein Dämmerschein über den Bergen am schwarzen Himmel empor.

Ein Schauer der Angst durchflog Claudine, als sie ins Freie trat. Ihr Licht brannte ebenso weiter wie drinnen, denn kein Lüftchen regte sich, es anzublasen.

Rauschend rann der Strahl des kräftigen Quells in den engen Krug und überströmte mit eisiger Frische noch Claudinens Hand.

„Das wird Albrecht gut thun," dachte sie.

Sie schritt um die Hausecke zur Thür zurück. Der Strahl ihres Lichtes blinkerte auf den Scheiben der Wirtsstube, verhuschte auf dem ersten und glitt über das

zweite. Er erhellte drinnen sekundenlang einen Streif des Estrichs, des Tisches und der Wand.

Und in dieser Sekunde schien es Claudinen, als sähe sie drinnen einen Menschen.

Ihr Herzschlag stockte vor Furcht. Blitzschnell huschte durch ihr Hirn der Gedanke an Schmuggler, Wilddiebe. Aber sie sagte sich sogleich, daß das Unsinn sei.

Von Natur ein wenig furchtsam und durch die schlaflose Nacht ohnehin etwas überreizt, kostete es sie eine ungeheure Überwindung, nicht zu schreien. Ein Hilferuf würde Albrecht tödlich erschreckt haben. Das war's, was ihr die Kehle zuschnürte.

Nun hieß es aber an der Thür der Wirtsstube wieder vorbeigehen. Der Leuchter drohte ihrer Hand zu entfallen. Wie, wenn sie über den Flur schritt und jene Thür öffnete sich plötzlich?

Mit schweren Füßen kam sie einige Schritte weiter. Ihr Blut pulste so schwer, daß es in ihren Ohren sauste und die ganze Luft von Glockentönen erfüllt schien. Dies verhinderte sie zu horchen.

Sie nahm all ihren Mut zusammen. Plötzlich kam ihr ein klarer Gedanke. Hier gab es nichts zu stehlen, die Wirtsleute bargen ihre paar Gulden in ihren Betten. Wenn hier sich jemand mit verbrecherischer Absicht eingeschlichen hatte, konnte diese Absicht nur ihr und Albrecht gelten. Fremde und Reichtum, das war den Leuten der Gegend ein zusammenfallender Begriff. Und doch . . . warum hatte man dann nicht die Nacht benutzt?

Jetzt ging es auf fünf Uhr, und die Hausbewohner konnten jeden Augenblick aufstehen.

Mit einer jäh über sie kommenden Kaltblütigkeit öffnete sie die Thür.

Ihr schwaches Licht warf ungewissen Schein in den niederen Raum, der trotzdem mit seinen paar Tischen und Bänken, seinem Schenkschrank und seinem riesigen Ofen schnell übersehen war.

Und Claudine erbebte. Ein tödlicher Schrecken rann ihr durch alle Adern. Sie wankte vorwärts, hielt sich mit der flachen Hand gegen den kalten Ofen und starrte auf das, was sie sah.

Der trübe Lichtschein blinkte in einem kleinen, scharfen Reflex aus einem Glase wieder, das auf dem Tisch stand. Es war das Glas einer großen, dicken, weißen Flasche, deren Platz sonst hinter den Scheiben des Schenkschrankes sich befand, und die Flasche war jetzt leer.

An dem Tisch auf der Bank saß ein Mann und schlief, die Arme auf der Holzplatte, den dunkeln Kopf hineingewühlt in die verschränkten Arme. Er schlief lautlos, tief, schwer.

Es war Ruprecht von Brandow.

Sekunden verrannen. Claudine hatte noch nicht die Kraft, sich zu bewegen. Mit großen, entgeisterten Augen starrte sie auf das traurige Schauspiel.

Dann hob ein Seufzer ihre Brust. Sie raffte sich auf und ging hinaus. Die schmale alte Holztreppe knackte unter ihren mühsamen Tritten.

Albrecht saß im Bett, fieberhaft und sorgenvoll.

„Wo bleibst du so lange? Ich hätte dich nicht gehen lassen sollen. Mir war, als geschähe dir etwas. Du bist so bleich — meine Claudine — o, ich mache dir auch noch deine Nächte ruhelos! Wie siehst du aus — als sei dir ein Gespenst begegnet!“

Sie küßte ihm beruhigend die Stirn.

„Nichts, mein Albrecht. Komm, trink, und dann wollen wir noch schlafen,“ sagte sie ohne ein Beben in der Stimme.

## Elftes Kapitel.

Aber ihnen war keine Ruhe mehr beschieden. Mit dem ersten bleiernen Grau, welches draußen am Himmel emporkroch und, durch die kleinen Fenstergevierte dämmernd, diese von der schwarzen Wand abhob, wurde ein ferner Donner vernehmbar. Gewitter in den Bergen kommen und gehen mit rasender Gewalt. Alles im Hause kam in Bewegung. Albrecht wollte auch aufstehen und hinuntergehen.

Hinunter und sehen, wo und wie sein Vater schlief? Um keinen Preis. Mit schlotternden Händen warf Claudine ihre Kleider über. Sie lief hinab, und das Auge des Wirtes wie seines Knechtes meidend, bat sie, man möge den Vater doch in seine Kammer bringen. Dann horchte sie mit allen Sinnen, ob es auch geräuschlos geschähe, ob Albrecht auch gerade seine Thür öffne. Und dann erst ging sie hinauf, den Gatten zu holen.

Die ganze Hausbewohnerschaft war auf dem Flur versammelt. Durch die offene Hausthür hinein kam die frostige Morgenluft. Es ward kälter, als es die ganze Nacht hindurch gewesen.

Draußen ward es hell und heller. Der Himmel schien fast wolkenlos, nur südwärts stand ein schwefliges, grau-rotes Gewölk. Die Sonne sandte ihr wirkendes Licht höher empor, von ihrem tiefen, unsichtbaren Stand aus bis hierher zu den Höhen des Felsengebirges; erst erglänzten die fernen Gipfel rosig oder lila, je nachdem ihr Gestein den Wiederschein gab, dann entzündete sich flimmernd ein Lichtgefunkel an den Kanten und Zackenrändern der nahen grau-weißen Felsenhäupter. Die kalten grünen Tannenwände sogen sich voll mit lebenswarmem Sonnenschein.

So zog von Osten her ein lachender Tag empor. Aber der ferne Donner grollte zugleich und rollte näher. Und das schweflige Gewölk, welches lange unverändert am südlichen Himmel gestanden, über der Stelle, wo das lang sich hinstreckende, schmale Thal zwischen fernen Bergen verlief, wuchs nun und breitete sich aus.

„Das Wetter kommt von den hohen Tannen her," sagte die Wirtin.

Albrecht und Claudine standen vor dem Hause und sahen mit scheuer Bewunderung vor sich bergab.

Aus dem Gewölk schien sich ein Fetzen loszulösen, dick, schwer und bis zur Erde niederhängend. Das fuhr daher durch die Luft, und ein Sausen, Toben, Donnern, Blitzen begleitete die rasende Fahrt.

Und vor diesem schweren, einherjagenden und die Erde streifenden Gewölk ging eine Finsternis einher, die dem Himmel alles Licht aussog und ein fahles Grau

verbreitete, die alle Strahlenkronen von den Felsenhäuptern nahm, wie mit gespenstigen Fingern.

Die Leute lagen im Flur auf den Knieen. Der Wirt und die Wirtin, die Sennin und der Knecht, wie auch die kleine Madei bekreuzten sich und murmelten unaufhörlich in immer gleichem Tonfall:

„Mutter Maria, beschirme das Haus und das Vieh auf den Bergen; wenn du Schaden stiften willst, stift' meinem Nachbar Schaden, Mutter Maria, beschirm das Haus und uns alle."

Ein eisiger Hauch, der Atem der Muhre, die nun schon über die See daher fegte, fauchte sie an.

Albrecht zog Claudine mit sich in das Haus.

Auch ihre Herzen erbebten vor der Gewalt des nahenden Wetters.

Da heulte schon ein Sturm um das Haus, daß die Bewohner mit lauterer und noch jammernderer Stimme ihre Gebete herleierten. Balken und Steine donnerten hernieder, es ward Nacht draußen.

„Vater!" rief Albrecht mit plötzlichem Schreck.

Claudine umklammerte seine Hand mit eisernem Druck.

„Er schläft," sagte sie, „ich habe nach ihm gesehen."

Albrecht sah sie an.

„Er schläft!" fragte er staunend. „Er kann schlafen bei dem Wetter — —"

Die Worte kamen ihm immer langsamer von den Lippen. Seine Blicke wurzelten in denen seines Weibes. Und er las in ihnen eine schreckliche Wahrheit.

Sein Angesicht ward fahl. Er stöhnte und verbarg sein Haupt auf Claudinens Schulter.

Die liebe, tröstende Stimme, die in jeder Not wie Erlösung klang, sprach zu ihm milde, gute Worte des Mitleids für den Armen.

Das Geknatter niederprasselnden Hagels verschlang nun jeden Laut von Menschenstimmen.

Draußen schichtete es sich weiß auf von körnigen, großen, eisigen Stücken.

Das dauerte Minuten. Und dann lichtete sich die Nacht ein wenig, das schwarze Gewölk, die trächtige Muhre jagte weiter.

Aber in ihrem Gefolge kam etwas Entsetzliches:

Der Schnee!

Die Leute brachen in ein Jammergeschrei aus. Ihr Vieh war in den Wäldern. Morgen hatte man es einholen wollen, denn Anfang September kamen so plötzliche Schneefälle in dieser Höhenlage schon vor.

Albrecht versuchte sie zu trösten. Man hatte ihm so oft erklärt, daß das Vieh nachts zu Thal steige und auch bei herannahendem schlechtem Wetter nie bergan weide. Nun meinte er, müsse das Vieh in der Thalsohle an dem Fuß der Berge leicht zusammenzuholen sein.

Aber an der besinnungslosen Aufregung der Leute sah er, daß es doch wohl in Gefahr sein müsse. Es stellte ihr Vermögen, ihren Stolz, ihren Lebenszweck dar. Es verlieren, hieß vernichtet sein. Einige Stücke verlieren, bedeutete nicht nur großen Schaden, sondern auch großen Kummer.

Sacht und fast heiter schneite es fort. Staunend sah Claudine die grüne Sommerwelt sich mit weißen Schleiern bedecken.

Es war ein grausames, furchtbares Schauspiel. Es war, als wenn der Tod jäh das Leben erwürge.

Die Leute rüsteten sich hinauszuziehen. Sie wollten ihre Tiere zusammenholen und hertreiben. Sie verabredeten die Stätten, wo jeder absuchen sollte. Viele Tiere würden auch von selbst angezogen kommen, mit ihrem feinen Instinkt Rettung und Schutz im heimischen Stall zu suchen.

Auch Albrecht griff nach seinem Bergstock.

„Was willst du thun?" rief Claudine.

„Den armen Leuten helfen," sagte er fest.

Sie warf sich an seine Brust und flehte ihn an, sich keinen Anstrengungen auszusetzen. Denn sie sah bei dem Vorhaben nur Anstrengung; die Gefahr war ihr ganz unbekannt.

„Soll ich denn ganz zur Memme werden," sagte er bitter, „nicht einmal mehr diesem armen Volke beistehen, das für uns in seiner Art zutraulich und teilnehmend war?"

In diesem Augenblick klang ein blechernes Gebimmel nahe am Hause. Das breitstirnige Haupt einer Kuh tauchte im wirbelnden Schnee auf, von einem Freudenschrei begrüßt.

Die kleine Madei stürzte sich dem Tiere entgegen und führte es in den Stall.

Mit belebterem Mut stiegen die Leute in das Thal hinab, um jenseits des Baches ihre Suche zu beginnen.

Claudine, durch die Erscheinung dieses einen Tieres beruhigt, dachte nun, es werde die Sache eines Viertelstündchens sein, daß die ganze Schar sich hier oben einfände. Sie ließ den Gatten mitgehen, wohl fühlend, daß das stete Umsorgen und Bevormunden ihm eine Last sei.

Die erste Viertelstunde verrann schnell, fern vergrollte das Wetter. Der Schnee fiel licht und lichter. Das Bild der Natur war von hehrem Reiz.

Ab und an kam ein Tier angebimmelt, träg schreitend, oder mit lustigen Sprüngen, von der kleinen Madei immer mit dem Namen gerufen und in den Stall geleitet.

Und dann hörte es auf zu schneien. Aber der Himmel blieb grau und ein scharfer Wind bließ in launischen Stößen.

Man konnte wieder in das Thal hinabsehen und hinüber zu den Bergen.

Im Thal donnerte der hochgeschwollene Bach tobend über die mächtigen Steinblöcke, die in seinem Bett lagen. Drüben aber an den Hängen war Totenruhe.

Das lang forschende Auge konnte weder Menschenspuren entdecken, noch braune Tierleiber.

Die Zeit schlich. Claudine fühlte eine rasende Angst in sich erwachen.

Sie stürzte in die Kammer von Albrechts Vater.

Der lag in seinen Kleidern und schlief wie ein Toter.

Sie rüttelte ihn.

„Erwache! Erwache!“ schrie sie verzweifelt.

Kein Laut kam von seinen Lippen und sein Atem blieb gleichmäßig.

Sie stürzte wieder an die Hausthür. Dasselbe Bild. Weiße Tücher über jedem freien Fleck Erde und dazwischen die ragenden Tannen wie Grabeswächter. Und kein Laut, außer dem Donnern und Rauschen des Wildbaches.

Drinnen schlug eine Uhr. Ihre schnellen Töne schienen die Zeit vor sich herjagen zu wollen. Sie hetzte ihre Klänge so, daß man sie kaum zählen konnte.

Und doch . . . acht Schläge waren es gewesen.

Claudine schrie auf. So war er schon zwei lange, fürchterliche Stunden fort!

Sie klammerte sich an das mit ihr bangende Kind. Die Kleine zählte an den Viertelstunden die Gefahr, das noch fehlende Vieh zu verlieren, und dachte gar nicht anders, als daß Claudine von derselben Sorge gepeinigt sei.

Sie lugten beide aus. Claudine mit brennenden Augen, die vom Schnee geblendet und von der Angst getrübt waren, das Kind mit den Falkenaugen der Bergbewohner.

Wieder verrann die Zeit.

Da krachte etwas hinter ihnen wie brechendes Geäst.

Sie sahen sich um.

Von dem schroffen, bewaldeten Bergsturz, der unmittelbar hinter der Kapelle aufstieg und an dem nur in schmalen Serpentinen ein Saumpfad hinan führte,

kam jemand herab — rutschend halb und halb steigend brach er sich durch das Unterholz.

„Albrecht!“ schrie Claudine.

Sie lief durch den Schnee, der mit sanfter Decke den schneidenden Eisgruß des Hagels überzog, gegen die Bergwand hin. Sie streckte die Arme aus, als wolle sie ihn mit denselben auffangen.

Und er, erschöpft, die Sinne verlierend, sank in diese Arme und fühlte, als ob sein Leben verhauchte.

Wie sie die Kraft fand, ihn mit sich zu schleppen, wie es geschah, daß sie ihn auf den Estrich der Wirtsstube betten konnte — sie wußte es später nie.

Die Liebe gab ihr die Kraft eines Mannes zu dem Mut eines Weibes.

Das Kind mußte alles herbeiholen. Sie schuf ein Lager auf den nackten Dielen. Sie riß ihm seine Kleider auf.

Und da sah sie, was geschehen war.

Albrechts Wunde war aufgebrochen und rot und dünn rieselte das Blut über die weiße Schulter, wie damals — —

Die Frau erblich. Tödliches Entsetzen umkrallte ihr Herz. Ihre Zähne schlugen aneinander. Mit schlotternden Gliedern blieb sie eine Minute hilflos neben dem ohnmächtigen Mann.

Dann aber gab das Entsetzen ihr Kraft. Sie lief nach Essig, nach Wasser. Sie legte getränkte Tücher auf die Wunde und dann erst kam ihr das Bewußtsein, daß

sie allein war, ganz allein in dieser Einöde mit dem Geliebten.

Hilfe, Rettung! Dies war ihr einziger brünstiger Gedanke.

Zum andernmal stürzte sie in die Kammer des schlafenden Mannes. Aber zum zweitenmal war selbst der wildeste Ausruf ihrer Verzweiflung nicht stark genug, um in die Tiefen dieses Totenschlafes hinabzuschallen.

Ein neuer Einfall kam ihr, Hilfe zu rufen.

Sie lief in die Kapelle, sie kletterte drinnen die dünne Leiter empor. Ihr Fuß verfing sich in ihren Kleidern, sie riß das Kleid unter ihm entzwei.

Und dann hatte sie das Seil in der Hand.

Über das Thal hin, wo zwischen weißen Geländen weißkochend der Bach hinschäumte, hin über die ernsten Tannenwälder, die aus weißem Marmorboden zu wachsen schienen, hinauf zu den ehernen, grauen Schroffen, an denen selbst der Schnee keine Statt findet, klang das flehende Glöcklein.

Aber die es hörten, dachten wohl, die Bewohner von St. Adolari dankten Gott dafür, daß er sie gnädig die Gefahr überstehen ließ.

Es klang über die große, stille Welt, es klang empor zum grauen, stillen Himmel.

Aber keine Antwort der Barmherzigkeit kam.

Nur Schweigen hatte die Natur, die alles Menschenleben geheimnisvoll verschlungen zu haben schien.

Claudine erbebte.

Sie wartete eine lange, bange Stunde lang.

Und dann war ihr vorgezeichnet, was sie thun müsse.

Albrecht atmete ruhig. Das Blut sickerte kaum merklich aus der Wunde. Man konnte nicht unterscheiden, ob er bewußtlos war, oder von großer Erschöpfung eingeschlummert.

Eine Entschlossenheit eiserner Art im Gesicht ging Claudine hinauf. Sie zog sich ihre Bergschuhe an und nahm einen Mantel um. Über den Kopf band sie ein Tuch.

Dann kam sie wieder herab und schärfte der kleinen Madei ein, alle Viertelstunden ein frisches Tuch, getränkt mit Essig und Wasser, auf Albrechts Wunde zu legen, und weiter, oft nachzusehen, ob der Vater nicht erwachen und den Sohn pflegen wolle. Sie selber wollte gehen, einen Arzt zu holen.

Das Kind sah Claudine erstaunt an. Aber es war noch zu thöricht, zu fragen oder zu warnen. Es hatte nur den festen und hellen Willen, genau zu thun, was man ihm befahl.

Und kein Warner war da. Niemand, der ihr sagte: was du thust, ist heller Wahnsinn! Du gehst den Gefahren eines schrecklichen Todes entgegen. Deine Füße sind zu schwach, diese Pfade zu wandeln, dein Leib zu zart, dem Ansturm des Wetters zu trotzen.

Aber selbst wenn die Stimme des Warners hätte laut werden können, den Eingang zu diesem verschlossenem Frauenherzen würde sie doch nicht gefunden haben. Claudine dachte nur das eine: ihn retten! Eigne Leiden, ihr eigner Tod schien ihr wie nichts. Ihm Hilfe zu bringen, war sie bereit, alles zu wagen.

Sie schritt von dannen. Den Weg zu finden, den von ihr nie begangenen, erschien ihr ganz leicht. Wie oft hatten sie von dem vorspringenden Plateau aus, darauf das Haus stand, dem Jäger nachgeschaut, wie er mit leichten, stetigen Schritten drüben scheinbar so mühelos aufwärts stieg. Und in den dichten Tannenwäldern müßte auch der schmalste Pfad erkennbar sein an den in der Armee der Stämme fehlenden Gliedern.

Ihr Fuß versank in dem Gemisch von Hagel und Schnee, das den Boden bedeckte. Die eisige Kälte, welche sich ihrer Haut mitteilte, die Nässe, die ihr in die Schuhe sickerte, empfand sie nur kurze Zeit. Die stete, gleichmäßige Bewegung, in welcher sie blieb, erzeugte eine Wärme, welche der schmerzhaften Kälte des Tauwassers entgegenwirkte. Dies erfüllte Claudine mit frohem Mut. Sie glaubte, daß alle Schwierigkeiten der Wanderung sich ebenso durch die Gewöhnung weniger Minuten überwinden lassen würden.

Sie ging über die Brücke und nun hieß es jenseits hinansteigen.

Wie in sanfter Senkung schien der Wald zum Thal niederzukommen, von da an, wo aus einer schrägen Linie schroff und jäh die Felsenhäupter in ihrer unzugänglichen Größe sich hinaushoben.

Nun sah Claudine, daß diese scheinbar sanfte Linie wenn man ihr nahe kam, doch sehr steil emporstieg.

Ihr Fuß glitt aus und schritt zurück bei jedem Schritt. Schnee- und Hagelmassen polterten ihr dabei entgegen. Bald war ihr Kleid bis zu den Knieen

durchnäßt. Ein stoßender Wind fuhr zuweilen durch den Tann und schüttelte die Schneereste, die auf dem Nadelwerk noch lasteten, hinab auf das sich emporringende Weib.

„Wenn ich nur erst oben bin,“ dachte sie.

Droben ging der Pfad in immer gleicher Höhe um die Aus- und Einbuchtungen des Gebirgsstockes.

Der Tannenabhang hatte so niedrig geschienen. Nun wuchs und wuchs er vor den Augen, die in flehender Hoffnung seinen Höhe- und Endpunkt erspähten. Und die Felsenschroffen über ihm, die so nah und greifbar dagestanden, schienen nach rückwärts zu versinken.

Ein rinnendes Wasser, ein Quell, aus einer durchsumpften Stelle des Bodens sich in vielen kleinen Adern lösend, versperrte den Weg.

Es gab kein Ausweichen: hindurch also! Der Fuß versank, es schien, als wolle der Schuh zurückbleiben in dem moorigen, von Wasser durchzogenen Boden.

Jeden Atemzug fühlte Claudine in ihrer heißen keuchenden Brust.

Über ihr der Himmel war grau-schwarz und schweigend standen die Tannen, in dem dichten Unterholz rührte sich nichts.

Sie strebte weiter, immer weiter. Vor ihr, über ihr that sich eine kleine Lichtung auf. Da wölbte sich aus dem felsigen Innern des Gebirgs ein runder Vorsprung heraus und durchbrach den Humus und das Tannendickicht. Von ihm hernieder ging es wie ein Riß durch die Bergwand.

Aufatmend stand Claudine still. Eine ungeheure Arbeit lag hinter ihr. Sie fühlte keine Müdigkeit. Nur Frostschauer durchbebten ihren Körper.

Sie sah sich um.

Oberhalb der tiefen Spalte, die mit dem Bergabsturz zu Thal ging, wand sich hart unter dem vorspringenden Felsbrocken ein Pfad vorbei. In die Felswand waren ein paar eiserne Griffe eingelassen. An ihnen mußte man sich klammern, wenn man hinüber wollte.

Drüben, man sah es deutlich, trotzdem Schnee seine Spur bedeckte, ging der Weg weiter. Einem Wächter gleich, dunkel und ernst, stand neben seinem Anfang eine Eibe. Der düstere Baum mit seinem krausen Geäst und seinem rötlichen Stamm winkte fremd und geheimnisvoll.

Da hinüber also — — Claudine fühlte sich plötzlich sehr elend. Ihre Augen wurden wie von einer unwiderstehlichen Macht gezwungen, immer auf den sich überwölbenden Felsen zu blicken und den Abgrund, der sich schmal und bodenlos unter ihm aufthat. Und doch erregte ihr dieser Anblick eine große Übelkeit. Ihr war, als müsse sie erbrechen. Sie wußte nicht, daß das, was sie empfand, Schwindel war. Sie glaubte nur ermattet zu sein.

Sie stand still, um sich zu sammeln. Aber immer, wenn sie sich klar machte, daß sie gleich doch über diese Stelle hinweg müsse, wo der Fuß auf der Felskante kaum Platz hatte und ein Fortkommen nur möglich war dadurch, daß man sich an die Eisengriffe klam-

merte, überkam sie dasselbe Gefühl von körperlicher Übelkeit.

Sie wartete noch.

Um sie war die erhabene Ruhe des Hochgebirges. Das Grün der Tannen war durchwirkt vom Weiß des Schnees, von dem Felsen herab wehte ein eisiger Wind. Der Himmel hatte noch immer dieselbe Bleifarbe.

Hoch kreiste der Steinadler mit schwerem Flügelschlag und schien langsam tiefer zu schweben.

Neue Frostschauer durchschüttelten die Frau.

„Nicht stehen bleiben in den nassen Kleidern," dachte sie sich selbst zur Mahnung.

Sie ging mit zitternden Knieen an die verhängnisvolle Stelle.

Noch einmal bebte sie zurück. Jäh kam ihr der Gedanke: wenn ich falle.

Wenn es sie hinabwarf in diese Tiefe, wenn das das Ende sein sollte — mit zerschmetterten Gliedern da unten vermodern — —

Das Entsetzen lähmte ihre Glieder.

Und Albrecht? Wenn sie verunglückte, blieb er hilflos! Wenn sie nicht wiederkehrte, würde er sterben!

Plötzlich rann neue Wärme, neuer Mut durch ihre Adern.

Sie warf ihren Bergstock hinüber. Sie schlich mit tastenden Füßen vorwärts, bis ihre Hand den ersten Eisengriff gepackt hatte. Kalt wie der Tod faßte der sich an.

Sie schloß die Augen. Und so greifend und suchend kam sie hinüber.

Als es geschehen war, fiel sie drüben in die Kniee. Thränen liefen über ihr Gesicht.

Eine große Schwäche wandelte sie an und ein lechzender Wunsch, ausruhen zu dürfen.

Aber die Minuten waren kostbar und die Höhe bis zum Pfad zu erklimmen, hatte viel, viel mehr Zeit fortgenommen, als Claudine gedacht. Sie glaubte schon eine Stunde unterwegs zu sein und wußte nicht, daß sie mehr als zwei gebraucht hatte, den Jägerpfad zu erreichen.

Von nun an konnte es nicht mehr mühsam sein.

Sie raffte sich auf. Ihre Kleider waren bleigewichtig geworden und hingen als schwerer Ballast von ihrem Gürtel nieder. Bei jedem Schritt stießen ihre Kniee gegen das nasse Gewand wie gegen eine kalte Wand.

Durch die kurze Rast war ihr das Gefühl für ihre Füße zurückgekommen. Sie schmerzten unaussprechlich. Es schien, als schreite sie auf Stecknadeln.

Eine kurze Sekunde lang kam ihr die Versuchung: umkehren!

Aber ihr Gatte — — er bedurfte der Hilfe — — er konnte sich verbluten — Fieber bekommen — sterben — —

„Gott, verlaß du mich nicht," sagte Claudine laut.

Der Klang ihrer Stimme hallte in der ungeheuren Einsamkeit, als habe er eherne Gewalt.

Vorwärts also, weiter.

Zunächst war es doch eine Erleichterung, daß sie nicht zu steigen brauchte. Und nach der nächsten Biegung offenbarte sich etwas Wunderbares: hier hatte es nicht

geschneit, trocken und warm lagen die Wälder im Schutz einer Einbuchtung.

An dem nächsten vorspringenden Abhang schwebte zerfaserndes Gewölk zwischen den Tannenwipfeln, ward vom Winde entführt, wieder zusammengeballt und hineingetrieben, zog andres nach sich und hüllte in wenig Minuten alles ein.

Plötzlich sah Claudine nichts mehr. Die Welt schien ein Ende zu haben. Weiße Schleier verbargen, was hundert Schritte weiter war. Die kurze Wegstrecke bis zu dieser weißen Wand war bald zurückgelegt.

Feine prickelnde Schneeteilchen fuhren Claudine ins Gesicht, wurden häufiger und dichter und endlich wirbelte ein Treiben von Flocken um sie her.

Das Schweigen des Waldes war zu Ende. Langgezogene pfeifende Töne fuhren einher, brechend und knarrend schlugen die Tannenwipfel zusammen.

Hier ward der Pfad reingefegt von Schnee, dort häufte er sich in kleinen, schrägen Wällen.

Und weiter, immer weiter strebte das junge Weib.

In ihrem Kopf war kein klares Denken mehr, sondern ein wallendes Geräusch wie Glockentöne. Die Hände, die den Bergstock hielten, waren erstarrt, die Füße wund.

Aber die Macht der Liebe, die sie vorwärts trieb, war ungebrochen.

Die Kniee sanken nicht, die Kraft erlosch nicht.

Als sei der Körper der gefühllose Sklave eines heiligen Willens, gehorchte er. Die Stunden rannen. Claudine hatte längst jede Empfindung für Zeit ver-

loren. Sie wußte nicht, wie lange sie unterwegs war, sie suchte nicht mehr nach Ausblicken in das Thal, um Schlüsse zu machen, wie weit es noch bis zu ihrem Ziel sei. Sie folgte dem Lauf des Weges, den sie trotz Schnee und Nebel nicht verlor, weil er im Waldesdickicht als sich fortspinnende Lücke zwischen den Stämmen, weil er am Abhang als ausgetretene schmale Fläche kenntlich blieb.

Und die Wunder der Liebe siegten über die Schrecken der Natur.

Wohl zerriß ihr der scharfe Wind das feine Gesicht, wohl schlugen fallendes Reiserwerk oder über den Pfad sich hinstreckende Gerten ihr die Wangen blutig, wohl klebte das Haar naß um Nacken und Stirn und die Füße schritten wie auf den Martereisen, das im Gottesgericht einst die Unschuld prüfte.

Aber sie erreichte ihr Ziel!

Längst war die Mittagsstunde überschritten, als an der Thür eines Gasthauses vor dem Städtchen Lofer ein junges Weib erschien — bleich, mit zerrissenen nassen Kleidern und schlotternden Knieen.

Ihre Lippen bebten und konnten stammelnd nur das eine Wort hervorbringen:

„Zum Arzt!“

Die Hausbewohner sammelten sich um sie, man fragte, woher sie komme, man riet der Stummen und halb Ohnmächtigen gegenüber so lange, bis diese durch Nicken bejahte.

Also über den Jägerpfad, an den Steinbergen war sie daher gekommen! Großer Gott, und so allein, so schwach, so wagehalsig, das heiße ja den lieben Gott versuchen.

Und ein Gast, der gerade Einkehr hielt, fragte ob sie nicht die Frau von dem kranken Manne sei und auf St. Adolari wohne.

Ja, sie sei es.

Was dann geschah, war wie ein Traum.

Claudine fand sich, sorglich in Pferdedecken gewickelt, auf einem klapprigen Wägelchen wieder. Neben ihr saß ein alter Mann, in einen groben Lodenmantel gehüllt und mit Fausthandschuhen an den Händen, der führte die Zügel und trieb sein zottiges, plumpes und schnelles Pferd zu immer größerer Eile an.

Ab und an sah ihr der Mann ins Gesicht und fragte:

„Na, wie geht's?“

„Gut!“ hauchte sie jedesmal und ein ärmliches Lächeln schlich über ihre Züge, die verfallen und alt aussahen.

Die übermenschliche Anstrengung hatte Furchen hinein gegraben.

Und in ihrer Seele brannte eine wahnwitzige Angst.

Sie wußte jetzt, es waren sieben Stunden vergangen, seit sie Albrecht heute morgen verlassen.

Sieben lange, bange, geschickentscheidende Stunden.

Lebte er noch? War er langsam hinübergeschlummert in jenes Land, von dessen geheimnisvollen Gefilden noch

keiner wiedergekehrt war, um Kunde zu geben? Hatte er diese Zeit hilflos auf seinem Lager verbracht? War der unglückliche Mann, sein Vater, endlich zur Besinnung gekommen? Waren die Hausbewohner zurückgekehrt?

Sie wälzte schwer diese Fragen in ihrem Kopf und beantwortete sie tausendmal mit Schrecken und Tod.

Das Wägelchen bog in die Schlucht ein, Claudine wußte, nun waren sie in einer halben Stunde oben. Ihre Erregung wuchs. Sie wäre am liebsten vom Wagen gesprungen, weil das thatenlose Sitzen ihre Qualen erhöhte.

Von den nassen Felswänden der Schlucht kam ein eisiger Hauch. Der Wildbach raste donnernd daher.

Sehr langsam und vorsichtig leitete der alte Doktor sein Pferd auf der schmalen Landstraße dahin.

Und endlich wieder Licht: aus der finsteren Schlucht hinein in das liebliche Thal, wo der Schnee sich schon in Wasser verwandelt hatte, und Pfad wie Busch in blinkenden Tümpeln standen.

Mühsam stieg das Pferd den Weg nach St. Adolari hinauf.

Wie grüßte der Heilige in seiner aufgemauerten und mit einem Glasfenster gesicherten Nische, die am Weg zwischen Tannen stand, wie grüßte er Claudine traulich!

Thränen entstürzten ihren Augen. Sie war schon halb aus dem Wagen, ehe er noch ganz hielt.

Auf das Geräusch der rollenden Räder und der klappernden Pferdehufe kamen die Wirtin und der Wirt herbeigelaufen.

„Lebt er?“ schrie Claudine und hörte keine Antwort.

Sie stürzte hinein, an den aufgeregten Leuten vorbei, in die Stube und zu ihm hin, der da lag, wie sie ihn verlassen.

Sie fiel neben seiner Statt auf die Kniee. Sie bedeckte seine Hände mit Küssen.

Sie waren warm. Er lebte. Noch? Jetzt noch!

Aber sein Angesicht war wie das eines Toten, und sein Auge blieb geschlossen.

Da hob sie das Haupt, das lange tief über ihn gebeugt geblieben, und sah mit einem fürchterlichen Blick voll Zorn nach dem andern Mann hinüber, der bleich und elend auf einem Stuhl saß und mit stieren Augen seinen Sohn bewachte.

„Du bist sein Mörder!“ rief sie laut. „Deine Hand hat ihn erschlagen. Und als es seine Rettung galt, da — schliefst du.“

„Claudine!“ schrie der Mann auf, der hier Stunde um Stunde gesessen und ein Selbstgericht ohne Erbarmen gehalten!

„Claudine!“

Aber sie hörte nicht mehr.

Ihre Sinne schwanden. Ihre Kraft war erloschen.

Ruprecht von Brandow hielt das Weib seines Sohnes in seinen Armen.

Fürchterliche Stunden hatte er um ihr Leben gebangt. Ihre kühne That, unternommen zur Rettung seines Sohnes, während er, der Vater, schlief — Gott und welchen Schlaf — hatte seine Seele vernichtet.

Heiße Schwüre hatte er gethan und ohne Erbarmen sich selbst den Elendesten der Elenden geheißen.

Von Gott hatte er nur die eine Gnade erfleht, daß der sie, die Heilige, den Engel seines Sohnes, beschirme und behüte.

Nun war sie gekommen. Und Gott hatte sie wahrlich behütet.

Aber sie war gekommen als seine Richterin.

Und aus ihrem Munde hörte er ein Wort des Entsetzens.

„Du hast ihn erschlagen."

Was in dämmernden Tiefen der Erinnerung geschlummert, was in der Seele dieses Mannes wie ein halberloschener und ganz verworrener Traum geruht, was in manchen Stunden sein armer Geist hilflos versuchte, sich wieder zurecht zu legen, das ward blitzhell beleuchtet und erstand in grauenvoll deutlicher Helle vor ihm.

Er sah jene Nacht wieder vor sich mit ihren Schreckensbildern, überloht vom roten Fackellicht, überwölkt vom Pulverdampf. Er sah sich wieder von Barrikade zu Barrikade ziehend, und er sah sich mit der Flinte an der Wange, schußbereit, und gegenüber Männer im bunten Rock des Königs.

Und in diesem Augenblick begriff er, daß seine Hand dem Sohn die Kugel in die Brust gejagt.

Und er begriff die unerschöpfliche Liebesfülle, die ihm das verhehlt hatte, bis auf den heutigen Tag.

Er drückte die leblose Gestalt fester an sich. In sein Auge trat ein seltsames Licht. Und über sein Angesicht ging es wie ein feierliches Leuchten.

Es war der Wiederschein eines heiligen Gelöbnisses, das Morgenrot eines neuen Tages, der seiner Seele anbrach.

## Zwölftes Kapitel.

Ein Wagen fuhr auf der Landstraße dahin, die sich von St. Johann aus in südlicher Richtung in das Land Tirol hineinwindet, dem Thal folgend, das in Krümmungen am Fuß der bald von rechts, bald von links sich vorschiebenden Berge gelagert ist. Die Straße war fast von jedem Verkehr rein gefegt, denn das furchtbare Unwetter, das am Morgen niedergegangen und über die Gegend dahergefahren war, hielt die Thalbewohner in ihren Ortschaften fest.

Im Wagen saß ein Reisender und hielt lange Reden an seinen Kutscher. Der hockte, die qualmende Pfeife im Mundwinkel, vorn auf dem Wagenrand und trieb mit glucksenden Lauten die Pferde an. Auf das Gerede seines Fahrgastes antwortete er dann und wann irgend ein kurzes, vieldeutiges Wort, um wenigstens seinen guten Willen zu zeigen, denn er verstand keine Silbe, nur hörte er am Tonfall, daß der andre derb schimpfte.

Und der andre wiederum verstand von den kurzen Antworten auch den Inhalt nicht, schloß aber ebenfalls aus der Tonfärbung daß sie von philosophischem Gleichmut erfüllt waren.

Ihn fror jämmerlich, und er hatte nur einen Sommerüberrock an.

„So 'ne verrückte Gegend is mir denn doch noch nich vorgekommen! Entweder es is Winter und es schneit. Bon. Oder es is Sommer und es jrünt und blüht. Auch bon! Aber so beides auf einmal hat mir der liebe Herrgott denn doch noch nich auf einem Präsentierteller vorgehalten."

Er sah über die Felder und Wiesen hin, die sich in das Thal einzwängten und hier und da auch an den Abhängen ein Stückchen heraufkrochen. Bald fand sich ein Streifen weiß verschneit, unvermittelt daneben stand eine Wiese im grünen Schmuck, ein Ackerfeld mit seinen braunen Schollen.

„Das is ja, als wenn der Schneekönig es gemacht hätte wie ein schlechter Säemann, der die Saat ungleich wirft. Ne, mein Sohn, in eure verrückte Gegend möchte ich weder dot noch lebendig sein. Da sollst du mal bei uns kommen! Ich sage dir, 'nen Sand kriegst du da zu sehen, fein weiß, warm, gesund. Und gucken kannst du, soweit deine Blicke tragen! Hier sind einem an jeder Straßenecke neue Felsenklumpen vor die Nase gepflanzt. Herrgott, muß das hier 'ne schwierige Strategie sein! Ich möchte wohl wissen, wo ich da hätte mit meinen Dragonern zur Attacke gehen sollen. Ne, das is keine Gegend für 'ne ordentliche Bataille, das kannst du mir glauben, Seppel oder Alois oder Hansli, so heißt ihr ja woll alle."

Der Kutscher antwortete, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen, „Loisl“, denn er hatte geglaubt, daß der Herr ihn um seinen Namen frage.

„Sag mal, hier wächst ja nichts. Von den paar Kartoffelfeldern, die ich sehe, könnt ihr doch nicht satt werden. Wovon lebt ihr denn? Und zu denken, daß meine Claudine hier ein paar Monate eingesperrt gewesen ist. Sag mal, Seppel oder Alois oder Hansli, kennst du die feine, kleine Frau, die mit dem kranken Herrn da oben wohnt, in Dings da? Wie heißt man es noch? Aufs Memorieren der Heiligen ist mein oller Kopf nu mal nicht einexerziert. Ihr habt ja wohl auch so'n Stücker neunhundert bis tausend?“

Er zog einen Zettel aus der Brusttasche. „St. Adolari,“ las er laut und mühsam.

„In aner Stunde san mer da,“ sagte Loisl.

„Das ist meine Nichte,“ erzählte der Oberst behaglich, denn er fing an sich warm zu sprechen. „Und die wird Augen machen! Ich bin immer dafür gewesen: bleibe im Lande und nähre dir redlich! Mein alter Pöttnitz sagte immer dir. Er nahm es nicht so genau. Ach was, ‚Fälle‘, sagte er, wenn ich was sage, ist es in jedem Fall richtig. Das heißt, in Feindesland als Sieger — da bin ich immer bei! Damals in Paris auch. Sonsten geht nichts über die Mark. Aber nu war Not an Mann. Wir wollten mal persönlich inspizieren, und da mein Kleiner ja schon so lange zu den himmlischen Heerscharen einberufen ist, mußte ich ... Hallo, sind wir da?“ unterbrach er sich laut.

Die Häuser von Waidring zeigten sich. Still lag das Dorf mit seinen grauen Schindeldächern um die weiße Kirche geschart, deren zwiebelartige, blaubemalte Blechkuppel der einzige farbenfrohe Fleck in der Gegend war.

„Herrjeses," sagte Onkel Hans mit übellaunigster Kritik, so'n Bergdorf zwischen den dunkelgrünen Bergen und mit den zackigen Kerlen von Felsen drüber hat so was Eingesargtes. Nee, nee! da is mein Berlin doch was andres."

Als ihr Wagen dann Waidring passierte und in die wilde, enge Schlucht einbog, durch welche man nach St. Adolari gelangte, ward Onkel Hans ungemütlich.

Er packte den Kutscher am Kragen. „Halt still, mein Sohn. Ich geh lieber per Pedes hinterher. Dies hier is nich natürlich. Ich kenne mich aus mit Pferden. Da wäre mein alter Belerophon nicht vorbeigegangen, und war doch sonst 'n forsches Tier. Zuckte bei keinem Kanonenschlag. Dies is nich natürlich. Das kann man von keinem verständigen Vieh verlangen."

Er stieg ab, und das Staunen über das Pferd, welches ruhig einhertrabte, links die steile Felswand, rechts den brausenden Bach, war die vorherrschende Empfindung. Sie dämpfte das Mißfallen an dieser wilden und schaurigen Gestaltung der Natur, die sonst jedenfalls zum stärksten Ausbruch gekommen wäre.

Obschon die Wege durchweicht waren von schmelzenden Schnee, ging er doch zu Fuß weiter. Bald deutete der Kutscher mit der Peitsche auf ein spitzes Turmdach,

das, mit silberiggrauen Schindeln bedeckt, zwischen dem Grün der Tannen hervorragte. Allmählich sah dann auch das weiße Gemäuer heraus, und man konnte das Wirtshaus erkennen, das, zwanzig Schritt von der Kapelle entfernt, in gleicher Höhe mit ihr am Felsenhang zu kleben schien.

Onkel Hans verstummte vor Erstaunen. Und das geschah ihm selten im Leben. In so einem Vogelnest zwischen Bergen und Bäumen hatte Claudine aushalten müssen! Ganz unlogisch fühlte er einen kurzen Groll gegen die Brandows in sich aufsteigen. Wären die doch nie über unsre Schwelle gekommen, dachte er. Aber in seinem braven Herzen berief er sich sogleich über seine Ungerechtigkeit.

„Das ist nu Geschick!“ sprach er bei sich. „Das muß man nehmen, wie's unser Herrgott in seinem Würfelbecher zurecht schüttelt — hätt' ebenso gut die höchsten Augen werfen können für unsre Dina. Na, ich werde ihr ein bißchen Courage zureden. Nötig wird sie den alten Onkel sowieso schon lange gehabt haben.“

„Claudine!“ schrie er langgezogen, als er dem Wagen jetzt voran den Weg zur Höhe hinanschritt.

Er bildete sich ein, daß sich nun die Thür aufthun und Claudine mit Jubelgeschrei herausstürzen werde.

Aber nichts antwortete seinem Ruf wie der Wiederhall, der jedes Geräusch von Bergwand zu Bergwand hin und her sandte, bis es allmählich fern in den Lüften zerfloß.

Stampfend und prustend trat Onkel Hans über die Schwelle.

Da öffnete sich die Thür rechts vom Flur.

„Herr Oberst!" rief Ruprecht von Brandow.

„Na nu!" rief Onkel Hans fast zugleich.

Der Mann sah ihm nicht vergnüglich und gesund aus.

Sie schüttelten sich die Hände. Brandow zog den Freund in den Hintergrund des Flures und begann leise und hastig in ihn hineinzureden.

Und Onkel Hans' offenes Gesicht umdüsterte sich. Seine Augen wurden finster, und er schlug mit der Spitze des rechten Fußes ein Marschtempo.

„Verfluchte Neuigkeiten," murmelte er endlich. Dann sah er den andern an, durchbohrend und drohend.

„Herr," sagte er streng, so streng, daß kein Ausweichen war, „und wo beliebten Sie zu sein, wenn ich fragen darf, als meine Claudine ihr Leben in die Schanze schlug, um das Ihres Sohnes zu retten?!"

Onkel Hans schien größer zu werden, wenn er ernst wurde.

Ruprecht von Brandow ward noch fahler.

„Ich bin ein Elender," sprach er, „ich schlief."

Ihre Blicke wurzelten ineinander. Sie verstanden sich ohne Worte. Vorwürfe, Reue, Gelöbnisse —, nichts brauchte zwischen ihnen ausgesprochen zu werden, und als Brandow mit fester, lauter Stimme plötzlich sagte: „Ich schwöre es!" schüttelte Onkel Hans ihm

heftig die Hand. Er wußte, was dieser Schwur gelobte und daß er gehalten werden würde.

„Bringen Sie mich zu ihm. Und dann zu ihr.“

Brandow ließ Onkel Hans in die Bauernstube treten.

Dort hatte man ein Bett aufgeschlagen. Albrecht lag in den Kissen, bleich und, wie es schien, schlummernd. Onkel Hans besah ihn sich, schüttelte den Kopf und sah dann beinahe strafend den alten Mann an, der neben dem Bett saß. Es war der Doktor.

„Herr,“ sagte er zornig, „anstatt daß meine armen Kinder sich hier in Eurer unsinnigen Gegend das Leben holen, haben sie sich den Tod geholt, wie mir scheint.“

„Ssch̃t,“ machte der Doktor. Onkel Hans sah sich den Mann genauer an.

Eine untersetzte, rüstige Gestalt hatte der und ein wetterhartes Gesicht unter silberweißem Haar. Schlau und freundlich sah das Gesicht drein, und ein Paar helle Augen standen darin.

„Hören Sie mal, wenn ich Sie so genau angucke — Sie gefallen mir. Sind Sie der Wunderdoktor mit den Kräuterkuren? Na, dann zeigen Sie mal, was Sie können! Hier an dem Jungen ginge unserm König ein braver Offizier verloren. Und die Claudine hängt an ihm — — er hat es ihr zu sehr angethan,“ sprach Onkel Hans.

„Ich hoffe das Beste!“ sagte der alte Herr mit Zurückhaltung. Der herablassende Ton von Onkel Hans,

halb scheltend, halb freundlich, verletzte ihn ein wenig. Er glaubte einen hochmütigen Norddeutschen vor sich zu haben.

Onkel Hans sah sich um.

„Wo ist denn das Kind, unsre Dina?“ fragte er.

„Sie schläft. Sie war vor Ermattung und Angst ohnmächtig geworden, und da haben wir sie ins Bett gelegt,“ berichtete der Doktor. „Lassen Sie sie schlafen. Und wenn sie erwacht, halten Sie sie noch von hier fern, bis ich Sie rufe.“

„Na, wenn Sie hier 's Kommando haben — mir recht! Die Herren Doktoren machen einen mundtot. Aber so an ihrem Bett sitzen — das darf ich ja wohl. So ganz bescheiden?! Wissen Sie, darum bin ich nicht von Berlin gekommen, um mich hier an die Wand drücken zu lassen.“

Sein Kummer fand keinen andern Ausdruck. Er mußte schelten, um nicht weich zu werden.

„Brandow, aber erst helfen Sie mir mal aus meinem Koffer Stiefel und Zeug kriegen, da wird ja wohl 'ne Kammer sein, wo ich unterkommen kann. Ich habe keinen trockenen Faden am Leibe.“

Onkel Hans hatte lediglich bei seiner letzten kurzen Wanderung etwas Schneewasser in die Stiefel bekommen, das nannte er keinen trockenen Faden am ganzen Leibe haben.

Eine Viertelstunde später saß Onkel Hans denn am Bett seiner Claudine.

Durch die beiden kleinen, viereckigen Fenster sah das graue, karge Licht des Nachmittags. Es war so kalt und so arm, daß es alle Gegenstände im Raume doppelt dürftig erscheinen ließ. Auf dem schmalen Bett lag Claudine, ihr dunkles Haar bedeckte die eine Seite der groben Leinwand des Kopfkissens völlig. Man hatte es so ausgebreitet, damit es trockne.

Onkel Hans hielt mühsam den Atem an, und ihm wurde ganz beklemmt von dieser Anstrengung.

Wie sie dalag! So erschöpft, die Wangen so schmal, eine rote Schramme schräg über der Stirn, um die lieben, geschlossenen Augen braune Schatten.

Er sah immer auf sie hernieder, und langsam löste sich eine Thräne nach der andern von seinen Wimpern und rann hinab über seine Wange.

Es war nicht sein eigen Kind, das da so lag wie eine Blume, die das Unwetter zerschlagen, aber es war doch sein eigen Fleisch und Blut, eine von seinem Geschlecht. Und was da in seinem Herzen zitterte, war die reinste, echte Vaterliebe.

Und einen Respekt hatte er daneben vor Claudine, eine Ehrfurcht — er konnte das thränenvolle Auge nicht von ihr wenden und sich nicht satt sehen an dem elenden, lieben Gesicht.

Sein beständiger Blick fing an, die Tiefe ihres Schlafes zu lösen. Sie atmete ungleicher, rührte sich und schlug endlich die Augen auf.

Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, ein träumerisches, glückliches. Dann schlossen sich die Lider wieder.

„Ne, ne, ich bin es wirklich!“ sagte Onkel Hans und nahm ihre Hand.

„Du,“ stammelte sie, „du! Wie ist es möglich?“

Onkel Hans beugte sich über sie, damit sie ihn umarmen könne. Er streichelte ihr das Haar und die Wangen.

„Dies ist eine ganz simple Angelegenheit,“ sprach er vergnügt, „die alte Schreiberei, weißt du, is nix für mich. Lena, die hat 'ne Fixigkeit an sich, was das Schreiben anlangt — na, von mir hat sie es nich. Obschon ihr sonst doch in jeglicher Art nach mir geschlagen seid. Deine Mutter will immer nich darauf anbeißen, wenn ich ihr das vorrechne, aber, aber . . .“

„Du bist gekommen, nur weil du nicht schreiben mochtest?“ fragte Claudine.

„So'n bißchen, und auch weil es mir das Herz abfraß. Kind, es sind fünf Monat, daß ich dich nicht gesehen hab'! In meinem Leben sind die Tage kostbar. Und da bin ich denn in dies greuliche Land gekommen, wo einem die Berge vor 'n Horizont gepflanzt sind, daß man allemal denkt, die Welt is mit Brettern zugenagelt. Na, und in einem schönen Zustand find' ich euch nich! Das muß ich sagen.“

„Albrecht!“ rief Claudine und wollte aus dem Bett.

Onkel Hans drückte sie nieder.

„Man immer sachte, Kind!“ ermahnte er, „da unten is 'n Doktor, grob is er, und das gefällt mir, und er hat auch sonst so was, das mir gefällt. Du sollst hier warten, bis du gerufen wirst. Er will ja wohl den

armen Albrecht untersuchen, und dazu mußte der doch erst mal aufwachen."

Claudine grübelte vor sich hin, die Augen auf die Fenster gerichtet, durch die das Tageslicht nur noch matt kam, denn der Himmel war mit Gewölk verhangen.

„Wie spät ist es?" fragte sie.

„So um fünfe rum," sagte Onkel Hans. Und da er ihren verzweifelten Ausdruck sah, fuhr er fort: „Hör mal, die Flinte ins Korn muß man nie werfen! Du bist dem alten Oberst Ahlefeld sein Kind, sozusagen. Also Courage! Und ich habe so 'n Animus drauf, daß dies nu 'n Glücksfall war. Ich hatte mal 'n Kameraden, Pöttnitz hieß er, du weißt doch, der Pöttnitz, der . . ."

„Ich weiß, Onkel Hans, du hast es mir schon durch Lena sagen lassen. Und wie geht es zu Hause?" fragte Claudine, sich zur Teilnahme an andern Dingen, als an Albrechts Zustand zwingend.

Onkel Hans schmunzelte geheimnisvoll.

„Ich hab' was Schriftliches mit," sagte er.

„Von Mama, von Lena?" fragte sie, „o gib doch!"

„Dies is nu 'ne kniffliche Sache," meinte Onkel Hans, lediglich mit sich selbst sprechend, „ich soll sie erst vorbereiten und hab' doch mein Ehrenwort gegeben, nichts zu verraten. Das heißt zum Angriff blasen und doch nicht vorgehen. Wie ich das nun machen soll, ist mir nich dabei gesagt."

„Es ist etwas vorgefallen! Etwas Schreckliches!“ rief Claudine, die in ihrer Erschöpfung geneigt war, nur noch Unglück zu erwarten.

„Das kommt nu gänzlich auf 'n Standpunkt an,“ meinte er nachdenklich. „Für mich is es sozusagen 'n Unglück. Ich werde vom Schicksal so zum alten Eisen geworfen. Weißt du, Dina, ich hab' schon gedacht, ich zieh mit deinem Schwiegeralten zusammen; wir kaufen uns in Pankow oder Schönhausen so 'ne kleine Bude mit viel Garten und bauen da Kohl. Er versteht sich ja woll auf die Kohlbauerei, na, und ich rauch' das Ungeziefer von den Rosen, das soll'n sie nich vertragen, hab' ich mal gehört.“

„Der Plan ist herrlich! Aber laß mich doch erst wissen, weshalb du ihn gefaßt,“ bat Claudine.

Onkel Hans zog einen Brief aus der Tasche.

„Bei dieser obskuren Helligkeit wirst du woll nich lesen können.“

Claudine erhob sich von dem Bett. Ein Frostschauer rann ihr durch die Glieder. In einen Mantel Albrechts gewickelt, setzte sie sich ans Fenster. Während sie las, ging Onkel Hans vorsichtig auf den Zehen mit mehr Geräusch auf und ab, als er bei gewöhnlicher Gangart verursacht hätte.

„Claudine, mein liebstes Menschenkind, ich bin ganz nervös und sicherlich halb unzurechnungsfähig. In solchem Zustande werden einem ja sogar vor Gericht mildernde Umstände für die begangenen Thaten zugebilligt, und so muß ich auch hoffen, daß mein Richter

mir für alle Zeit, wenn sein Gedächtnis zu dem Vorgefallenen zurückgekehrt, solche mildernden Umstände zuerkennt.

Du weißt es, seitdem Claudius und ich auf dem Standpunkt angekommen waren, uns lyrische Gedichte in Prachtband mit Goldschnitt an den Kopf zu werfen — d. h. ich allein hatte ja geworfen, und auch bloß vor die Füße — seitdem war eine Lücke zwischen uns — unbeschreiblich und unüberbrückbar. So denke ich mir die leeren Räume im Weltall, welche einen Stern vom andern trennen. Jeder ist in seine Atmosphäre eingekapselt und sieht doch den andern fern im Äther schweben — ihre Bahnen berühren sich aber nicht. (In Klammer gesagt, taxiere ich mich nur für so ein kleines Sternschnuppchen, das aus seiner Bahn gekommen ist.) Ich fing an, mich wütend auf die Wissenschaften zu stürzen. Ich wollte Erzieherin, Schriftstellerin, Volksrednerin oder alles zugleich werden. Ich lernte. O Claudinenkind, das ist nun eine merkwürdige Geschichte!

Wenn Du dein Näschen dilettierend so ein bißchen bald in diese Wissenschaft steckst und bald in jene, angenehm beim Thee in Journalen den populären Extrakt tiefer Forschungen lesend zu Dir nehmen kannst, Dir in der Eitelkeit gefällst, bei jedem Gespräch in ästhetischen Salons schlagfertig mitreden können, so ist das eine sehr vergnügliche Beschäftigung. Man kommt sich bedeutend, universell gebildet vor und denkt im Grunde, ein freieres und reiferes Urteil zu haben als mancher Gelehrte, dem sein „Fach“ den Horizont verengt.

Seit ich lesen kann, habt Ihr mich laut einen Bücherwurm gescholten und heimlich für ein Wunderkind gehalten.

So, nun fiel ich auf die Nase! Und pardauz, da lag ich.

Für ein junges Frauenzimmer ist das Dilettieren leichter als das Studieren. Ich machte die erstaunliche Entdeckung, daß es leichter ist, von zehn Fächern die Oberfläche kennen, als eines gründlich zu erfassen.

Und ich schämte mich halb tot. Obschon ‚er' damals ja noch nichts von meinem Don Quixotezug zu den Wissenschaften wußte, war mir doch, als wäre ich vor seinen Augen zu einem Nichts zusammengeschrumpft. Ich weiß nicht einmal, ob er bemerkte, daß ich nicht mehr das große Wort führte und mich sogar des Widerspruchs gegen die docierenden Auseinandersetzungen Professor Baumeiers enthielt, welches Du sicher als schlagenden Beweis meines vernichteten Selbstgefühls hinnimmst. Denn unter uns: ich halte Baumeier weder für eine Leuchte seines Fachs, noch für eine Intelligenz überhaupt.

Ich hatte mein geistiges Waterloo gefunden — das Napoleonsschicksal kann den kleinsten Leuten passieren.

Und gerade in diesen Tagen, als ich alles in mir zusammenbrechen fühlte, von dem ich bislang gedacht, daß es einem Frauenleben Inhalt geben könne, das mir Ersatz für Liebe und Glück verschaffen sollte, gerade als es sich mir offenbarte, daß ich nur geistigen Hochmut, aber gar keine besondere Ver-

anlagung zur Wissenschaft habe, gerade da that er etwas Schändliches.

Jawohl, Bernhard Claudius, es war schändlich! Und wenn meine Unzurechnungsfähigkeit nicht gewesen wäre, hätten Sie, mein Herr, Ihre bösen Absichten zur That werden lassen! —

Wir saßen, wie wir jetzt immer sitzen, die Mama und ich, wenn gerade kein Besuch da ist, ein bißchen wie Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem. Voll Sorgen um Dich, voll Heimweh nach Dir, düster in unsre eigne Zukunft blickend, von welcher Mama durch die Aussicht auf meine stete altjüngferliche Gegenwart wahrscheinlich eine kohlpechrabenschwarze Vorahnung hatte.

Da kam er. Du kennst seine Art, einzutreten und zu grüßen. So vornehm und so ruhig, daß man sich sofort aller unzufriedenen Gedanken schämt, die man in den letzten vierundzwanzig Stunden hatte. Und an dem Tag lag ein besonderer Ernst über seinem edlen Gesicht.

Er sprach lange mit Mama. Worüber, das kann ich nicht sagen. Es ärgerte mich. Ich war doch auch da. Und ich fing an, mit rasender Eile und sehr langem Faden zu sticken. Irgend eine Demonstration mußte ich machen.

Die ganze Stickerei ist eine Wüstenei von verkehrten Stichen, und kommt ins Familienmuseum.

Es wurde dämmerig. Er stand auf. Ich fühlte, daß irgend etwas Ungeheuerliches in der Luft lag.

Mama natürlich fühlte es nicht und saß schön, vornehm, zufrieden unter ihrem schönen, vornehmen Bild, wie immer.

Aber ich stand auch auf. Er schwieg vielleicht ein paar Sekunden lang. Aber mir kam es wie eine Ewigkeit vor, und ich sah sein Auge auf mich gerichtet, traurig und sehr ernst.

‚Ich muß,‘ begann er endlich, ‚eine Mitteilung machen, die mir schwer genug wird!‘

Hast Du's schon einmal erfahren, daß man in Sekunden so viel denkt, wie sonst in Stunden? Das jagt durchs Hirn, man weiß nicht wie. Und ich dachte einen ganzen Roman und vergaß Mama und alle meine Befürchtungen in dieser Richtung, und ich dachte, er wolle heiraten — eine Fremde —

Ich schrie:

‚Sie wollen sich verloben!‘

Nachher hat man es mir gesagt, ich habe es wie in Todesangst gerufen.

Und er, er sagte wie im Schreck, wie zögernd, als fasse er meinen Ton nicht, sagte halb mechanisch:

„Ich will fort von hier.“

Ja, und da brach es aus. Ich kann es Dir nicht so erzählen, und könnte ich es gleich, ich möchte es nicht. Ich weiß nur, daß ich etwas Unerhörtes that. Daß ich weinte oder rief: ‚Von mir?! von mir fort!‘ oder sonst dergleichen, und daß ich mich wieder zurückfand im Leben, als er mich in seinen Armen hielt und mir zuredete.

Ach, Du weißt, Reden ist sein Metier!

Und ich hörte so gern und höre es immer wieder gern, daß er nur fort gewollt, weil er mich liebe, und daß er geglaubt habe, ich sei zu eigensinnig, mein Herz ihm oder irgend einem Mann zu schenken.

Auf die Mama besannen wir uns erst nach vielen, vielen Minuten. Und da war's, als packe mich eisiger Schreck. Was wird sie sagen?! Nehme ich ihr einen Mann, den sie selbst liebt?

Aber dies werde ich nun nie verstehen, was in Mama vorging. Es schien, als sei sie erst von Staunen wie gelähmt. Dann löste sich das, und weiter schien es, als sei etwas von ihr genommen wie eine Zwangsjacke, wie ein Ceremoniell, das steif auf ihr gelegen. Als sei ihr eine große Bequemlichkeit widerfahren. Anders kann ich es nicht ausdrücken. Und die Beobachtung befestigt diesen Eindruck. Sie ist glücklich und dankbar, Bernhard Claudius' Schutz und Rat nun für immer garantiert zu haben, sie braucht sich nicht mehr die Mühe zu geben, ihn durch ihre Haltung ans Haus zu fesseln. Sie darf wahrhaft freundschaftlich mit ihm verkehren, weil die Welt nicht mehr sagen kann, sie will ihn heiraten, weil er selbst ihre Ergebung nicht mehr als Entgegenkommen deuten kann. Ich habe Mama nie so liebevoll, nie so heiter gesehen. Und ich, ihr häßliches Kind, mache die hervorragendste Partie, die man nach Mamas Meinung überhaupt machen kann. Das mußt Du in die Seele Deines Albrecht hinein nicht übel nehmen. Ich weiß ganz wohl, daß es außer

Bernhard noch mehr Männer ‚erster Garnitur‘ gibt — ein Ausdruck, den man mir mehr als Onkel Hans' Nichte, denn als Bernhard Claudius' künftige Gattin verzeihen wird. Aber Mama hat nun einmal die Vorliebe! Und daß ich nicht die Letzte bin, dies zu begreifen, siehst Du wohl ein.

Also Mama ist glücklich im Besitz eines Idealschwiegersohns. Und sie nimmt ihm nicht einmal den schlechten Geschmack übel, den er bei der Wahl seiner Gattin bewiesen. Wer weiß, vielleicht ist es auch so: wer in seiner Jugend für das vollkommene Bild einer harmonischen Schönheit, für Edith Guilford geschwärmt hat, kann später nur den völligen Gegensatz lieben.

Neugierig bin ich auf eins: ob ich wieder die alte Lena werde, wenn ich mich erst an das Glück gewöhnt habe! Jetzt wäre ich sogar geneigt, für seine Armen zu kochen und ihnen Predigten vorzulesen. Aber ich glaube, dies ist nur der erste Rausch. Na, er kennt mich, er muß wissen, was er that, ich lehne jede Verantwortlichkeit ab für alles, was passiert.

Ich bin glücklich. Unbändig glücklich! Kommt schnell heim, damit ich es Dir jeden Tag und jede Stunde sagen kann, denn so etwas schreiben müssen, ist noch dürftiger als stammeln.

Aber Claudine, Frau Lieutenant, ich bitt mir Respekt aus: Frau Pastorin! Wie das klingt! Doch unaussprechlich würdevoll. Meine Gnädigste, ich habe den Vortritt vor Ihnen.

Kannst Du Dir Bernhard als Deinen Bruder denken? Ist am Ende nicht alles ein Traum?

Deine Lena."

Claudine konnte es wirklich nicht fassen. Sie sah Onkel Hans an und dachte nach und wußte nicht recht, ob sie von diesem Bündnis dauerndes Glück erwarten dürfe. Und doch wallte in ihrem schwesterlichen Herzen heiße Freude auf, daß Lena sich den Geliebten errungen.

„Onkel Hans, sagte sie mit zitternder Stimme, Lena ist ja außer sich vor Glück. Aber glaubst du, daß sie zusammen passen?"

Der Oberst blieb stehen und sprach voll Stolz:

„Wenn der liebe Gott einen Ahlefeld wo hinstellt und sagt: ‚Da ist dein Platz, nu thu deine Pflicht,' dann wird auch was Ordentliches daraus."

Claudine sah wieder in den Brief hinein. „Weißt du, Onkel, Lena hat doch viel von dir. Sie erzählt auch so ein bißchen im Zickzack."

„Das will ich meinen!" rief Onkel Hans, dessen große Lebensfreude die fixe Idee war, daß seine Nichten alle Begabung und alle guten Eigenschaften von ihm hatten. „Bei mir hat sich das bloß nich so 'raus-machen können, in meiner Jugend waren die Zeitläufte nich danach," pflegte er zu sagen.

„Dein neuer Schwager und Exvormund hat auch noch was Schriftliches verfaßt. Da!"

Claudine mußte lächeln über die weise Ökonomie, mit welcher Onkel Hans seine Schätze einen nach dem andern austeilte.

Plötzlich erstarb ihr Lächeln. Sie neigte das Haupt. Unten schien es laut zu werden. Sie sprang auf.

„Wir überlassen ihn vielleicht zu vertrauensvoll dem fremden Arzt," rief sie.

„Sein Vater ist bei ihm. Sei doch ruhig. Man wird dich rufen."

Sie seufzte schwer und zwang sich, näher an das Fenster rückend, zu lesen.

Draußen rieselte nun ein dichter Regen hernieder, still und naß war die Welt, und jeder Fernblick durch Gewölk, das sich tief niedergesenkt hatte, verhüllt.

„Meine liebe Dina!

Nun wirklich meine teure Schwester! Auch in Deine Hände muß ich das Gelöbnis legen, daß ich Lena glücklich zu machen versuchen will. Ich weiß, Dein treues Schwesterherz sieht den Bund zwischen ihr und mir als keine ganz leichte Sache an. Unsre Verschiedenheit muß es beinahe als ein Wagnis erscheinen lassen, daß wir uns verbinden. Und das Zauber- und Gnadenwort ‚wir lieben uns' kann allein die Zukunft nicht durchleuchten.

Aber kraft dieser Liebe werden wir uns verstehen lernen, aneinander arbeiten, zur freudigen Erfüllung gemeinsamer Pflichten vorschreiten.

Welch wundervolle Aufgabe für einen Mann, den hochbegabten Geist Lenas, der jetzt oft wie ein verflatterter Vogel sich in allerlei Netzen verfängt, leiten zu dürfen. Ihrer feinen Seele, die einen Hang zum

Selbstironisieren und zur Verbitterung hat, lichte und immer gleiche Heiterkeit geben zu dürfen!

Die Intelligenz in diesem jungen Köpfchen ist so reich, daß dem Mann, der Lena zur Lebensgefährtin errungen, die edelsten Freuden winken.

Wie reich wird unser Leben sein!

Und in Lena schlummern mehr Anlagen zur liebevollen barmherzigen Weiblichkeit, als sie sich nur selbst gestehen will.

Mich aber, den ein wenig zu Erwägenden, zu Pedantischen, mich wird ihr quecksilbernes Wesen mit neuer Jugend ...."

„Hör, es kommt jemand die Treppe herauf," unterbrach Claudine sich nervös.

Die glücklichen Betrachtungen, die sie da las, erfreuten sie tief. Aber in diesen Minuten war es doch, als zwänge sie alles, zu horchen, zu warten.

Onkel Hans öffnete die Thür.

Richtig, draußen tauchte gerade der Kopf der Wirtin aus dem Treppendach auf. Die Frau, als sie sich bemerkt sah, blieb so stehen, mit halbem Leib in das obere Stockwerk hineinragend. Onkel Hans fuhr es schreckhaft durch die Glieder. Das weiße Gesicht der Frau mit den funkelnden Augen, im Dämmer des Hintergrundes, wirkte so unheilverkündend.

Schon war Claudine neben ihm.

„Soll ich kommen?"

Onkel Hans verstand kein Wort von dem, was die Frau sagte. Er hastete Claudine nach. Er glaubte

Boy-Ed, Ida,

Nichts Roman

Bielefeld 1897